Epist. 809 3/2

23. 08. [illegible]

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36602290120012 S
<36602290120012
Bayer. Staatsbibliothek

Epist. 809w

Dorothea v. Schlegel

geb. Mendelssohn

und deren Söhne

Johannes und Philipp Veit.

Briefwechsel

im

Auftrage der Familie Veit herausgegeben

von

Dr. J. M. Raich.

Zweiter Band.

Mit den Bildnissen von Johannes und Philipp Veit.

MAINZ,
Verlag von Franz Kirchheim.
1881.

Epist. 809 w/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

G
133

Inhalt.

		Seite
VII.	Zwei Jünger der Kunst. 1811—1813:	
	Nr. 178—215	1—120
	Aus Dorothea's Tagebuch 1—13 . . .	121—128
VIII.	Im Befreiungskriege. 1813:	
	Nr. 216—260	129—236
	Aus Ph. Veit's Feldbrieftasche:	
	In einer entweihten Kirche . . .	237
	Vor einem alten Marienbilde . . .	238
	Vor der Schlacht bei Leipzig . . .	238
	Lied vom Steuermann	239
	Madrigal	240
	Sonett.	240
	An den Märtyrer Sebastian . . .	241
	Sinnsprüche	242
IX.	Im Befreiungskriege. 1814:	
	Nr. 261—278	243—276
X.	Wiener Congress. 1814—1815:	
	Nr. 279—297	277—314
XI.	Wien—Rom—Frankfurt. 1815—1816:	
	Nr. 298—312	315—354

Seite

XII. Goethe und die christliche Kunst. 1816—1817:

Nr. 313—331 355—412

XIII. Philipp Veit's Berufszweifel. 1817:

Nr. 332—348 413—452

Dichterklänge von Philipp Veit:

An J. v. Eichendorff 453

Liebessehnen 454

Lied 455

Uebersicht der Briefe.

1. Von Dorothea

an ihren Sohn Johannes Veit: Nr. 185. 189. 191. 193. 197. 199. 203. 210. 213. 217. 222. 241. 257. 271. 277. 283. 287. 290. 298.

an ihren Sohn Philipp Veit: Nr. 179. 181. 247. 248. 253. 258. 264. 278—280. 285. 299. 323. 324. 327. 344.

an ihre Söhne Johannes und Philipp Veit: Nr. 301. 304. 306. 313. 318. 326. 329. 330. 332. 337. 339. 341. 342. 346. 348.

an Friedrich Schlegel: Nr. 305. 308. 309.

an August Wilhelm Schlegel: Nr. 202. 218. 307. 314. 326. 343.

an Sulpiz Boisserée: Nr. 180. 223. 244. 255. 266. 315. 331. 345.

an P. Clemens Maria Hofbauer: Nr. 340.

an Baron Friedrich de la Motte Fouqué: Nr. 262. 275.

an Varnhagen v. Ense: Nr. 201. 208. 219.

an Caroline Paulus: Nr. 224. 320. 335.

an Rahel Levin: Nr. 297. 317. 322. 333. 336.

an Gräfin Julie Zichy: Nr. 239. 265. 288. 295. 310. 316.

2. Von Johannes Veit

an seinen Vater Simon Veit: Nr. 183. 188. 190. 194. 196. 206. 209. 214 216. 220. 234. 243. 267. 270. 282. 292.

an seine Mutter Dorothea: Nr. 182. 187. 250.

an Henriette Herz: Nr. 178.

3. Von Philipp Veit

an seinen Vater Simon Veit: Nr. 200. 205. 207. 215. 221. 225. 232. 235. 254. 260. 261. 263. 300. 302. 303.
an seine Mutter Dorothea: Nr. 226. 228. 229. 238. 240. 250. 256. 259. 268. 281.
an Friedrich und Dorothea Schlegel: Nr. 227. 231. 236. 237. 246. 272.
an seinen Bruder Johannes Veit: Nr. 192. 204. 211. 276. 291. 321.

4. An Dorothea

von ihrer Schwester Henriette Mendelssohn: Nr. 212.
von Simon Veit: Nr. 274. 286.
von Baron Friedrich de la Motte Fouqué: Nr. 273.
von Gräfin Julie Zichy: Nr. 296. 312. 319.

5. An Johannes Veit

von Friedrich Schlegel: Nr. 195. 294.
von P. Clemens Maria Hofbauer: Nr. 198. 334.
von Friedrich Overbeck: Nr. 230. 233. 245. 249 252.
von dem deutschen Künstlerorden: Nr. 325.
von Franziska Caspers: Nr. 328.
von Henriette Herz: Nr. 186.

6. An Philipp Veit

von Friedrich Schlegel: Nr. 184. 242. 251. 347.
von Joseph Baron v. Eichendorff: Nr. 289.
von Dr. Hermann Friedländer: Nr. 311.
von Graf Carl v. Gröben: Nr. 284.
von P. Clemens Maria Hofbauer: Nr. 334. 338.
von Ernst Graf v. Kanitz: Nr. 293.
von Oberstlieutenant v. Loebell: Nr. 269.

Druckfehler.

S. 214 ist Nr. 253 statt 252, S. 322 in der Ueberschrift Johannes statt Johann zu lesen.

VII. Zwei Jünger der Kunst.

1811—1813.

—

178.

Johannes Veit an Henriette Herz in Berlin[1].

Wien, den 1. Januar 1811.

Geliebte Freundin, ich will das neue Jahr damit beginnen, Dir Glück zu wünschen und um die Fortdauer Deiner Liebe und Freundschaft zu bitten. — Dein schöner Brief[2] ist mir nicht verloren gegangen, ich habe ihn aber erst vor einigen Wochen erhalten, nämlich durch den Buchhändler Hitzig. Ich habe meiner Trägheit, die mich abgehalten hat, Dir und dem Vater zu schreiben, gestern ein tüchtiges Pereat zugetrunken mit dem Ablaufe des alten Jahres, und will nun mit dem Vorsatze anfangen, nie wieder solche Sünden zu begehen. Möchten doch alle meine Freunde mir so leicht vergeben können, als ich mir unaufhörlich vornehme, mich ihrer Liebe werth zu machen. Wie viel glücklicher hätte dann so manches für uns schon werden können! Glaub mir, liebe Freundin, ich habe mir nie Feinde machen wollen, weder in der Heimath, noch sonst irgendwo; nur das Gefühl meiner eigenen Beschränkung und des nie zu erreichenden Zieles hat mich abgesondert von der gewöhnlichen Heiterkeit

1) Aus dem Concept.

2) vom 9. October 1810. Bd. I n. 173.

des Sorgenlosen und mich frühzeitig einen Weg in mir selber finden gelehrt, auf welchem ich zwar nicht auf der Stelle, aber doch gewiss einst und dann ewig vereint sein werde mit allen Guten.

Mit der Beschreibung der Gemälde, welche vorzüglich auf Dich gewirkt, hast Du mir viel Freude gemacht. Es beweist Dein richtiges Gefühl, denn es sind diejenigen, welche alle edeldenkenden Menschen ansprechen müssen. Friedrich ist unter den mir bekannten Künstlern der einzige, der auf einem richtigen Weg, der nicht mit gewissen Formen ergötzen will, sondern vielmehr das Eigenthümliche seines Daseins in reinen einfachen Tönen ausspricht. Wie wenigen von der Natur Begünstigten ist es vergönnt, einen so reinen Dienst der heiligen Kunst zu weihen; wie viel haben wir andere mit uns selbst zu kämpfen, um nur erst in Ruhe denken zu können und das tief eingewurzelte Uebel zu bekämpfen. Endlich einmal muss es dennoch gelingen, und dann soll sich gewiss eine desto schönere Bildung auf sicherem Grunde erheben.

Meine eigene künstlerische Bildung hoffe ich erst in Italien zu erhalten, weil ich bisher noch immer zu viel mit mir selbst zu thun hatte und noch habe. Indess zeigen sich hin und wieder schon kleine Blüthen von dem schon längst Gewünschten; einen Einsiedler, dem ein heiligenbild von zwei Engeln gebracht wird, in einer Landschaft, habe ich mit Oelfarben skizzirt, und andere Projecte arbeiten noch in mir. Sobald etwas ausgeführt ist, sollst Du es erfahren. Sage dem Vater so viel, als Du für gut hältst, von meinen Ideen; ich zweifle daran, ob alles ihm Freude machen könnte. Ich möchte ihn aber um alles für unsere politische Existenz beruhigt wissen; Du kannst es leicht und mit gutem Gewissen thun. Die Künstlerbekanntschaften, welche ich hier gemacht, haben mich sehr wenig interessirt und verdienen keine Erwähnung. Von Schick in Rom sind einige schöne Bilder

bei Humboldt, welche ich nächstens sehen werde. Vielleicht gehe ich mit Loder zusammen im Frühjahr nach Italien. Kannst Du mir nichts über ihn sagen? Was macht Schinkel, Schleiermacher, Fichte und alle grossen Männer dort, wenn das Ungethüm schon wieder so nahe ist, als man hier sagt; wie wird es mit der Universität stehen?

179.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Dresden.

Wien, 13. Februar 1811.

— — Dein Freund Friedrich [1]) hat Dir zwar klug gerathen, „von Matthäi zu lernen, so viel Du kannst, und dann für Dich malen.“ Das musst Du freilich und wirst es auch; Matthäi kann auch nichts anders von Dir verlangen; aber anfangen musst Du nicht mit dieser Politik. So klug ist Matthäi auch, um bald einzusehen, dass Du politisch mit ihm verfährst; dann ist sein Zutrauen zu Dir hin, und er lehrt Dich nichts mehr und lässt Dich nichts mehr absehen, als was er jedem ihm unbedeutenden Schüler sehen lässt. Auch bist Du ihm allerdings, so lange er Dein Meister ist, Gehorsam und Anhänglichkeit schuldig und Du kannst Dich nicht ohne schwere Sünde gegen ihn auflehnen. Mein Philipp, Du bist ein katholischer Christ! Vielleicht hast Du noch heute an Deinem Geburtstage Deine Andacht verrichtet und Deinen Taufbund erneut; Du wirst Dich erinnert haben, wem Du darin entsagt! Fürchte nicht, eine Untreue an Dir selber zu begehen, indem Du den Gehorsam gegen Deinen Meister übst; im Gegentheil wirst Du, wenn Du Deinen Willen beugst um der Liebe willen und eine gute Meinung dabei

1) Landschaftsmaler.

hast, eine ganz besondre Gnade und feste Erleuchtung in Dir spüren. Du kannst Deine Eigenthümlichkeit nicht verlieren, denn Du hast keine andre, als die in der Liebe Gottes und in der Liebe des Nächsten ihren Grund und ihr Dasein hat. Sei also ohne Furcht! — Wenn es Matthäi von Dir verlangt, dass Du etwas für die Ausstellung verfertigest, so thue es immerhin; Du brauchst ja nicht Deine eigne Composition dazu herzugeben, sondern als Anfänger hast Du eine gute Ausrede, zuerst eine Copie geben zu wollen. Lass Dir von Matthäi irgend eine Figur von der Gallerie zum Copiren aufgeben oder wähle selber eine und betrachte es als eine Aufopferung Deines eignen Willens und als eine gute Malerübung. Der Maler Friedrich hat für sich selber ganz Recht, aber „Eines schickt sich nicht für alle," bedenke dies! Dies deute aber nicht, als wäre ich mit Friedrich unzufrieden; im Gegentheil, ich schätze ihn hoch, und mich erfreut seine Freundschaft für Dich, so wie die Deinige für ihn. Johann und Friedrich werden Dir auch ein paar Worte über denselben Gegenstand schreiben, wir sind diesesmal so ziemlich übereinstimmend der Meinung, dass Du Dir Deinen Meister noch nicht entfremden möchtest. Du bist der Gegenstand unsrer liebsten Gedanken, wir denken fast beständig in rechter Liebe an Dich und Sorge um Dich und Hoffnungen auf Dich; so musst Du auch alles nehmen, was wir Dir schreiben, und keiner unangenehmen Empfindlichkeit Raum lassen.

Bei uns ist nichts neues vorgefallen, als dass Friedrich den ‚Beobachter' [1]) los geworden ist, welches ihm sehr angenehm ist, obgleich freilich eine gute Einnahme dadurch zugleich mit wegfällt. Wir sind aber darüber nicht betrübt; das Zeug hat ihm doch viel Zeit gekostet, die er nun mit Gottes Hülfe zu grossen Werken anwenden wird.

1) Vgl. F. Schlegel's W. 15, 281.

Mit seiner Gesundheit geht es jetzt ganz leidlich; er denkt nun ernstlich an einen längern Aufenthalt in Baden. Sendet mein Schutzgeist mir auf irgend eine Weise eine Summe in schönen goldenen oder silbernen Münzen zu, so verzehre ich dieselben dankbar an Deiner Seite in meinem geliebten Dresden, während Friedrich in Baden ist. Ich nehme mir höchst albern oft vor, wenn ich in die Kirche gehe, um eine solche Summe zu bitten, aber noch habe ich es doch wirklich nicht gekonnt; mein Gebet wird mir von meinem Schutzengel im Herzen herum gewendet und ich bete: „Herr, gieb mir, was zum Heil meiner Seele und den Meinigen gut und nützlich ist!“ — Wir wollen hoffen, liebster Philipp, uns recht bald auf irgend eine Weise wieder zu sehen.

Ich schreibe Dir bald wieder, heute ist es genug, ich muss für Johann noch einiges zu seiner Reise fertig nähen. Er ist seit einigen Wochen den ganzen Tag hier und arbeitet auch bei uns. Heute wird er ganz hier einziehen, weil seine Wohnung hier geräumt werden muss; morgen über acht Tage, als dem 21., geht er ab. Er hat eine gute Reisegesellschaft und wird hoffentlich eine schöne Reise machen. Was ihn vorzüglich bewog, sogleich nach Rom zu gehen, das sind Schick's Bilder, die Frau von Humboldt mit hergebracht hat. Ich kann auch dem Johann gewiss nicht Unrecht geben, dass er sich völlig davon hat einnehmen lassen, es sind die schönsten Gemälde, die in neuerer Zeit gemacht worden sind, und Schick ist ganz ausgemacht einer der grössten Maler unsers Jahrhunderts, auch ist er sonst ein vortrefflicher Mann.

Eckstein lässt Dir zu Deinem Geburtstage Glück, Heil und Segen wünschen und um Dein freundliches Andenken bitten. Pater Hofbauer und Martin [1]) lieben Dich

1) Stark, Redemptorist in Wien. Vgl. P. Hofbauer's Leben von M. Haringer 154.

väterlich und brüderlich, Deine Bekanntinnen grüssen Dich recht sehr. Von allen Seiten erinnert man sich Deiner mit vieler Liebe. Grüss die liebe Ernst und Auguste. Sobald Johann fort ist, schreibe ich ihr. Matthäi und seine Frau, Friedrich, Riquet und die Frau grüsse ich aus rechtem Herzen; wollte Gott, ich könnte sie allesammt bald wiedersehen. — Wie haben Deine Zeichnungen von mir und Friedrich gefallen in Dresden? Vergiss nicht, es mir zu schreiben, ich bitte Dich darum. Ich umarme Dich und segne Dich. Deine Mutter.

Die Mutter hat nach ihrer Gewohnheit so reichlich geschrieben, dass mir nur sehr wenig hinzuzusetzen bleibt. Dem Himmel sei Dank, dass unsre Sorgen um Dich vergeblich waren. — An dem Kupferstiche Deiner Zeichnung von mir ist mir äusserst gelegen, und Hitzig ist auch ganz einig mit mir. Auf Ostern braucht er aber noch nicht fertig zu sein, da der 2. Theil doch bis dahin nicht erscheint[1]). Fehlt es Dir an einem Kupferstecher ganz nach Deinem Sinne in Dresden, so sende nur die Zeichnung selbst wohl eingepackt an Hitzig nach Berlin. Nur dass dies spätestens zu Ostern geschehe. Setze Dich vor allen Dingen in Briefwechsel mit Hitzig darüber. — Sage Charlotten, dass ich nie gestörter, beschäftigter, bedrängter war als in diesen letzten 10 oder 14 Tagen. Sie soll daher nicht übel nehmen, wenn ich ihr nicht gleich heute schreibe, wie ich es mir vorgenommen hatte, nachdem ich den Tod der Mutter[2]) erfahren. Ich grüsse sie von ganzem Herzen.

Lieber Philipp, lerne malen, malen, malen bei Matthäi

1) Hitzig in Berlin verlegte 1809 Fr. Schlegel's Gedichte als ersten (und einzigen) Band seiner ‚sämmtlichen Werke'; letztere, 10 Bände stark, sind erst 1822—25 in Wien erschienen.

2) † 21. Januar 1811. Vgl. A. W. Schlegel's Briefw. Bd. 23 n. 67.

und skizzire abends fleissig für Dich oder auf berlinisch vor Dir. — War denn auch in Deinem Briefe die mir versprochene Nachricht von den Büchern und Dichtern, die Du liesest? oder liesest Du vielleicht keine andre Gedichte, als die Du selber getrachtet und gemacht? — Geh' Du immer in Beinkleidern von Wolle, Tuch, Casemir, Leinewand oder dergleichen zum Marcolini und merke Dir ein für allemal die Regel: jeder Künstler hat seine seidnen Hosen innerlich, und nimmt man es so genau nicht mit ihm. — Die schöne Frau Professorin[1]), welche als geborene Ritterin ehedem so muthwillig war und vermuthlich auch noch ist, grüsse nur ganz ergebenst wieder; vor allen aber den wackern Meister Matthäi. Ich bin sehr in Eil, umarme aber dennoch Dich, geliebter Quitter. Friedrich.

Der Punsch, welcher heute Abend soll auf Deine Gesundheit getrunken werden, erinnert mich daran, Dir Glück zu wünschen; keineswegs aber hast Du es ehrlich verdient, dass ein ordentlicher honneter Mensch mit Dir noch correspondirt. Ich gehe indess nun in 8 Tagen nach Rom und diese grosse Entfernung möchte unsern Briefwechsel noch mehr erschweren. Vernimm also in Kürze, wie ich über Dein Verhältniss mit Matthäi denke: Dass Du fortfährst, so hübsch für Dich zu componiren, wie Du hier in Wien angefangen, ist sehr gut; dass Du es aber grade Matthäi zeigst, leuchtet mir nicht ein, viel weniger, dass Du jetzt schon etwas von eigner Erfindung ausstellen willst. Matthäi selbst kann unmöglich wünschen, dass dies jetzt schon geschehe; als vernünftiger Mann kann es durch die Concurrenz nur die grössere Sorgfalt für die Kunstfertigkeit in Dir erwecken wollen, ich meine die äussere Vollendung der Form; alles aber, was Geist und Bedeutung ist, muss er Deinem Genius

1) Die Sepiazeichnerin Apollonia Seydelmann, geb. de Forgue.

überlassen. An Deiner Stelle würde ich unter seiner Anleitung nur copiren, nach Gyps, nach Gemälden, was es auch sei, und ihm buchstäblich in allem dazu gehörigen folgen, das eigene Erfinden aber nur heimlich treiben. Durch ein zu frühes Vertrauen zu mir selber bin ich dahin gelangt, nichts von meinen Ideen ausführen zu können. Vielleicht kann dieses Geständniss dazu beitragen, Dich von einem voreiligen Schritt abzuhalten, und dann hat es seinen Endzweck erreicht. An Friedrich bestelle viele Grüsse und sage ihm, dass er mir auch noch in Rom fehlen wird. Dein Bruder J.

180.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Wien, 16. Februar 1811.

Vor allen Dingen, lieber Sulpiz, muss ich Ihnen sagen, dass mich lange keine Nachricht von entfernten Freunden so gefreut hat, als die von der Verbindung Ihrer guten Schwester Marianne mit Böcker. Sie haben uns selber geschrieben; der herzliche, freudenvolle Ton des Briefes sowohl, als ihre gegenseitige Lage und vielgeprüfte Treue versichern uns, dass diese Ehe zu den wenigen guten gehöre, die im Himmel geschlossen werden, und die nicht allein zu den vielen berufenen, sondern zu den wenigen auserwählten gehören. Gott verleihe ihrem Glücke eine lange ununterbrochene Dauer! — Werden Sie diesem schönen Beispiele nicht folgen, lieber Freund, werden sie keine Frau in's Haus führen, soll der Apollinarisberg sich keiner Gebieterin erfreuen? Wie ich da oben am Fenster stand und in dem Gewitter über den Rhein hinüber schaute, da dachte ich schon daran, ob nicht wohl bald eine würdige Frau vom Haus an diesem Fenster stehen werde. Kommen Sie her nach Wien, wir

bewahren Ihnen hier ein liebenswürdiges Mädchen, der nichts fehlt, um eine sehr gute Frau zu werden, als ein Mann, der sie achtet, indem sie ihn liebt, und der von der Welt geachtet wird, denn sie will stolz auf ihren Gemahl sein dürfen. Auch hübsch ist Nina und nicht eitler, als billig.

Liebste Freunde, Ihr mögt es mir glauben, ich lebe im Geiste mehr unter Euch und an jenen Ufern als sonst in irgend einem Lande. — Kömmt einmal irgend ein grosses Loos oder eine Silberflottenkaravane oder Geldmammelucken zu uns in's Hinterstübchen, so weiss ich schon, was ich thue. So wie die Sachen jetzt stehen und sich verhalten, so welch ein Unterschied wird es denn bald sein? ... Dass Sie mich hier wieder verketzern werden, das weiss ich wohl, auch wünsch' ich nichts mehr, als Unrecht zu behalten, und ich möchte für meine Meinung eine Wette eingehen, um die Freude zu haben, sie zu verlieren. Sterben möchte ich nun einmal am liebsten zu Köln, noch lieber aber, wenn ich mir irgend einen Ruheplatz aussuchen und nicht nach Melaten gebracht werden dürfte.

Sie sehen, ich schwatze noch immer gern allerlei durcheinander mit Ihnen, als gingen wir wie sonst in Ihrem Blumengarten herum und raisonnirten über unsere Liebhaberei für diese und jene Blume, weiter soll es auch jetzt nicht bedeuten. Friedrich wird selber ausführlich schreiben, wie und warum er an dem ‚österreichischen Beobachter' keinen Antheil mehr nimmt. Seine kritische Thätigkeit wäre also wieder frei, und ich zweifle keinen Augenblick, dass er sie den Heidelbergern zuwenden wird, sobald er Musse findet, dergleichen wieder zu arbeiten. Vollkommen Recht haben Sie darin, dass er wieder einigemal in jene Regionen eindringen müsste, um die Atmosphäre zu reinigen. Aber Sie kennen ihn ja so gut als einer, wie ihm seine Arbeiten keineswegs leicht werden,

wie jede, auch anscheinend noch so geringe, seine ganze Kraft erfordert, weil er sie mit seiner ganzen Kraft umfasst; dass wir also nicht viel darauf rechnen dürfen, dass er neben den wichtigen grossen Werken, mit denen er doch nothwendig wieder einmal herausrücken muss, noch viel Nebenstunden zu den kritischen Arbeiten behalten und thätig verwenden dürfte. Ein solches rasches Umherwirken ist seine Sache eben nicht, das wissen wir und wollen sie darum auch nicht fordern. Helfen Sie mir nur, Gott um Gesundheit und Kraft für ihn bitten, dass seine grossen Werke an den Tag gelangen.

Von Philipp haben wir gute Nachrichten aus Dresden. Diesen werden Sie wohl am ersten von uns wiedersehen; es war sein fester Vorsatz, die alten kölnischen Gemälde zuerst zum Gegenstand seines Studiums zu machen, sobald er die Schule in Dresden verlassen kann. Unter Ihrer Leitung würden wir ihn sehr gern wissen. Johann ist noch bei uns, geht aber in einigen Tagen nach Rom, wo er sich ganz besonders an Schick anzuschliessen gedenkt, von dem einige Gemälde hier sind, die allgemein bewundert werden und auch allerdings bewundert zu werden verdienen. Unserm Urtheile nach verdient dieser Schick die Palme vor allen Malern unserer Zeit.

Gott erhalte Euch, Ihr lieben Freunde, und uns Eure Freundschaft.

181.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Dresden.

Wien, 24. Februar 1811.

Geliebter Philipp, wir grüssen Dich von ganzem Herzen! Diese Zeilen erhältst Du durch Herrn Rauch, einen Bildhauer aus Berlin, der jetzt von Rom kömmt und nach Berlin reist, wo er den Auftrag zu einem Monument

für die verstorbene Königin übernehmen und dann nach Rom zurückreisen wird, wo er dieses Werk auszuarbeiten gedenkt. Wir haben Herrn Rauch bei Humboldt's kennen gelernt, und er hat uns versprochen, Dich auf seiner Durchreise in Dresden aufzusuchen. Sollte er Dich nun zufällig nicht zu Hause treffen und Dir alsdann diesen Brief blos zurücklassen oder überschicken, so gehe doch dann ja gleich ihn selbst aufzusuchen, und versäume es ja nicht, lieber Philipp, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, sie wird Dich gewiss sehr erfreuen.

Gestern Mittag um 2 Uhr ist Dein Bruder abgereist. Herr Rauch besuchte uns grade in der Stunde, wo alle Freunde sich noch einmal versammelt hatten, und die Reisenden ein Frühstück nahmen — so ungefähr wie es bei Deiner Abreise war, aber lange nicht so ruhig; denn erstlich waren es vier grossmächtige Herrn, wo Du nur eine ganz kleine Reisegefährtin hattest, und dann hatte Johann, sich selber getreu, alles Einpacken seines bedeutenden Koffers und seine Geschäfte mit dem Banquier bis auf die letzte Stunde gelassen, wo er sich dann auch weder helfen noch rathen liess. Nun denke Dir in dem kleinen engen dunkeln Zimmer den Koffer auf zwei Stühlen; auf und unter und über allen anderen Stühlen die Sachen umher; Johann in kochender Thätigkeit; der Esstisch für sechs Personen gedeckt, Therese dabei beschäftigt, Herr Rauch mit dem jungen Humboldt, die Reisegefährten mit ihren respectiven Freunden und Angehörigen; Eckstein, der mit aller Sanftmuth einer der tumultuarischsten Stubengefährten ist, die ich in meinem Leben sah, ungefähr wie Ritter, wenn Du Dich seiner noch erinnern kannst; mitten hinein Pater Hofbauer und Martin; dann noch andere zufällige Personen ab- und zugehend, jeder nur seine Angelegenheit bedenkend und besorgend und nicht im geringsten über die Vermehrung des allgemeinen Tumults bekümmert; Friedrich, der mit grosser Seelen-

ruhe anmuthige Gespräche führt, die Weingläser ordnet und über den nöthigen und unnöthigen Wein viel Sorge hat und Ordres ertheilt; kurzum, es war ein Tumult, wie man ihn selten sehen wird, ich war auch völlig geschlagen. Deine Gesundheit ward auch ausgebracht unter mehreren recht schönen. Friedrich, Eckstein und ich, wir fuhren ihnen noch nach bis auf der Wieden, wo sie erst ihren Vetturin fanden und aufsassen; hier nahmen wir denn Abschied. Johann hat eine sehr gute Reisegelegenheit getroffen, der Wagen ist sehr gut und die Gesellschaft so, wie man sie sich nur wünschen kann. Es ist der junge Dr. Loder, der wohl nur zu seinem Vergnügen nach Italien reisen will, ehe er nach Russland geht, um sich dort niederzulassen; dann ein sehr braver Mann von hier, ein Maler, der sich redliche Mühe giebt, und zuletzt ein junger Architekt aus Kassel [1]), der auf Kosten seiner Regierung nach Italien reist, ein hübscher junger Mann, der zwar etwas brentanisirt, — doch wird ihm das in Italien vielleicht vergehen, wo dergleichen, wie wir an allem merken, gar nicht angenommen wird. Ich denke, es wird unserm Johann recht wohl thun und auch wohl ergehen; er hat die besten Empfehlungen mit, auch an Schick, an den er sich ganz anzuschliessen gesonnen ist. Gott gebe seinen Segen! Wir wollen recht für ihn beten, versäume das ja nicht, mein lieber Philipp; hier schliessen recht viele fromme Leute Dich täglich in ihrem Gebete ein, und wir hoffen recht viel gutes von Dir. Schreibe uns ja recht bald wieder; besonders über Deine Fortschritte und Deine Gedanken.

Johann hat sich in den letzten Tagen noch selber gezeichnet und uns das Bild in einem prächtigen goldenen Rahmen hier gelassen. Es ist uns sehr lieb; die Aehnlichkeit ist zwar nicht ganz ächt, allein es ist gut ge-

1) Maler Wintergerst und Districtsbaumeister Engelhardt.

zeichnet und er hat sich viele Mühe damit gegeben. Alle Freunde und Freundinnen grüssen Dich sehr; keiner, der nicht mit Liebe Deiner gedenkt. Eckstein, ein gewisser Hartmann und ich, wir haben beschlossen, im Mai nach Dresden zu reisen; es fehlt nur an einer Kleinigkeit, nämlich am Geld, und es ist wenig Aussicht vorhanden, dieser geringfügigen Sache abzuhelfen. Lebe wohl, liebster Sohn, und bleibe getreu. — Du wirst Ernstens sehr grüssen, der nächste Brief ist an sie; dann Matthäi und seine Frau, dann Friedrich, und wenn Du Hartmann siehst, auch Madame Seydelmann. — Graf Loeben schreibt recht oft die zärtlichsten Briefe, er lässt Dich jedesmal grüssen. Habe ich Dir schon geschrieben, dass Friedrich keinen Theil mehr am ‚Beobachter‘ hat? Er umarmt und grüsst Dich. Herr Rauch bringt Dir auch Deine seidnen Hosen mit. Best sitzt ganz ruhig in Köln, schreibt aber keinem Menschen — Sulpiz hat es uns geschrieben.

182.

Johannes Veit an seine Mutter in Wien[1]).

Venedig, den 12. März [1811.]

Es freut mich sehr, Dir von unserer Reise etwas mehr sagen zu können, als Du vielleicht erwartet hast, da Du nur wissen wolltest, wie ich mich mit Loder vertrage, und ob wir glücklich gereist wären. Es ist mir auf der ganzen Reise nichts unangenehmer gewesen, als der Verlust meiner liebsten Bücher, welche mir sind auf der italienischen Gränze in Ponteba von den Douaniers fortgenommen worden, um sie zur Revision nach Udine zu besorgen, von wo aus sie mir hieher und dann weiter nach Rom sollen nachgeschickt werden. Unser poetischer

1) Aus dem Concept.

Vetturin hat uns Freitag nachmittag hierher geschafft, und wir befinden uns nun im Mittelpunkt einer Stadt, wo es scheint, als wäre die ganze Welt zu verkaufen. Dieser ungeheure Lärm aber interessirt mich nicht sehr; ich habe in diesem Gewühle einen Schatz gefunden, der meine Blicke unwillkürlich zu seinem verborgenen Glanze hinlenkt. Einige Bilder von Joannes Bellinus, welche der gierigen Raubsucht und der Zerstörung der Zeit entgangen, sich in einigen alten Kirchen noch ihres heimatlichen Daseins erfreuen, besitzen meine ganze Liebe, und ich suche mich ihrer im ungetheilten Genusse zu erfreuen. Sie haben mir in einigen lichtvollen Momenten den Weg, den ich zu gehen, und das Ziel gezeigt, und glücklich wäre ich, wenn ich mit frohem Muthe fest ergreifen könnte, was mir der Himmel durch einen seiner Heiligen wie im Traume offenbart hat. Es scheint nämlich, wenn man lange vor einigen Bildern von Bellinus verweilt, welche sich in der Kirche S. Giobbe, Madonna dell' Orto, gli Frari und mehreren andern befinden, als würden alle Heiligen von ihren Altären niedersteigen, um die Geheimnisse der christlichen Mysterien zu erklären; auch erfüllt mich ihr bloses Anschauen mit himmlischem Trost. Wenn ich nicht selbst noch einen Trieb in mir fühlte, etwas ähnliches hervorbringen zu wollen, so könnte ich im Gebete vor so einem Bilde mein Leben enden. Ich war schon fest entschlossen, hier zu bleiben, um so bald noch nicht von diesen geliebten Bildern zu scheiden; ich halte mich aber noch nicht für stark genug, in einer ganz fremden Stadt, ohne Freunde, ohne Kenntniss der Sprache fortzukommen. Sollte ich in Rom nichts finden, was mich so anspricht, so kehre ich sehr bald zurück, um hier die Kunst in ihrem schlichten Gewande zu studiren. Die Markuskirche hat keinen bestimmten Eindruck auf mich gemacht. Ich wurde im ganzen mehr an das alte Testament dabei erinnert als an das neue; doch möchte dieses

Gebäude für einen tieferen Forscher und Gelehrten vielleicht die grössten Aufschlüsse sowohl über die Kunst als über die christliche Kirche geben. Ich glaube, Friedrich würde eine Reise hierher nicht zu bereuen haben, wenn, wie Gott geben möge, einmal eine glückliche Gelegenheit sich dazu fände. Dann müsst Ihr aber nicht so gar früh reisen wie wir, denn obgleich es uns in Rücksicht der Wege sehr gut ging, so haben wir doch den Verdruss, in Italien ausser Lorbeer und Cypressen noch keinen grünen Baum zu sehen. Gruss an Eckstein.

183.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Venedig, den 12. März 1811.

Da es Dir vielleicht angenehm sein wird, einen Brief aus Venedig von mir zu haben, so erfülle ich um so lieber diesen Wunsch, weil ich so eben über ein allzu lebhaftes Träumen aufgewacht bin und nun die allerbeste Zeit habe, in der Nacht, wo meine Reisegefährten um mich her schlafen und der Mond lieblich in's Fenster scheint, zu schreiben. Unser Vetturin, den wir in Wien genommen, ein höchst komisch-tragischer, mit einem Worte poetischer Italiener, hat uns in 14 Tagen für 12 Zechinen hierher geschafft, und wir befinden uns nun nach einer glücklichen, zum Theil sehr interessanten Reise in der Mitte einer Stadt, in der es scheint, als wäre die Welt zu verkaufen. Wenn Du einmal in der Wirklichkeit sehen willst, was ich bei Dir in Berlin zuweilen behauptete, dass die Kaufleute auch Künstler sein müssen, so komme hierher nach Venedig, wo die kostbarsten, niedlichsten und appetitlichsten Sachen so auf offener Strasse ausgestellt sind, dass es einen ärgert, noch einen Soldo in der Tasche zu haben. Aber nicht blos deswegen sollst Du

herkommen, sondern aus hundert andern Gründen, womit ich eine grosse Menge Papier anfüllen könnte, wenn ich eine geübte Feder hätte. Wie Du weisst, ist diese Stadt in Wasser erbaut. Die Communikation besteht also in Kanälen, welche überall von schwarzen Gondeln befahren werden. Dieser einförmige melancholische Anblick der schwarzen Gondeln, der uralten gothischen und zum Theil finstern Häuser dieser Kanäle kontrastirt seltsam mit dem Geräusche in den engen Gassen und auf den Märkten und um die Boutiquen, und so wie man auf dem Wasser sich zu einer stillen Schwermuth hingezogen fühlt, so glaubt man in dem ungeheuren Lärm der schreienden Krämer, Kaufleute, Bettler von den verschiedensten Gattungen, Lastträger und Handwerker, welche grösstentheils auf offener Strasse arbeiten, sich auf einem Carneval zu befinden, wo alles im tollen Spectakel durcheinander tobt. Bei allem diesem Schieben und Drängen der ungeheuren Menschenmenge geschieht doch keinem etwas unangenehmes. Die Italiener haben einen gewissen feinen urbanen Ton im Umgange, der sich selbst bis auf die Strassen verbreitet, so dass man kaum von einem mit dem Ellenbogen berührt wird.

Diejenigen, welche indess nicht lange Freude in diesem Lärm finden mögen, und zu denen ich mich sehr gerne zähle, finden ihre Welt ausser auf dem Wasser noch in den Kirchen, wo man überall noch alte Andacht und Frömmigkeit findet und vorzüglich schöne Bilder. Ein alter Meister, J. Bellin, hat ganz besonders meine Aufmerksamkeit erhalten, und obgleich der Zahn der Zeit und der Raubsucht nur wenige seiner Werke übrig gelassen, so könnten diese schon hinreichen, meinen Aufenthalt hier auf lange Zeit zu bestimmen. Jetzt gehe ich indess mit meinen Reisegefährten, dem Doctor Loder, einem Sohn des berühmten in Moscau, und Wintergerst, einem Maler, weiter nach Rom, um für meine Hauptabsicht keine Zeit zu verlieren. Habe ich erreicht, was ich dort suche,

so wird mir mein Aufenthalt hier von dem allergrössten Nutzen sein, und ich kann mich nur in der Hoffnung, recht bald wieder zurückzukehren, von den Schätzen der Malerei und Architektur, welche sich hier befinden, trennen. — Der helle Tag scheint mir jetzt in's Fenster; ich habe schon an Mutter geschrieben und will nun suchen, mich mit ein wenig Schlaf für den heutigen Tag zu stärken.

Den 13ten. Vergieb, lieber Vater, dass ich hier schon abbreche; wir haben uns entschlossen, noch heute Abend mit einer Barque nach Padua zu fahren, von wo aus wir über Verona und Bologna reisen. Von Rom aus erhältst Du meinen nächsten Brief, und dann will ich Dir sowohl als der Herz recht ordentlich schreiben.

184.

Friedrich Schlegel an Philipp Veit in Dresden.

Wien, 23. März 1811.

Du hast schon wieder einmal so lange Zeit nicht geschrieben, dass die Mutter abwechselnd in grossen Aengsten oder auch böse auf Dich ist. — Ich schreibe Dir heute vorzüglich, um Dir zu melden, dass Sulpiz Ende Mai auf einige Wochen nach Dresden kommt [1]). Er hat indessen immerfort gearbeitet in der Kenntniss der altdeutschen Kunst; er ist vorzugsweise der Gründliche, an dem ich in jeder Rücksicht Wohlgefallen habe. Benutze seinen Aufenthalt ja so sehr, als Du kannst, und sei ihm dienstfertig, es ist auch für die Zukunft wichtig. — Dass Du zur Ausstellung nichts hast liefern können, ist mir leid. Du hättest lieber auf eigene Erfindung Verzicht leisten und eine recht schwere

1) Vgl. Sulpiz Boisserée 1, 129 ff.

grosse Copie wählen sollen, um Deine Geschicklichkeit und Fleiss zu üben und zu zeigen. Lerne Du nur malen bei Matthäi, das Uebrige findet sich nachher von selbst. — Wir sind begierig zu wissen, was Du zu Johannes' Reise nach Italien sagst. Wenn ich mir einmal so grosse Verdienste um den österreichischen Staat erwerben kann, dass ich auf ein Jahr Urlaub fordern darf, so gehe ich am Ende wohl auch noch einmal nach Rom. Doch dieses sind fromme Wünsche. Fürchte Gott und lerne malen!

Friedrich.

Ich grüsse Dich tausendmal, liebster Philipp, und bitte Dich gar zu sehr um Briefe, um viele, grosse, lange, ausführliche, wiederholte. Die Herz wird auch nach Dresden kommen und Sulpiz, vielleicht auch Eckstein — nur ich kann nicht kommen, so sehr ich es auch wünschte. Gehab Dich wohl und bleibe brav. Deine Mutter.

185.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 30. März 1811.

— — Durch einen Brief, den der junge Blankenhagen an seine Eltern herschrieb, hat sich die schreckliche Nachricht verbreitet, dass Schick tödtlich krank liege an der Brustwassersucht. Ich erfuhr es bei Humboldt's. Du kannst Dir meinen Schrecken vorstellen; Eckstein behauptet aber mit grosser Festigkeit, es würde gewiss nichts an dieser übertriebenen Nachricht dran sein, sie schiene ihm von Schick's Feinden herzurühren, und man müsse es nicht eher glauben, als bis es sich anderweitig bestätigt. Dies beruhigte uns einigermassen, Du kannst aber leicht denken, mit welcher lebhaften Theilnahme wir nun nähere Nachrichten erwarten. Das wäre ein grosses Unglück für die Kunst und für Dich insbe-

sondere, wenn dieser Vortreffliche so in der Blüthe sterben müsste!

Dass Du die Gemälde von Bellini so verehrst, ist mir recht lieb zu hören, denn auch ich liebe die heitre Klarheit und gefühlvolle Tiefe seines Geistes, von welchem ich bis jetzt aber nur wenig Werke gesehen habe, nämlich die beiden in Dresden und dann eines in Lucian Buonaparte's Sammlung; der Christus in Dresden ist mir aber vor allen das liebste. Dein Gedanke, dass die Altarbilder in Venedig Dir geschienen hätten, als wollten sie die Mysterien des Christenthums erklären, gefällt mir sehr; gewiss war das auch die Meinung der alten Künstler bei ihren heiligen Gemälden, und nur in so fern kann man diese Werke gelungen nennen, als sie diese Absicht wirklich erfüllen. Niemanden aber werden sie das Mysterium erklären, der nicht daran glaubt in Demuth und Gehorsam!

Von uns ist nichts neues zu sagen, lieber Johann, Du kennst unser Leben. Wir bereiten uns nach und nach in's Freihaus zu ziehen, doch glauben wir nicht, dass wir gar lange darin bleiben werden; es geht allerlei vor, was uns Hoffnung macht, eine freie Wohnung in der Stadt zu bekommen. Dass die Herz herkömmt, ist sicher, sie will aber durchaus bei der Arnstein wohnen, ich werde sie also wohl nicht gar oft sehen. Die Vorlesungen sind endlich wirklich fertig, und Friedrich geht an den zweiten Theil seiner gesammelten Schriften und einige andere Werke, die alle zugleich an's Licht sollen. Von Philipp haben wir seitdem noch gar nichts wieder gesehen. Ich habe der Ernst geschrieben, und sie um Nachricht von ihm gebeten.

Werner's ‚Söhne des Thals' werden jetzt hier und zwar sehr gut aufgeführt, ich weiss nicht, nach wessen Bearbeitung; obgleich manches darin noch grossen Effekt macht, so ist das Ganze doch durch die vielen Auslassungen

aus allen Fugen getrieben, und jede Schönheit steht für sich einzeln ohne Zusammenhang da. Die Milder ist nach ihrer Niederkunft wieder aufgetreten, aber es wird Dich betrüben zu hören, dass sie ihre Stimme beinah ganz, wenigstens ihre Stärke verloren hat; vielleicht erholt sie sich noch wieder. Nina, Czerny's, Eckstein, Fricks's &c. grüssen Dich alle, und wir sprechen sehr oft von Dir.

186.

Henriette Herz an Johannes Veit in Rom.

Berlin, den 6. April 1811.

Sei mir willkommen auf classischem Boden, an heiliger Stätte, mein geliebter Freund! Mögen alle guten Geister Dich umschweben, möge alle liebliche Milde des südlichen Frühlings Dich durchdringen und alles Störende in Geist und Körper lösen, um Dich ganz neu und frisch in das Künstlerleben einzuführen, das an und für sich rein von allen unsanften Berührungen und frei ist wie das eines göttlichen Kindes. Ergieb Dich ihm ganz, mein Johannes, entschlage Dich aller Vergangenheit, nur die Liebe für uns behalte und nimm sie in's neue Leben mit hinüber, sie wird auch dort Dir wohl thun.

Im Juni denke ich Deine Mutter in Wien zu sehen; meine Freude darüber ist gross. In Wien denke ich bis im September zu bleiben und finde ich dann eine meine Casse nicht übersteigende Gelegenheit nach dem gelobten Lande — so sehen wir uns vielleicht nächsten Winter in Rom. Leider dass es noch mehr Wunsch als Hoffnung ist. Lebe wohl und lass Deine Gesundheit Dir ernstlich empfohlen sein. In der Fremde zu erkranken, gehört zu den bösen Flüchen. Deine treue Herz.

Recht freundliche Grüsse an Loder.

187.

Johannes Veit an seine Mutter in Wien[1]).

Rom, 24. April [1811.]

Ich bin also glücklich im Hafen angelangt, nämlich heute vor drei Wochen gegen Abend glänzte mir Rom mit seinen 7 Hügeln zuerst entgegen. Der zweite Brief vom 30. März ist zu meiner grössten Freude glücklich angekommen, Herr Werner hat ihn mir durch Riepenhausen's überschickt. Der erste ist aber leider verloren gegangen, wenigstens ist er nicht im Caffé Greco. Adressire künftig Deine Briefe an Rossi, dessen Adresse ich erst erfragen will; das wird wohl das Sicherste sein. Ich wohne in der *Via Cappuccini* bei Pulini's[2]), dem Schwiegersohn von Eckstein's Wirthin. Ich bin ganz zufällig zu dieser Wohnung gekommen, denn da im Kloster Isidoro kein Platz mehr war, so führten mich meine Freunde hierher und die erste Frage beinahe war, ob ich den Signor Ferdinando[3]) kenne; er wird hier beinahe wie ein Heiliger verehrt, und die Leute konnten mir fast nicht genug liebes um seinetwillen erzeigen. Ich habe 2 geräumige Zimmer, möblirt und Bedienung, monatlich für 30 Paul.

Schick soll einen Theil seines Quartiers offen haben, doch würde ich jetzt nicht gerne ausziehen. Ich kann leider der betrübten Nachricht von S. nicht widersprechen, doch giebt man nicht alle Hoffnung auf. Sein Arzt, der ihn schlecht soll behandelt haben, ist fortgereist und wird wahrscheinlich auf's Land ziehen, wie ich höre. Ich besuche ihn nicht oft, weil ihm das Sprechen sauer wird und mir, wie

1) Aus dem Concept.

2) Bildhauer Pulini, aus dessen Haus Philipp später seine Gattin geholt.

3) Baron von Eckstein.

Du weisst, auch nicht geläufig ist. Was ich hier von ihm gesehen, hat meine Erwartung nicht ganz erfüllt, sei es nun, dass ich selbst grössere Anforderungen mache; mir scheint aber das Portrait von der Humboldt das beste zu sein, was er gemacht. Ausser seinem Apollo hat er mir Zeichnungen in Aquarell gezeigt: einen Christus schlafend, nackend, mit drei Engeln, wie er kömmt in der Wolke; zweitens die Versuchung des heiligen Antonius, beides sehr griechisch; und drittens einen Bacchus mit Ariadne. Ich bitte aber, niemand dies Urtheil zu sagen.

Desto mehr gutes kann ich Dir aber von meinen trefflichen Freunden Vogel und Overbeck erzählen. Was würdest Du und Friedrich zu diesen jungen Leuten sagen, wie würdet Ihr Euch freuen, einmal die alte Zeit neugeboren in ihren Bildern vor Augen zu haben! Kaum hätte ich geahndet nach allen den herrlichen Meisterwerken, die ich unterwegs gesehen, dass mir noch so etwas bevorstände, und von Jünglingen wie die Kinder so einfach und liebreich. Vogel, ein Schweizer, malt die Rückkehr der Schweizer aus der Schlacht von Morgarten und Overbeck aus Lübeck den Einzug Christi in Jerusalem. Sobald sie vollendet sein werden, will ich es versuchen, Dir eine Beschreibung davon zu machen. Overbeck hat mir unter andern sehr geistreichen Zeichnungen, mit der Feder schraffirt, auch eine gezeigt, wo ein junger Mensch ganz leise an die Himmelspforte anklopft, und oben auf der Mauer guckt Petrus mit den Schlüsseln herunter, aus dem innern Paradiesgarten sehen allerhand Bäume heraus und drüber schweben die Engel u. s. w.

Ich selbst arbeite jetzt an einer Composition, wozu ich erst die Skizze machen werde. Maria sitzt in einem Garten, der Knabe nachdenklich auf ihren Schoss gelehnt, und sie neigt sich anbetend zu ihm. Vor ihnen betet ein Engel an. Das Ganze wird durch ein Bogenfenster gesehen, welches zu Verzierungen die Geschichte

der Maria in Basrelief enthält; nämlich unten, wie sie zum Tempel hinauf steigt, dann die Verlobung, die Heimsuchung, der Tod und die Himmelfahrt. Diese bilden die Basis, den Bogen hingegen nur ihre Krönung im Himmel mit anbetenden und musicirenden Engeln. Diese umgebende Verzierung wird sehr grosse Schwierigkeiten in der Ausführung haben. Obgleich das Unternehmen etwas kühn ist — es sind an 100 kleine Figuren darauf, [so erhältst Du doch] mit nächster Gelegenheit eine Zeichnung davon. — —

188.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, den 30. April 1811.

Ich bin also nun glücklich im Hafen eingelaufen: nämlich Mittwoch den 3. April erblickte ich zuerst die heilige Stadt. Meinen Brief von Venedig aus wirst Du hoffentlich erhalten haben, wenigstens hat Mutter den ihrigen richtig erhalten, wie sie mir geschrieben hat. Diesen hier sende ich mit einem Reisenden bis Wien, von wo aus Mutter ihn Dir zuschicken soll. — Nachdem wir in Venedig von den herrlichen Kunstschätzen nur allzubald Abschied genommen hatten, schifften wir uns im Mondenschein auf der Brenta ein, fuhren durch die Lagunen und erreichten den andern Morgen früh Padua. Hier fand ich in mehreren Kirchen herrliche Mauergemälde vom grossen Giotto, und ich glaubte fast vor dem heiligen Glanze erblinden zu müssen. Ich schrieb mir alles so genau als möglich auf, da zum Zeichnen zu wenig Zeit war, oder ich hätte wie Argus für jede der himmlischen Gestalten ein besonderes Auge haben müssen und dann eben so viel Hände. Den andern Morgen fuhren wir mit einem Vetturin, die sich hier wie überall

gleich in Menge einfinden, nach Vicenza ab, wo uns ein Baumeiser, an den wir adressirt waren, sogleich nach unserer Ankunft die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigte. Eine Rotonda von Palladio [1]) zog mich vorzüglich an. Es ist ein Landhaus, welches auf allen vier Seiten einen Säulengang und die herrlichste Aussicht auf blühende Felder und Weinberge hat. Ich habe nichts weiter von diesem berühmten Baumeister gefunden, welches einen so dauernden Eindruck auf mich gelassen hätte. Den folgenden Tag ging ich mit Wintergerst, dem Maler, nach Verona zu Fusse eine Tagereise weit. Den folgenden Tag sahen wir das berühmte antique und sehr wohl erhaltene Amphitheater, erstiegen das Castell S. Angelo, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf die Stadt hat, welche malerisch zwischen fruchtbaren Bergen zu beiden Seiten der Etsch gebaut ist. Ferne erblickt man die herrlichen Tyroler Schneegebirge. Von hier ist's eine Tagereise weit nach Mantua. Hier fanden wir ausser den berühmten Mauergemälden von Giulio Romano im herzoglichen Palaste del Te sehr wenige in den Kirchen, weil die Franzosen alle genommen und die meisten nach Mailand gesendet haben, von wo aus sie weiter nach Florenz wandern sollen. Wie schlecht aber mit diesen Heiligthümern verfahren wird, sahen wir an einem zurückgebliebenen göttlichen Perugin, bei welchem die erschrecklichsten Beschädigungen, welche ganz kürzlich erst durch Dislokation hineingekommen waren, uns fast gänzlich des Genusses beraubten. — Es befinden sich hier spanische Geistliche gefangen in einem alten verfallenen Klostergebäude. Ich ging sogleich hin, um sie wenigstens zu sehen. Zwei von ihnen beteten andächtig in einer kleinen Kapelle und sahen sich nicht nach uns um. Im Kreuzgange fanden wir andere bleich und entstellt; unser Führer redete

1) Casin Capra, Villa des Marchese Capra.

einen an, und er führte uns sogleich sehr geschäftig in seine Zelle, wo es ärmlich genug aussah. Er erzählte uns in lateinischer Sprache, wie er mit 20 seiner Mitgenossen vor einem Jahre gefangen hier[her] gebracht worden, weil sie lieber sterben als den verlangten Eid leisten wollten, und wie 8 von ihnen in der Zeit ihres Hierseins von übler Luft und Gram gestorben seien. Ich vermochte nicht, ihm zu antworten, und gab ihm mit Rührung meine Theilnahme zu erkennen und den Wunsch, ihm dienen zu können. Ein Italiener, ihr Arzt, welcher zugegen war, machte den Interpretator und schickte mir gegen Abend noch einige Briefe an ihre Freunde in Rom.

Der Doctor Loder fand sich hier in Mantua wieder bei uns ein (unser dritter Reisegefährte, ein junger Architekt, war in Venedig zurückgeblieben) und wir reisten gemeinschaftlich über Carpi und Modena zwei Tagereisen grösstentheils durch flaches Land, das wie die Lombardei erst in späterer Zeit, wo alles grün ist, interessant sein muss, nach Bologna. So wie Venedig mir erst recht merkwürdig wurde durch Bellin, Padua durch den grossen Giotto, so ward Bologna es mir nun durch Francesco Francia, welcher früher ein Goldschmied war und erst in später Zeit anfing, in Oel zu malen. In sehr vielen Kirchen, wo die Wölfe noch nicht gehaust haben, sind noch Ueberbleibsel dieses kunstreichen Mannes, die meisten aber sind nun, ihrer Heimath beraubt, in einer Gallerie, die zur hiesigen Kunstschule gehört, aufgestellt. Die Gallerie Zambeccari enthält ausser sehr vielen andern Alterthümern ein Basrelief in Holz von Albrecht Dürer[1]) und eins in Eisen von Benvenuto Cellini[2]), auch einen wundersam reichen Lucas von Leyden, die Geschichte von Haman und Esther darstellend. — Ein Berg vor der

1) Anbetung der Weisen.
2) Kreuzabnahme.

Stadt, Madonna del Monte, den wir erstiegen, zeigte uns, nachdem wir uns an den Kunstschätzen fast blind gesehen hatten, wo wir uns denn eigentlich befänden. Um uns her war auf einmal der Frühling in seiner höchsten Fülle und Schönheit; unter Cypressen, Lorbeer und immer grünen Eichen blühten Hyacinthen, Veilchen und Aurikeln, und tausend Blumen waren ohne Pflege in freier Luft dem Boden entstiegen, Käfer und Schmetterlinge schwirrten in Unzahl um uns her, und wenn das Auge, ermüdet von dem Gewimmel der Stadt, welche fast senkrecht unter uns lag, zurückkehrte und aus der unabsehbaren Ferne, die mit kleinen Villen wie mit Edelsteinen besäet schien, so verweilte es nun trunken in dem grünen Schmuck der auflebenden Natur. Zwei Hirten bliesen auf der Schalmei und stiegen dabei fröhlich den Berg hinunter. Wir begleiteten sie bis zu einer alten Kirche, Mezzaratta, auf's herrlichste von Giotto ausgemalt und zum heutigen hohen Fest Annunciata mit Orangen- und Citronenbäumen, die vor dem Altar aufgestellt waren, geschmückt. Der frohe Menschenschwarm zog uns wieder in die Stadt zurück, wo plötzlich eine kommende Procession mit Musik uns aufhielt. Alles stürzte auf die Knie, Kinder und Greise, Vornehme und Bettler durcheinander, unter freiem Himmel, und brachten Gebete voll Andacht und ich aus freudetrunkenem Herzen [dar].

Wir wohnten während unseres viertägigen Aufenthaltes im Albergo reale di S. Marco, welches ich Dir sehr anempfehle, wenn Du nach Bologna kömmst, wie ich das schon als ausgemacht annehme. Loder wollte eine für mich und Wintergerst zu kostspielige Reise über Ancona machen, und ich entschloss mich daher, mit letzterem über Florenz zu reisen, welches der nächste Weg ist, und uns einem Vetturin anzuvertrauen, der uns von einem liebenswürdigen Cameriere namens Benvenuti im genannten Wirthshause als ein sehr rechtlicher Mann empfohlen

ward und uns für 6 Dukaten bis nach Rom schaffte. Hinter Pianora, unserm ersten Nachtlager, erheben sich die Apenninen, welche fortlaufend Italien in zwei Hälften theilen, zur einen Seite Toscana, zur andern die Lombardei. Dies ist eine sehr beschwerliche Passage; wir hatten beständig Vorspann von Ochsen. Es ist auf diesen unermesslichen Gebirgen eine wilde und unfruchtbare Natur, selten hatten wir schöne Aussichten, aber dann bis auf eine unabsehbare Ferne; doch konnten wir, vor Frost und einem beständigen Sturmwind erstarrt, nur wenig aus dem Wagen steigen. Dies dauerte nur bis zum folgenden Tag; hinter Travers erblickten wir beim Sonnenaufgang schon wieder liebliche Thäler und Ebenen, die sich in schönen Wellenlinien durchkreuzen und nur hin und wieder von cypressen- und lorbeerbewachsenen Hügeln unterbrochen wurden; freundliche Villen schauten aus den dunkeln Gebüschen aus Paradieseshöhen hernieder und sprachen: „Wie lieblich ist's hier zu wohnen!“ Bergabsteigend vermehrten sich mit jedem Schritte vorwärts die fruchtbaren Auen und die Wärme, bis uns zuletzt unser gestriges Leiden wie ein Traum vorkam. Gärten von tausend duftenden Blumen, die in schöner Verwirrung nicht einmal der Pflege zu bedürfen schienen, Cypressenhaine, aus denen lustige Gebäude herausblinkten — und immer abwärts steigend erblickten wir endlich vor uns Florenz, wie eine Sonne unter tausenden von Sternen, nämlich den unzähligen Villen, welche es von allen Seiten umkränzen. Wundersame Gewächse und Blüthen schauten in üppiger Fülle aus den Gärten und verbreiteten ihren Duft, Knaben und Mädchen sahen aus Weinlauben sehnsuchtsvoll den Fremdling vorüberziehen, die Strasse lebendig von Maulthieren und Reitern und Fussgängern im schönen Gedränge bis nach den Thoren, welche in allem ihrem Glanze noch den herrlichsten Schatz verschliessen. — Ich darf nicht anfangen, Dir von dieser Stadt Gottes zu er-

zählen, weil ich sonst kein Ende finden würde. Wir sahen mehr hier auf einem Fleck in 1½ Tagen als vielleicht in unserm bisherigen Leben. Denke Dir nur, dass eine Gallerie von mehr als einmalhundert fünfundzwanzig tausend [!] Bildern aus zerstörten Kirchen und Klöstern hier zusammengeschleppt ist. Ich schweige von den sich noch hier befindlichen Schätzen der Medicäer, Werken von Michael Angelo, Andrea del Sarto, Masaccio u. s. w., die hier unter jenen Fürsten ihre Blüthen entfalteten. Lass Dir mit diesen Erinnerungen unserer Reise für's erste genügen. Ich will Dir nur noch kurz sagen, dass wir in 5 Tagen über Siena, Acquapendente, vor dem Lago di Bolsena vorbei, Viterbo, Ronciglione durch Porta del Popolo nach Rom kamen. Mein erster Gang war nach St. Peter, wo ich im Mondenschein von der Reise ausruhte.

Ich wohne in der Via Cappuccini bei sehr guten Leuten für 30 Paul monatlich; dafür habe ich zwei hübsche Zimmer nebst Möbel. Ich arbeite jetzt an einem Bilde, wozu ich die Composition gemacht habe: Maria in einem Garten, der Knabe nachdenklich an ihren Schoss gelehnt, und ein Engel, der anbetet; ein Bogenfenster mit Basrelief aus der Geschichte Mariä umschliesst das Ganze. Auch nehme ich zwei Stunden wöchentlich Italienisch. Zu Mittag esse ich mit einigen Künstlern in einer Osterie, gewöhnlich nur Suppe und Fleisch, zu Abend verzehre ich meine Kastanien entweder auf dem Kapitol oder auf dem Campo vaccino unter dem Triumphbogen des Septimius Severus und dann steige ich im Mondenschein auf's Colisseum oder auf Pietro in Montorio, wo eine entzückende Aussicht über Rom ist, oder nach S. Onofrio, wo Tasso begraben ist. Kurz, ich lerne Rom mit jedem Tag neu kennen. Vom Vatikan und der sixtinischen Kapelle wage ich nicht Dir zu schreiben. Die stille Grösse, die aus ihm und aus ganz Rom spricht, gebietet auch mir, nun zu schweigen. Wie sehr ich aber Deiner in allen

frohen Stunden gedenke, das möchte ich Dir und allen meinen Freunden, die ich um die Fortdauer ihrer Liebe bitte, gerne sagen. Deine beiden letzten Briefe, die ich in Wien erhalten, haben mir die frohe Hoffnung gegeben, Dich vielleicht bald hier zu sehen. Gott gebe Dir Kraft und Gelingen in der Ausführung eines so herrlichen Planes. Ich suche schon ein Häuschen und einen Garten aus, wo wir in Frieden unsere Tage verleben können. Auch Philipp wieder zu sehen, wird mich sehr freuen. Ich weiss nicht, ob die Herz noch in Berlin ist. Im Fall dass sie noch nicht nach Wien abgereist ist, grüsse sie sehr von mir. Ich hoffe recht bald durch Herz Briefe von Dir zu erhalten; ich bekomme sie alsdann durch Rossi, einen Kunsthändler hier, an den ich von ihm adressirt bin.

189.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 24. Mai 1811.

— — Philipp hat einige Worte von sich hören lassen. Die Herz schreibt, sie sei sehr zufrieden mit ihm; er selber aber ist es nicht, er brummt sehr darüber, dass er durch Matthäi gezwungen ist, Bilder von Rubens zu copiren. Das ist freilich für Philipp, der den Rubens nicht liebt, eine Mortification; sollte aber eine solche Kreuzigung der Neigungen in der Kunst nicht eben so heilsam sein für den eigenwilligen Menschen als in der Religion?

Im ganzen bin ich nicht für das künstliche Erlernen der Universalität in der Kunst; diese halte ich für eine Gabe, die wie jede andre von oben kömmt. Das Erlernen derselben wird zur Flachheit; da aber Philipp sehr starke Neigung für die entgegengesetzte Manier zeigt, so ist ihm ein solcher Zwang auf eine Zeitlang vielleicht heilsam.

Wie denkst Du darüber? Ich erwarte mit grosser Ungeduld Deine Nachrichten über Dein Thun und Treiben, Sehen und Lernen. Czerny's grüssen Dich recht theilnehmend und ich umarme Dich von Herzen.

Deine Mutter.

Ist Loder von Neapel zurück und noch in Rom, so grüsse ihn. Seine Braut hat seinen Brief aus Bologna erhalten. Sie schreibt mir, Du habest Dich in Venedig von Loder getrennt, weil Du und Wintergerst über Florenz gehen wolltet.

190.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, den 7. Juni 1811.

Deinen letzten Brief vom 6. April habe ich kurz nach Abgang des meinigen erhalten und ich freue mich, dass Du ruhig und heiter schreibst. Gewiss, lieber Vater, es sind die höchsten Schätze, die wir sammeln können — Geistesruhe und Festigkeit des Charakters, und sie bleiben uns ewig, da hingegen die glänzendsten Güter dieser Welt oft eben so sehr vergänglich sind. Jene sind es, wonach ich selbst hier im Anschauen des Höchsten, was Menschen-Geist und -Kunst je hervorgebracht, unaufhörlich ringe. Leicht lassen wir uns durch die Lust froher Augenblicke zu einer Selbstvergessenheit hinreissen und sehen oft sehr spät ein, dass selbst die höchsten Genüsse uns nicht dauernd befriedigen können. Es ist eine sehr unrichtige Meinung, dass die Kunst nur aus einer höhern Sinnlichkeit hervorgegangen sei, und dass sie sowohl als ihre Mutter, die Natur, nur da sei, um diese Triebe im Menschen zu befriedigen. Dies können nur Menschen glauben, denen nie eine höhere Ansicht deutlich geworden, und die nie von einer andern Welt ergriffen waren

als eben von der sie beherrschenden sinnlichen. Wäre es ihnen vergönnt, nur einen Augenblick zu erwachen zum Leben in der Geisterwelt, zum wahrhaft schöpferischen Handeln des Künstlers, wie würden sie in sich beschämt zurückkehren müssen und ihre eigene Armseligkeit erkennen. Nur der Glaube an ein höheres unvergängliches Wesen kann neue Schöpfungen hervorrufen und spricht aus den Ueberbleibseln der Vergangenheit gewaltig an unser Herz. — Dies, lieber Vater, sind die Gedanken, die mich hier begleiten, wenn ich z. B. vor den Colossen auf Monte Cavallo stehe, zwei colossalen Jünglingen, die mit gewaltiger Faust himmelanschnaubende Rosse bezähmen bei hoher innerer Geistesruhe — Werke des Phidias und Praxiteles. Oft bin ich auch im Mondenschein bei den schaurigen Ruinen des alten Rom. Schwarzes Gebüsche beschattet die Riesentrümmer umgestürzter Tempel und Paläste; oft entzündet sich dann plötzlich ein aufloderndes Stoppelfeuer und beleuchtet wie mit flammenden Blitzen die Tiefen zertrümmerter Hallen, aus denen nun Eulen und dunkle Nachtvögel traurig in die weite Einsamkeit schreien. Doch hocherhaben über die schreckenvollen Scenen schaut friedlich der Mond hinein und haucht Milde in die Seele des erbebenden Wanderers, und die Geister vergangener Zeiten umschweben ihn und erzählen von den Tagen ihrer jugendlichen Grösse und Herrlichkeit.

Nirgend bin ich so zu Betrachtungen angeregt worden als in Tivoli, dem alten vielgeliebten und vielbesungenen Tibur des Horaz, wohin ich mit Overbeck, einem jungen vortrefflichen Maler, hinwallfahrtete. Ich theile Dir die wenigen Erinnerungen, die mein Tagebuch davon enthält, mit.

„Die Sterne hatten kaum ihr Zelt verlassen, da machten wir uns auf in der Frische des Morgenthaues. Durch Porta S. Lorenzo, ein noch aus den Zeiten der Römer stehendes Thor, und vor den verfallenen Bädern des

Diocletian vorbei, kamen wir in die öde Campagna, welche sonst in den glänzenden Zeiten Roms mit prächtigen Villen, Mausoleen, Tempeln und unzähligen Denkmälern bedeckt war, von denen hin und wieder noch Ueberreste hervorscheinen; doch ist jetzt viele Meilen in der Runde um Rom alles verwüstet, und die üble Luft, welche hier sich hingezogen, verhindert wahrscheinlich den Anbau des so herrlichen Bodens. Nach einem etwas beschwerlichen Gange in der brennenden Sonnenhitze erblickten wir, eingeschlossen von hohen, schön geformten Bergen, auf einem anmuthigen Berge in der Mitte liegend, Tivoli und schon weit in der Entfernung den aufsteigenden wolkenähnlichen Wassernebel der Cascatellen. Zur Rechten sehen wir Frascati am Berge Cavo, Albano und andere weiter hin liegende Oerter.

Auf eine sehr schöne, fast patriarchalische Weise wurden wir beim Eintritte in Tivoli empfangen. Unter einem antiquen Monument — ein Ehrendenkmal des Plautius — trat uns ein hoher, schöner Greis entgegen und lud uns freundlich zu sich in seinen Garten. Wir setzten uns unter einer kühlen Laube an einen Tisch, der aus einem schönen umgelegten römischen Kapitäl bestand, und der Alte legte geschäftig grosse Weinblätter über die Steinplatte und schüttete aus einem Korbe eine Menge Kirschen, die er so eben frisch gepflückt hatte. Hier ruheten wir von unserer Reise aus, und nachdem wir uns nach Belieben an der schönen Frucht und frischem Quellwasser, welches vorbeifloss, gelabt hatten, erzählte uns nun unser guter Wirth, dass er Giuseppe Tedesco heisse und deswegen die Gewohnheit habe, die Deutschen, welche bei ihm öfters vorübergingen (welche von allen Italienern sehr leicht erkannt werden), zu sich einzuladen und gerne zu bewirthen. Wir dankten für den freundlichen Empfang und stiegen nun gestärkt den Berg hinan, an der Seite eines reissenden kleinen Armes des Teverone, der rauschend den

Weg hinunterläuft. Er führt wie durch einen herrlichen Garten, zu beiden Seiten hängen Weinreben über die Mauern, über welche dunkle Ruinen von Tempeln hervorsehen, und mit jedem Schritt, den man hinaufsteigt, vermehren sich die Denkmale des alten Tibur. Die Fundamente der Villa des Maecen und die prangende Villa der Herzoge von Este bilden den Eingang in die Stadt, und da wir nun unser Ziel erreicht und rückwärts sahen, erblickten wir weit über die Campagna hinaus noch die Peterskuppel. Der Anblick der Stadt ist durch die Menge von alten Fragmenten merkwürdig, welche aus den jetzigen kleinen Häusern hervorsehen wie jener Riese, welchen Pigmäen banden. Man kehrt in der ‚Sibilla' ein, ein Gasthaus, welches sich an den alten Sibyllentempel anlehnt. Auf dem Hofe steht der alte Vestatempel, eine schöne Rotonda, und hier überraschte mich der Hauptsturz des Teverone, welcher hier wie von der Erde verschlungen scheint. In der Stadt ist der zweite Wasserfall. Weidende Kühe standen oben am Abhang neben Wäscherinnen; überall hängen wildbewachsene Bäume hinüber, und ungeheure Blätter bedecken wie ein Teppich das reiche Ufer. Wir kamen jetzt vor dem Kanal des Bernini vorbei, welcher zum Hauptsturz führt. Durch Olivenbäume und wildes dichtgewachsenes Gesträuch suchten wir zu ihm hinunterzugelangen, konnten aber ohne Führer in dem Labyrinth der üppigen Natur nicht den Weg finden und ruhten, von der Mittagshitze geplagt, in dem Schatten des jungen Grüns. Nach Tisch nahmen wir einen Führer nach der Grotte des Neptun. Von dieser Seite aus, durch Weinlauben hinabsteigend, erblickten wir den herrlichen Tempel der Vesta wieder, welcher sehr kühn am Felsenabhange gebaut ist. Durch wunderbare Felsengrotten hindurchgeführt, welche, ausser den frühern Zerstörungen des Wassers, wie aus lauter Pflanzen zusammengewachsen scheinen, und in denen sich die sonderbarsten

Versteinerungen befinden, erblickten wir tief unter uns das Toben des Wassers, wie es sich über gewaltige Felsenblöcke hin fortarbeitet und noch neulich eine oben über den Abgrund ragende steinerne Brücke durch die ewige Erschütterung zerstört und herabgerissen hat. Jetzt hält man ihre vom Strome fortgerissenen Trümmer für Denkmale von Jahrtausenden und wird so recht an die Hinfälligkeit des Zeitlichen erinnert. Doch wir verweilten nicht lange in dieser schauervollen Felsenkluft und stiegen den Pfad hinab, welcher fast senkrecht sich viermal übereinander den gewaltigen Felsen hinabschlingt. Hier nun scheint das ewige Chaos wieder zu beginnen; ein ganzes Meer stürzt sich wüthend in den Abgrund und zerstört, wie sich aus sich selbst gebärend, seine eigenen Bildungen. Gewaltige Riesengestalten steigen aus dem Abgrund wieder hervor und streiten gegen ihr grauses Schicksal, und in den vom Sturme aufgeregten Wasserwellen erblickt man Giganten und furchtbare Centimanen mit dem donnernden Zeus im Kampfe. Tritonen und Nymphen bergen sich erschrocken in dunkeln Grotten und erwarten bebend, wie sie selbst und die ganze Welt sollen mit in den Riesensturz hinuntergeschleudert werden. Doch sie versinken nicht — nein! der Geist, der wie die goldene Aphrodite sich aus dem Schaume des Meeres erhebt, wird sich in tausendfachen Bildungen neu in alle Ewigkeit fortgestalten.

Der Arm des Freundes leitete mich wieder hinauf zur Oberwelt, und tröstlich erschien von den Strahlen der untergehenden Sonne der Regenbogen über dem Wasser. Von einer Lage aus sahen wir der sinkenden Sonne nach, wie sie mit ihren letzten Blicken die Berge und Bäume glücklicher Fluren vergoldete, tausendstimmige Gesänge schienen ihr Wiegenlieder zum süssen Schlummer nachzusingen, und die ganze Natur wollte in's schöne Halleluja einstimmen, als sie hinabsank und die tiefe Wehmuth im

Herzen zurückliess, die Gebärerin der Träume. — Wir erwachten, von den blitzenden Sternen über und unter uns (den Leuchtkäfern, die wie kleine Meteore über dem Feuchten schweben) erinnert, dass es Nacht sei.

Sonnabend den 24. Mai gingen wir bei Aufgang der Sonne nach den Cascatellen. Frohe Landleute und Bäuerinnen begleiteten uns mit Gesang den Berg hinunter, dessen üppige Fruchtbarkeit hier alles, was ich gesehen, übertrifft; über die alte römische steinerne Brücke, die jetzt ganz mit Epheu bewachsen, kamen wir am andern Ufer in einen kühlen Olivenwald. Der Anblick der vielen in das fruchtbare Thal hinabstürzenden Bäche und Gewässer, in denen die über die Berge hervorkommende Sonne mit bunten Farben und magischen Strahlen spielt, ist ganz unbeschreiblich, und eben so wenig wollte es mir gelingen, diese Lebendigkeit mit dem Bleistift festzuhalten. Wir stiegen den Wald hindurch aufwärts zu der Villa des Quintilius Varus, wo unser Führer die Tapferkeit unserer deutschen Vorfahren rühmte mit den bekannten Worten des Cäsar: „Varus, gieb mir meine Legionen zurück!“

Vor einer alten Wasserleitung vorbei führt der Weg nach der Villa des Horaz; doch auf den Fundamenten, die allein noch davon erhalten, steht jetzt eine Kapelle des heiligen Antonius. Hier und an der Quelle Blandusia im Sabinerlande, wo er auch eine Villa hatte, dichtete Horaz seine schönsten Oden. Weiter fortgehend am Bergrücken und beständig im Angesicht der herrlichen, tief unten brausenden Cascatellen und des gegenüberliegenden Tivoli kömmt man nach einem Kloster S. Angelo, welches den Ort bezeichnet, wo ehemals die Villa des Catull [?] stand, von der noch einige Ueberbleibsel erhalten sind. — Wir wendeten uns nun wieder bergab nach der Villa des Maecen, welche uns auf unserm Weg beständig gegenüber lag und ihres bedeutenden Um-

fanges wegen sehr vielversprechend war. Wirklich ist auch von der antiquen Construction dieser Villa sehr viel erhalten, und ich konnte mich hier am lebendigsten in die Zeiten des römischen Glanzes versetzen. So muss ein Beschützer des Horaz und Liebling des August wohnen! Er konnte aus seinen Fenstern grade gegenüber in die des Horaz sehen, ihre Villen sind nämlich nur durch das oben beschriebene Thal mit dem regen Leben des Wassers getrennt. Wenn der Geist der Betrachtung friedlich wie über den Wassern zu ruhen pflegt, so erregt hingegen hier die Erinnerung der grossen Vorwelt die Lust des Handelns und Gedanken einer frohen Lebensweise. Man sieht deutlich, wie die Alten erhaben waren über alle Empfindelei und über die furchtsamen Regungen des Herzens; man sieht es an den Ueberbleibseln ihrer Schöpfungen: frei und ungebunden und nichtachtend die Zerstörung, schaffte sich der Geist in dem herrlichen Tempel der Natur ein geräumiges und festes Haus; blutige Siege und heisse Kämpfe wurden errungen, tausende von Menschen mussten sich erst dem Stärkern beugen, damit sich einst glückliche Geschlechter des Sieges und der aufkeimenden Bildungen zu freuen hätten. So findet man in der Geschichte wie in der Natur das grosse Bild seines eigenen Strebens und fühlt, wie man nur da sei, um in sich selbst das Ewige wieder anzuschauen und darzustellen. — Die Villa der Herzoge von Este aus dem Mittelalter war mir merkwürdig wegen ihrer unbeschreiblich schönen und grossen Cypressen, welche in dem auf Terrassen sich erhebenden Garten stehen. Von einem Altan des Palastes sieht man über die Campagna hinaus, weit über die Peterskuppel, das Meer. In der Schlosskirche befinden sich einige gute alte Mauergemälde.

Nach Tisch besuchten wir mit einem italienischen Architekten, der sich zu uns gesellte, die Villa des Hadrian. Sie ist von allen hier bei weitem die bedeutendste

an Umfang und an Alterthümern. Sie enthält vier Amphitheater, eine Menge von Tempeln, unter andern den des Apollo, in welchem der berühmte Musagetes mit den neun Musen gefunden worden, welche in Rom im Museum Clementinum aufgestellt sind; auch der Laokoon soll hier gefunden sein[1]) mit noch vielen andern Schätzen aus der besten Zeit der alten Kunst. Die Ruinen des kaiserlichen Palastes sowie die noch wohl erhaltenen Wohnungen der Soldaten u. s. w. sind von unermesslichem Umfang, und die ganze Villa muss wie eine Stadt gewesen sein.

Es war ein herrlicher Abend. Die Sonne glänzte noch golden aus den dunkeln Wolken eines vorübergezogenen Gewitters, Nachtigallen tönten aus den dunkelgrünen Gebüschen und gaben wie ein Echo die unbeschreibliche Magie der harmonischen Farben zurück, welche vom Himmel sich über die ganze Landschaft verbreiteten. Wir hatten eine mit Laub bewachsene Ruine, ehemals ein Versammlungsplatz für die Philosophen, gezeichnet und kehrten nun im Mondschein durch einen dunkeln Oelwald nach Tivoli zurück."

So gut als ich es vermochte, lieber Vater, habe ich Deinen Wunsch befriedigt und versucht, Dir ein Andenken von zwei glücklichen Tagen zu geben; doch fühle ich das Mangelhafte dieser Beschreibung, da mir die Gegenstände selbst noch in so frischem Andenken sind. Ich müsste auch fast verzweifeln, mich in Worten ausdrücken zu können, da ich jetzt mehr als je auf die Beschränkung in meiner eigenen Kunst bedacht bin. Nur ein Künstler erfährt, wie schwer es ist, etwas bedeutendes zu leisten, und kein Ort mag wohl geschickter sein, einem das oberflächliche Dilettantenwesen zu verleiden als

1) Die Statuen der Musen wurden zwar bei Tivoli, aber in der Villa des Cassius, Laokoon's Gruppe in Rom in den Thermen des Titus gefunden.

Rom, wo noch jeder Stein mit den Spuren eines ernsten Bildnergeistes bezeichnet ist. Daher kömmt es denn wahrscheinlich, dass vielen, die nicht ein ähnliches Bestreben in sich fühlen, hier in dieser herrlichen Stadt gar nicht recht wohl war. Ich weiss selbst Künstler hier, die in früherer Zeit vielleicht an eine frivole Lebensart gewöhnt und durch den Beifall und das Wohlgefallen an ihren eignen Arbeiten verdorben, sich hier sehr unglücklich fühlen, indem hier nur das Vortrefflichste in der Kunst ist, welches allerdings mit einiger Beschämung auf die eigenen Producte zurücksehen lässt. Ich selbst liess anfangs den Muth sehr sinken, und obgleich Du meinen Briefen nichts angemerkt hast, da ich Dir nicht gern unnöthige Unruhe mache, so war ich doch in Augenblicken der Verzweiflung nahe. Diese Stürme sind nun aber grösstentheils vorüber, und ich hoffe nun auf schönen Sonnenschein. Am Ende erreicht doch wohl jeder, was er kann, und es ist thöricht, seine Hände nach allen bunten Dingen ausstrecken und dann sich wie ein Kind darüber betrüben, dass man nicht in den Mond greifen kann. — —

191.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 28. Juni 1811.

— — Seit drei Wochen ist die Herz denn wirklich angelangt und wohnt eine Stunde weit von uns, so dass unsre Zusammenkünfte durch die Entfernung sparsam genug werden; rathen wirst Du aber nicht, wer mit ihr hergekommen ist! kein andrer als Philipp, der äusserst unzufrieden in Dresden sich die Gelegenheit zu Nutze gemacht und sich nun wieder bei uns etablirt hat. Er will nun Deinem Beispiele folgen und auf eignem Wege

gehen. Wie es uns scheint, hat er den Winter über sehr viel gelernt. Ich will es ihm überlassen, Dir die Gründe seines Entschlusses auseinander zu setzen. Offenbar hat er den schwereren Weg erwählt; Gott gebe ihm die erforderliche Kraft es durchzusetzen. An Talent fehlt es ihm freilich nicht, aber seine Gesundheit ist immer wankend; er hat in den ersten Tagen, als er sich während der Hitze einige Tage sehr anstrengte, wieder ein Fieber bekommen, das ihn sehr zurückwarf; er ist aber wieder hergestellt. Wahrscheinlich hatte ihn die entsetzliche Hitze auf der Reise so angegriffen. Auch die Herz hatte einen Anfall vom kalten Fieber, aber auch sie ist wieder besser. Ich habe die Herz doch sehr verändert gefunden, mehr als ich bei ihrer regelmässigen Schönheit voraussetzte; aber freilich sind es 13 Jahre, seit wir uns nicht gesehen und sie wird mich nicht weniger verändert finden. Sie gefällt sich nicht sehr in Wien. Das wundert mich nicht, besonders in der Umgebung, in welcher sie zu leben wählte; aber im Grunde würde es ihr auf keinen Fall hier gefallen können, sie macht Ansprüche, die man in Wien nicht zu erfüllen versteht. Mit meiner Gesundheit geht es ganz leidlich, die gute Luft unsrer jetzigen Wohnung ist uns allen sehr heilsam, ich brauche überdies auch nach der Vorschrift des Arztes eine Molkenkur und bade zuweilen in dem hierbei liegenden Bade. Friedrich hat sich drei Wochen in Baden aufgehalten und hat seine Gesundheit merklich verbessert. Die Lippe ist zwar immer bös und der Arzt weiss nicht recht, was er daraus machen soll; allein er ist weit rüstiger als voriges Jahr, er macht tüchtige Fusspromenaden, er ist sogar einmal zu Fuss nach Baden gegangen. Er grüsst Dich recht herzlich, seine Vorlesungen schickt er Dir mit der ersten guten Gelegenheit.

Wie ist es Dir denn mit den weggenommenen Büchern gegangen? Hast Du sie wiederbekommen? Hast Du den

Maler Müller[1]) kennen gelernt? Seine Werke sind diese Messe herausgekommen. Ich bin äusserst begierig, sie zu lesen, kaufen kann ich sie aber nicht, sie kosten 12 Silbergulden, nach dem jetzigen Cours des Papiergeldes 200 fl. Eckstein ist immer noch in Dresden, wo er zwei Tage vor Philipps Abreise hinkam; wir hören aber weiter nichts von ihm. Frick's und Glinz grüssen Dich auf's beste. Frick fängt an, Arbeit zu bekommen, Glinz wohnt bei ihm und auch ihm soll es anfangen etwas besser zu gehen; doch ist es immer noch nicht gut genug und er denkt daran, wieder nach der Schweiz zurück zu gehen. Der kleine Freund von Wintergerst war auch einmal hier und erkundigte sich nach Euch. Er jammerte sehr darüber, gar keine Nachricht von seinem Freunde zu haben; ich hatte damals auch noch Deinen Brief nicht und wir klagten einander unsre Noth. Er ist gar kein übler Mensch, ich wollte, er besuchte uns öfterer. Die ganze Familie Czerny und Hartl sind seit dem Mai in Steiermark; alle miteinander haben mir beim Abschiede die theilnehmendsten Grüsse an Dich aufgetragen, so auch Humboldt's und alle und sämmtliche Bekannte und Freunde, vorzüglich Pater Hofbauer und Martin. Hardenberg hat seine Frau verloren, bete für ihn, mein Sohn, dass Gott ihn stärke, diesen Schmerz zu ertragen; er erinnert sich Deiner in jedem Briefe, so auch Graf Stolberg. Deinen Namenstag haben wir recht festlich begangen, zuerst des Morgens in der Kirche, wo Friedrich, Philipp und ich communizirten und Dich in unsre Andacht mit einschlossen, dann mit Wein und fröhlichem Gesundheittrinken unter einem Dach von grünen Nussbäumen vor unsrer

1) Der Dichter, Maler und Kupferstecher, genannt ‚Maler Müller‘, dessen poetische Werke in 3 Bänden 1811 in Heidelberg erschienen und in Fr. Schlegel's Museum 4, 247—266 eingehend kritisirt sind. In Rosenthal's ‚Convertitenbilder‘ fehlt der Name dieses Convertiten.

Thüre, woran die Familie Pilat Antheil nahm und der Dichter Collin. Frau von Pilat und Luise[1]) grüssen Dich. Und nun umarme ich Dich von Herzen und bitte Dich noch einmal um nicht zu seltene Briefe und Deine directe Adresse. Lebe wohl und glücklich in der Dich umgebenden Herrlichkeit. Gott und der gebenedeiten Jungfrau sei empfohlen! Friedrich grüsst Dich zehntausendmal. Mit der nächsten Gelegenheit sollst Du Bücher haben, aber wer riskirt nur, sie mitzunehmen? Vergiss nicht, wenn Du mir schreibst, die Briefe bis Strassburg zu frankiren oder über Venedig zu adressiren: Alster Vorstadt, Höfergasse No. 149. Ist Loder noch in Rom, so grüsse ihn sehr, auch Freund Wintergerst.

3. Juli. Der Brief geht heut erst ab, mein guter Johann. Du wirst zugleich auch einen Brief vom Vater erhalten durch Leopold Herz. Den meinigen schicke ich mit der Post nach Deiner aufgegebenen Adresse. Gestern erhielt ich Deinen Brief durch Klinkowström; tausend Dank dafür. Dass Du nur einen Brief von mir erhieltest, ist fatal; dies ist wenigstens der fünfte, den ich durch mancherlei Adressen und Gelegenheiten schickte. Schlosser, und wen Du sonst von Bekannten siehst, grüss recht freundlich. A. W. Schlegel ist ganz unerwartet zum Besuch bei uns angekommen. Wir sind sehr vergnügt zusammen und es giebt gute Gespräche, wobei ich wohl wünschte, dass Du sie hörtest. Lieber Johann, schreibe mir bald, welchen Gegenstand Du zuerst wirst fixirt haben; es ist sehr natürlich, dass die Menge der neuen Gegenstände Dich vom Componiren abhalten muss.

1) v. Mengershausen, welche sich 1812 mit F. A. v. Klinkowström vermählte.

192.

Philipp Veit an seinen Bruder Johannes in Rom.

Wien, den 3. Juli 1811.

Ich hatte mir vorgenommen, lieber Johann, Dir recht viel zu schreiben, und mir schon manches Angenehme, Lustige, Spasshafte, Ernsthafte ausgedacht; Du kennst aber mein altes Schreiben von sonst her und so habe ich es auch diesmal von Tag zu Tag verschoben bis heute, wo der Brief abgeht und ich mir nur einige Minuten vom Malen abknipsen kann. Dass ich Dir erschrecklich lange Gründe und Rechenschaft über mein plötzliches Hiersein ablege, wirst Du gewiss viel weniger als irgend ein andrer verlangen, denn Du weisst am besten, wie es einen manchmal treibt und stösst, dass man sich auf einmal so beengt und gezwängt fühlt, dass man aus der Haut fahren möchte. Freiheit ist des Künstlers Element, und obgleich ich weiss, dass diese durch keine Ketten und Bande uns entrissen werden kann, so giebt es einem doch einen besondern Schwung, sie einmal sämmtlich von sich los zu schütteln.

Ich male hier auf meine ganz eigne Hand und zu meiner Freude habe ich es jetzt doch immer einen Tag besser als den andern gemacht. Ich copire auch gar nichts nach Bildern, sondern alles nach der Natur; der Weg ist schwer und die Pforte schmal &c. Jetzt ist August Wilhelm bei uns, dieser Tage werde ich ihn anfangen; mich habe ich schon fünfmal gemalt, einen Arm von der Mutter, eine Hand von Friedrich, ein Wachslicht, eine kleine Maria aus der Idee angefangen &c. Jetzt muss ich aufhören, mein Oel trocknet. Grüsse Italien von mir und bleibe gut und fromm. Philipp.

Ich freue mich sehr, dass Sie so glücklich in Rom sind und uns auch daran Antheil nehmen lassen. Fahren

Sie nur ja fort, uns so fleissig zu schreiben. Die Humboldt sagt uns sehr viel gutes von den beiden Künstlern Vogel und Overbeck, an die Sie sich angeschlossen. H. Werner[1]) danke ich von ganzem Herzen für seine freundschaftliche Gesinnung; auch Herrn Maler Müller, dessen Werke ich mit vielem Interesse lese, und Herrn Schick bitte ich mich angelegentlich zu empfehlen.

Ihr Freund Friedrich S.

Eccomi carissimo in Wien und zwar mit Philipp von Dresden zusammen bisher gereist. Ich sage Dir, dass die Mutter hier meine allergrösste Freude ist — die kenne ich — alles andere ist mir fremd — und — möchte mir's vielleicht auch bleiben. Mit Sehnsucht erwarte ich den mir von Dir verheissenen Brief, mein Johannes; schicke ihn mir bald. Adieu, mit alter Treue Deine Herz.

193.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 13. August 1811.

— — Wir haben hier den ganzen Sommer an ausserordentlicher Hitze und Dürre gelitten, viele Krankheiten entstanden in der Stadt und in der Umgegend dadurch; seit einigen Tagen hat es sich aber nach einem starken Regen dermassen abgekühlt, dass man ordentlich friert, und ich eine angefangene Sommerkur von Molken habe aussetzen müssen. In der ganzen Natur ist alles in eine Art von Gährung und aus dem gewöhnlichen Geleise herausgetreten, man hört von allen Seiten von gewaltigen Erschütterungen und Naturbegebenheiten oder vielmehr Zerstörungen. Des Menschen Geist wirkt, wenn er seine freie Seele nicht nach dem Unwandelbaren, Ewi-

1) Der Dichter Zacharias Werner.

gen lenkt, nichts als in Gemeinschaft mit der Natur; beten wir, dass uns vergönnt werde, vielmehr in der Gemeinschaft der Heiligen, in der Gnade zu wirken und den Einwirkungen der Natur kraftvoll zu widerstehen. — Dass Schick so krank ist und dass er Rom verlässt, ist mir um Deinetwillen unendlich leid gewesen. Du, guter Johann, scheinst einmal dazu bestimmt zu sein, Dich auf ungebahnten Wegen fortzuplagen, ohne Dich an einen bestimmten Meister halten zu können, oder ist Herr Overbeck wirklich ein so tüchtiger Mann, dass er Schick's Stelle bei Dir ersetzen kann? Es wäre doch wieder ein unermesslicher Verlust, wenn wir diesen vortrefflichen Meister so früh verlieren müssten. Seine Bilder sehe ich immer mit erneuter Freude wieder an. Gräme Dich nur nicht, dass Du nicht sogleich hast mit Deinen Ideen und Compositionen fertig werden können; der Anblick und das wahrhafte Hineinstürzen in eine so fremde, so reiche Welt musste ja nothwendig alles bei Dir kopfunter, kopfüber strudeln, sonst wäre es ja eine wahre Armuth, keine Welt ohne Chaos — und wenn Du mir in zwei Jahren schreiben wirst, dass Du endlich Deine Ideen zu ordnen angefangen und bald eine Composition zu wagen im Stande sein wirst, so will ich diese Nachricht dankbar aufnehmen.

— — Von Loder hatte ich im Monat Juli einen Brief vom Mai aus Rom erhalten, worin er schreibt, dass er wieder herkommen wird; ich antwortete ihm nicht, weil ihn meine Antwort wahrscheinlich nicht mehr treffen wird. Von Eckstein habe ich auch einen Brief aus Dresden erhalten, der ziemlich confus ist; er will, ich weiss nicht ob nach Holland oder nach England reisen; am Ende wird er aber auch wohl in Gottes Namen wieder herkommen. Die Herz grüsst Dich tausendmal, sie ist recht oft bei uns, es gefällt ihr in Wien nirgend als bei uns; den künftigen Monat reist sie aber zurück nach Ber-

lin; die Reise nach Italien würde ihr zu viel Geld kosten. Sie nimmt den innigsten Antheil an allem, was Euch betrifft, und liebt Euch wie eine zweite Mutter. Dein Glückwunsch wegen unsrer Gehaltsvermehrung wäre sehr gut, wenn nicht gleich ein Condolationsschreiben dahinter kommen müsste wegen der unmässigen Theuerung; fünffach ausgezahlt werden hilft nur so lange, als man nicht sechsfach ausgeben muss. Die Steigerung aller Lebensmittel und Bedürfnisse ist ganz ungeheuer, besonders der Wohnungen; doch dünkt es den Fremden bei ihrem Silbergelde noch immer sehr wohlfeil zu sein, aber wir Papiermenschen sind übel dran, da auch die anhaltende Dürre zur Theuerung viel beiträgt. Auch der Buchhandel liegt ganz nieder, so dass auch diese Quelle keineswegs mehr ergiebig ist; unterdessen habe ich mich doch wieder an den italiänischen Roman [1]) gemacht und will versuchen, ihn zu vollenden und Geld zu machen. Nein, mein Schatz, eher musst Du mir nicht wegen Verbesserung der Glücksgüter gratuliren, bis Du nicht eine schöne grosse Sendung der herrlichsten Sachen und Präsente von uns erhältst, dies soll Dir das telegraphische Zeichen unsers vermehrten Glücksstandes sein. Dass Werner in Rom zur Kirche übergetreten sei [2]), hatten wir schon früher gehört, auch zugleich, dass er ziemlich viel Faxen damit machen und anstellen soll; doch glaube ich es nicht, diese Nachrichten rühren grösstentheils von Nichtkatholischen her. Ich wünsche und hoffe, dass es ihm recht ernst damit sei und er die erlangten Gnaden zu gebrauchen wissen möge.

Habe ich Dir in meinem vorigen Briefe nicht geschrieben, dass Wilhelm Schlegel uns besucht hat? Er war ungefähr drei Wochen hier und hat hier draussen bei uns logirt. Es war ein sehr interessantes Intermezzo unsers

1) Primaleone.

2) Vgl. Rosenthal, Convertitenbilder 1, 195 ff.

eingezogenen Lebens. Philipp hat Wilhelms Porträt gezeichnet und es ist sehr ähnlich geworden, auch gut gezeichnet. Auch hat er Friedrichs Porträt fertig gezeichnet, bewunderungswürdig ähnlich, obgleich er selber nicht damit zufrieden scheint [1]). Es soll nun für den 2. Theil von Friedrichs Werken in Kupfer gestochen werden. Auch hat er eine sprechend ähnliche Zeichnung im Profil von Baader gemacht. Er hat viel Glück im Treffen; das Zeichnen freut ihn aber nicht mehr; er hat jetzt mich zu malen angefangen und die Herz und dann sich selber. Nach meinem Gefühl wird dies ein sehr hübsches Porträt; er hat sich als Brustbild gemalt, mit der rechten ausgestreckten Hand über die linke Schulter weg in die ferne Landschaft zeigend, wo er eine alte Stadt und so viel alte Erinnerungen, als sich im kleinen Raum fassen lässt, anbringen will; er selber in einer dunklen Grotte, die heitre Landschaft in der Ferne. Der Kopf ist beinah fertig, sehr ähnlich und von gutem ernstem, doch mildem Ausdruck, die Wendung der Hand sehr kühn und wie mich dünkt, nicht schlecht gemalt, die Nebenwerke sind noch nicht fertig [2]). Wenn sich einmal eine Gelegenheit trifft, so will ich Dir den Carton zu diesem Gemälde schicken, damit Du mir Dein Urtheil darüber sagen kannst, mir gefällt es sehr wohl. Er ist fleissig und still, Gott gebe Ausdauer!

Gestern waren wir im Belvedere, wo die ganze Herrlichkeit wieder zu sehen ist. Es ist nicht wahr, dass der Feind die besten Sachen fortgeschleppt, sie sind alle glücklich gerettet, wenigstens fehlt sicher kein Hauptbild. Philipp ist ganz selig in Betrachtung dieser alten Kunst-

1) Von dieser Zeichnung existirt ein älterer Kupferstich, ein zweiter in kleinerem Format ziert den 1. Bd. vorliegenden Werkes.

2) Das Original, welches die Familie Veit besitzt, ist in dem diesem Bande beigegebenen Kupferstich zum erstenmal reproducirt.

welt; ich kann Dir noch nichts davon erzählen, denn wenn ich eine Gemäldesammlung zum ersten Male sehe, so habe ich nur einen äusserst verwirrten Eindruck davon, erst bei der öftern Betrachtung gelingt es mir, die Stücke heraus zu heben und in der Seele zu behalten, die ich liebe und auszeichne. Von gestern habe ich nichts behalten als ein Bild von Pordenone, eine weibliche Figur vorstellend, die mit erhabenem Ernst auf einen Mann schaut, der vor ihr kniet, auf der andern Seite kniet ein Einhorn vor ihr. Das Bild macht einen wunderbaren Eindruck, obgleich man die Bedeutung nicht zu errathen weiss; es ist wahrhaft göttlich [1]). Dann erinnere ich mich nur des Porträts in Lebensgrösse von Kaiser Karl V. im Alter, von Tizian, es ist ein rührendes Bild. Von der altdeutschen Herrlichkeit weiss ich nichts mehr als Glanz, Gold und Farben. Ich werde bald wieder hinwallfahrten, dann sollst Du mehr hören! Pater Hofbauer und Martin, Pilat's und Czerny's, Frick's und Glinz &c. &c., alt und jung, grüsst Dich und liebt Dich. — Schau das ist ein langer Brief geworden, es sollten nur drei Zeilen werden! Gott erhalte Dich gesund und gut.

Friedrich grüsst Dich recht herzlich. Grüsse doch Herrn Schlosser und wer sonst sich unsrer erinnern will, auch Herrn Wintergerst und deine malenden Freunde unbekannter Weise. Maler Müller's Werke haben wir mit grossem Interesse gelesen und waren nicht wenig verwundert, Tieck's Genovefa hier zu erblicken. Schreib mir doch ja vom vortrefflichen Schick; die Nachrichten, die Frau von Humboldt über ihn erhält, sind gar nicht erfreulich. Er ist jetzt wohl schon fort. Der Dichter Collin ist hier an einem Nervenfieber gestorben. Es ist ein grosser Verlust für seine Freunde und für die Stadt, deren Zierde er war.

1) Die hl. Justina von Padua, Jungfrau und Märtyrin, mit Einhorn (Bild der Jungfräulichkeit) und Palme.

194.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, den 4. September 1811.

— — Ich fange an, mich ein wenig von den äussern Gegenständen zurück zu ziehen, um das Chaos meiner Ideen zu ordnen und einmal eine kleine Welt, so gut ich es vermag, daraus hervorgehen zu lassen. Ich bin so unvorbereitet auf einmal in die Fülle und den Reichthum von Schönheiten hineingerathen, dass ich mich kaum zu fassen weiss und dem Genusse derselben so lange entsagen muss, so lange ich nicht fühle, dass ich stark genug sei, sie mit ruhigen Sinnen und eigner Thätigkeit umfassen zu können. Mein Studium ist daher jetzt fast ganz auf mein Zimmer beschränkt, da man sonst in Rom die herrlichste Gelegenheit hat, unter freiem Himmel Natur und Kunst in schöner Vollendung vor den Augen zu haben. Ich male nämlich jetzt ein Familiengemälde. Es sind meine Wirthsleute, denen vor kurzem ein schönes blühendes Kind starb, und um ihnen ein Andenken von demselben zu lassen, liess ich mir den Kopf abformen und werde es so vorstellen, als schliefe es im Schosse der Mutter, welche bebend auf dasselbe herabsieht. Nebenbei ist der Vater mit den zwei andern Mädchen, von denen eine einem Vogel ein Stück Zucker in den Schnabel giebt. Ich gehe mit so viel mehr Liebe dabei zu Werke, weil mir diese guten Leute die Stelle meiner Eltern ersetzen und es mir an nichts fehlen lassen. — —

Herr Schick, einer der besten deutschen Künstler hier, ist vor einigen Tagen mit seiner Familie nach Deutschland zurückgereist, weil er bei seinem neunjährigen Aufenthalt hier seine Gesundheit sehr geschwächt hat und sich nun dort wieder erholen will. Er wird auch wohl nach Berlin kommen, und von da aus wünscht er

sehr wieder zurückzukehren, weil ihm Rom ganz unentbehrlich geworden. Alle, die ihn genau gekannt haben, bedauern sehr seine Abwesenheit, auch für mich ist es ein Verlust. Wie ich höre, soll der eine Schadow mit ihm gegangen sein, der sich hier im höchsten Grade unglücklich befunden hat und von allerhand melancholischen Grillen beständig verfolgt worden ist; dem andern geht es nicht viel besser. Ich habe mit beiden keinen Umgang gehabt. Ich bin so glücklich, eine Verbindung junger Künstler hier gefunden zu haben, welche sich sowohl durch Reinheit der Sitten und des Charakters als durch die Vortrefflichkeit ihrer Arbeiten vor allen andern wesentlich hervorthun. Ich habe mich gänzlich an sie angeschlossen und fühle mich glücklich in dem Zusammenwirken mit ihnen. Der Gedanke, mich von ihnen trennen zu müssen, könnte mich ganz unglücklich machen, und doch ist der Fall so unmöglich nicht, indem der Vater meines besten Freundes unter ihnen, ehemaliger Senator in Lübeck, namens Overbeck, bei den neuern Veränderungen dort sein Amt verloren hat und nun nicht mehr im Stande ist, seinen Sohn gehörig unterstützen zu können, so dass er leider jetzt schon sich nach Brodarbeiten umsehen muss. Welch ein Verlust wäre es für die Kunst, wenn dieser talentvolle und in seinem Leben heilige Mensch in seiner Laufbahn könnte gestört werden! In unsern armseligen Zeiten wäre dies indess nichts unerhörtes. Wie glücklich bin ich, von dieser Seite keine Sorgen zu haben.

Ich bin so zufrieden mit meinen Wirthsleuten, dass ich jetzt mit ihnen in ein anderes grösseres Haus [1]) ziehen werde, und mir gerne einen etwas höhern Zins gefallen lasse, um bei ihnen bleiben zu können. Sie haben mich in meiner Krankheit so gut gepflegt und sorgen überhaupt mit so vieler Aufmerksamkeit und Liebe für meine Be-

1) Palazzo Guernieri in der Via Pinciana n. 37.

dürfnisse, dass ich, wenn mir wieder einmal etwas zustossen sollte, ganz ruhig sein kann; denn wie Du leicht denken kannst, ist dies in einer fremden Stadt allein schon viel werth. Solltest Du jemals gesonnen sein, Philipp noch her kommen zu lassen, wenn es nämlich Deine Umstände erlauben, so findet er noch ein schönes Zimmer, und wir würden alsdann die ganze Wohnung mit Möbel für 5 Scudi monatlich haben. Ich höre sehr gute Nachrichten von ihm aus Wien in einem Briefe, den ich gestern von der Mutter erhalten habe und mit diesem zugleich beantworte, und ich freue mich, dass er an der kaiserlichen Sammlung im Belvedere einen so grossen Schatz gefunden hat, welcher allein schon hinreicht, ihm seinen Aufenthalt dort nützlich zu machen. Leider war diese Gallerie zu der Zeit, dass ich in Wien war, noch verschlossen. An einer solchen Gallerie fehlt es hier sehr, und ich werde wohl künftig einmal einige Zeit nach Florenz ziehen, wo ein unendlicher Schatz der vortrefflichsten Malereien sich befindet. Für mein gegenwärtiges Bedürfniss ist indess Rom vollkommen angemessen, und ich muss die Reise hierher als das glücklichste Ereigniss meines Lebens ansehen. Ich danke Gott, dass ich meinen frühern Plan in Wien, nach Paris zu gehen, ungeachtet ich schon den Pass in der Tasche hatte, nicht ausgeführt habe. Wie ich höre, sollen die Deutschen, die sich dort befinden, nichts zulernen, und ich kann mir sehr gut denken, dass es mir nicht würde besser ergangen sein. Nur erst wenn man sich hier auf dem einheimischen Boden der Kunst selbst gebildet, kann einem dieses Chaos einer zertrümmerten Kunstwelt, die sich jetzt dort zusammengehäuft findet, nützlich werden, und auf diese Weise hoffe ich es auch für mich noch einst, wenn ich reif dazu bin. Es steht mir daher selbst hier noch etwas grosses zu hoffen bevor, und wenn ich mich dort auch nicht so wohl befinden kann als hier, weil die Umgebungen fehlen,

so werde ich doch einst noch die Quintessenz von Kunstwerken geniessen, deren Grösse ich mir hier von den Ueberresten abnehmen kann. So ist aber des Menschen Geist: wenn er nur eben erst ein weites Feld und Raum sich darauf zu bewegen gefunden hat, so strebt er schon wieder in weite Fernen. — —

195.

Friedrich Schlegel an Johannes Veit in Rom.

Wien, 23. October 1811.

Ihr letzter Brief hat uns eine recht überaus grosse Freude gemacht. Die Bücher, welche Sie wünschen, werde ich Ihnen gern besorgen, nur wissen Sie selbst, wie schwierig es damit ist, es muss also eine günstige Gelegenheit abgewartet werden. Für heute bitte ich Sie nur um die pünktlichste und schleunigste Besorgung der einliegenden drei kleinen Briefe an Maler Müller, Werner und Glöckle, an deren baldigster Besorgnung mir äusserst gelegen ist. Von Ihren Freunden Overbeck und Vogel haben wir hier sehr viel gutes gehört und auch einiges gesehen; unter anderm Overbeck's geistvolle Zeichnung von sich. Philipp geht viel mit Sutter um, dessen Liebe zur Kunst und zu seinen Freunden auch mich ganz für ihn eingenommen hat. Das Uebrige überlasse ich der Mutter zu schreiben. Friedrich Schlegel.

Deinen letzten Brief, mein geliebter Sohn, habe ich in der freudigen Aufwallung meines Herzens an unsern würdigen Freund und geistlichen Vater, den vortrefflichen Pater Hofbauer, zu lesen gegeben, der Dich herzlich grüsst und Dir mit uns Glück wünscht. Gesegnet seien Deine Krankheit und Deine Schmerzen, wenn sie die nächste Veranlassung zu Deiner jetzigen Gesinnung waren; wir wollen nie aufhören, dem heiligen Liguori Dank

zu sagen und ihn unaufhörlich um seinen fernern Schutz und Hülfe für Dich anrufen. Welch ein neuer Beweis ist mir dies, dass die Fürbitte der Heiligen ganz gewiss wahr ist, und dass Gott sie erhört! Alles, was ich Dir jetzt zur Befestigung und Stärkung sagen könnte, das wirst Du viel besser an der rechten Quelle zu schöpfen wissen und hast sie bereits gefunden, wofür ich Gott und der heiligen Jungfrau von Herzen danke. Die Kirche ist allein das wahre Licht der Wahrheit und Weisheit; alles was Menschenwitz sonst erdacht in Philosophie und Speculation, muss wie kunstvolle Gänge durch mancherlei Eingänge in den Mittelpunkt des Lichts, in den allein seligmachenden Glauben der Kirche zusammenführen; geschieht dies nicht, so ist es ein Irrgang, der uns in zweckloser Verworrenheit bald tiefer, bald äusserlicher umherleitet, bis er uns wieder hinausführt, wo wir uns in derselben Leere wieder ausgestossen sehen, von wo wir zuerst einen Eingang gesucht. Möge Deine Seele doch ihre Ruhe hier auf ewig finden.

Was Du übrigens im schönen Enthusiasmus für einen künftigen Plan des Lebens ansiehst, nämlich das was Du über den geistlichen Stand sagtest, das wollen wir noch dahin gestellt sein lassen. Du hast Zeit genug, es zu überdenken, ob Du nicht Pflichten hast, woran Dich jener zu früh gefasste Entschluss vielleicht verhindert, auch musst Du alle Deine Kraft jetzt zur Erlernung Deiner Kunst anwenden. In einem jeden Stande, mein Johann, hat Christus uns die Macht verliehen, uns und unser Leben ihm zu heiligen, und was wir in seinem Namen beginnen und mit seiner Hülfe ausführen, das ist geistlich und heilig. Für jetzt lässt Pater Hofbauer Dich ersuchen, den Gehorsam als die erste der christlichen Tugenden recht und ohne Willkür zu üben und den ersten Beweis davon zu geben, indem Du noch nicht an eine Veränderung des Standes weiter denkst, sondern in Deinem jetzigen

treu und liebend zu arbeiten fortfahrest, die Kirche besuchst, so oft als möglich, und ihre Gebote so viel möglich beobachtest, wenigstens sie recht oft überdenken und an sie denken mögest. Der Pater Hofbauer nimmt sich vor, Dir selber zu schreiben und Dir einen Beichtvater in Rom zu empfehlen, dem Du Dich anvertrauen kannst. So oft Du kannst, mein Johann, höre eine heilige Messe, es ist unglaublich, wie viel die Seele gewinnt dabei, und empfange oft die heiligen Sacramente der Beichte und Communion, um in beständiger lebendiger Vereinigung mit Gott zu leben und mit der Gemeinde seiner Gläubigen. An diese Geniessung knüpfen wir alles in kindlicher Freudigkeit, was uns lieb ist, was uns heilig ist, und das Unsichtbare offenbart sich unsrer Seele und das Ferne kömmt uns nah.

O mein Sohn, ich könnte so Stunden lang zu Dir reden von dem, was das Edelste ist, das uns in dieser Welt werden kann, aber meine Zeit erlaubt es nicht, auch finde ich keine oder nur wenige Worte. Meine Zeit ist jetzt sehr beschränkt, indem das Ausziehen mir sehr viel zu schaffen macht. Es müssen in der neuen Wohnung, die wir seit 8 Tagen bezogen haben, vielerlei Dinge reparirt und angeschafft werden, deren Besorgung mir allein anheimfällt, indem mich Therese verlassen hat. Sie hat sich von einer Familie, die nach Fiume reiste, bereden lassen, mitzureisen. Dadurch haben meine häuslichen Beschäftigungen einen grossen Zuwachs erhalten, der mir jetzt sehr störend wird. Ich möchte grade jetzt recht viel schreiben, sowohl an Dich als an mehrere liebe Freunde; auch hatte ich grade den ‚Primaleon‘ wieder vorgenommen und wieder zu arbeiten angefangen, als mich Therese verliess. Vor der Hand habe ich noch keine andre weibliche Hülfe finden können, die für unsre Lage passend wäre. Wir bewohnen jetzt ein ganz kleines Häuschen auf der Bastei mit der schönsten Aussicht und der besten Luft, die man

in Wien haben kann. Wir bewohnen jeder ein ganz kleines Zimmerchen, wo einer den andern nicht stört, bei mir sind dann die Zusammenkünfte. Philipp hat das hübscheste und geräumigste Zimmer von uns allen. Du kannst aber nicht glauben, wie theuer es ist! Wir müssen 500 fl. in Einlösungsscheinen zahlen, das sind 2500 Gulden Bankozettel. So theuer ist jetzt das ganze Leben hier nach Verhältniss, Du würdest Dich wundern, wenn Du jetzt hier wärst.

Die Herz ist seit dem 19. September wieder fort. Die letzten 14 Tage hat sie bei uns draussen in der Vorstadt gewohnt, wo wir sehr vergnügt zusammen gewesen sind. Es kommen jetzt erstaunlich viel Fremde her, besonders Berliner, Schlesier und Hamburger, auch Sachsen; wir haben meist alle Tage Besuch, besonders sind Humboldt's sehr viel bei uns und wir bei ihnen. Seit einigen Tagen ist Alexander Humboldt von Paris hier, seinen Bruder zu besuchen; es sind doch beide sehr ausgezeichnete Männer, und die Frau gewinne ich täglich lieber, sie liebt mich auch sehr, so wie auch die Kinder. Philipp zeichnet die beiden kleinen Mädchen für einen Freund Humboldt's in Berlin, einen preussischen Offizier, namens Hademann. Die kleinste, Gabriele, ist schon fertig, zum Sprechen ähnlich; Adelheid ist erst angelegt: ein paar süsse Köpfchen. Philipp ist brav, ist aber jetzt im Arbeiten sehr gestört, theils weil sein Zimmer noch nicht in Ordnung ist — die Arbeiter sind rar und faul, man muss entsetzlich Geduld haben; theils auch durch die Ankunft von Eggers [1]), der Philipps Freundschaft sehr in Anspruch nimmt mit Herumlaufen, Besehen und Einrichten, denn er ist Willens, den Winter hier zu bleiben. Schick wird wahrscheinlich herkommen. Dass Du nicht mit ihm übereinstimmst, tröstet mich über seine Entfernung aus Rom,

1) Schüler von Matthäi in Dresden.

die ich mir für Dich sehr schmerzhaft gedacht hatte. Deine Verbindungen in Rom sind nach dem Dafürhalten aller, die sie kennen, die trefflichsten. Ich wünsche Dir von Herzen Glück; alles was Du mir über diese Freunde, über ihre Arbeiten und Ansichten und über die Deinigen schreibst, ist mir und uns allen überaus theuer. Wenn sich Gelegenheit fände, dass Overbeck seine Maria hersenden könnte, das wäre freilich sehr erwünscht; das Bild sollte gewiss von allen gesehen werden, die etwas zu des Künstlers Wunsch beitragen können. Auch Frau von Humboldt interessirt sich dafür, ungeachtet ihrer Liebe zu Schick; sie weiss aber recht gut, was an Overbeck ist, und hat durchaus bei der rühmlichsten Parteilichkeit für ihre Freunde doch ganz und gar keine Vorurtheile. Es wäre vielleicht nicht unschicklich, wenn Overbeck sich mit der Uebersendung des Bildes an den Grafen Metternich wendete; dieser ist Präsident der Akademie der Künste und als solcher wird er es wohl möglich finden und auch schicklich, für Overbeck etwas zu thun, da dieser auf der Akademie hier studirt hat. Doch ist dies insofern freilich wieder misslich, indem die Freunde mit den alten Perucken der Akademie nicht zum besten stehen mögen. Auch gilt jetzt Klinkowström durch Pilat's Einblasungen gar viel beim Grafen Metternich [1]) und es steht noch dahin, ob dadurch nicht alles, was für einen andern jungen Künstler geschehen könnte, verhindert wird. Im ganzen ist die Zeit jetzt nicht günstig für die Kunst in Wien. Du hast es schon, wie Du Dich erinnern wirst, sehr schlimm verlassen, und seitdem hat es sich eher verschlimmert noch, indem von nichts jetzt die Rede ist und viel-

1) Anton Pilat war Secretär des Grafen Metternich und mit Elise von Mengershausen, einer Schwester der Braut Klinkowström's, vermählt. Vgl. Fr. Aug. v. Klinkowström u. seine Nachkommen. Von dessen Sohn Alphons v. Klinkowström S. 133.

leicht noch lange nicht sein kann als von Finanzen. Kasperle sagt: „Ei was Herz, das Herz ist nicht mehr Mode, jetzt hat man kein Herz, sondern das Einmaleins!" — Das könnte man von der Kunst auch sagen. Doch lasst Euch daran nicht irren, Ihr müsst eben dazu beitragen, dass das Einmaleins wieder aus der Mode kömmt. Ueber Klinkowström denke ich wie Du. Von seinen Skizzen und Compositionen hat mir der Umriss am besten gefallen mit Bleistift, der Pilger, der vom Christkinde einen Rosenkranz empfängt und dann die Gegend segnend weiter zieht. Hier, dünkt mich, in einem so selbstersonnenen und zusammengestellten Gegenstand ist die Willkür erlaubt, nicht so in der Darstellung heiliger Personen und bestimmter Geschichten. Johannes und Christus als Gegensätze zu malen, wovon der eine in die Höhe, der andre in die Tiefe schaut, ist eine nicht erlaubte Spielerei; eben so wenig darf man dem heiligen Joseph den Ausdruck der Albernheit geben, obgleich man ihn schlicht und treuherzig und im Bürgersinn treu waltend sich denken darf. Philipp hat sich sehr an Sutter angeschlossen, was uns in jeder Rücksicht sehr lieb ist. Die verlangten Bücher erhältst Du, sobald wir eine sichere Gelegenheit finden, aber freilich ist das sehr schwierig, man will gar keine Bücher mehr aus Deutschland nach Italien lassen. Philipp grüsst Dich sehr, er beherzigt Deine Mahnung nach Rom zu kommen, doch meint er, es sei jetzt noch zu bald. Humboldt's, Frick's, Baron Penkler und Pater Hofbauer und Martin grüssen Dich sehr. Glinz ist wieder nach der Schweiz gereist. Von Eckstein hatte ich Brief aus Ploen im Holsteinischen, wo er bei seiner Schwester vergnügt lebt. Grüss Deine Freunde von mir, auch Herrn Müller, Werner und Schlosser empfiehl mich. Herrn Werner wünsch ich Glück zu seiner Vereinigung. Ich umarme Dich herzlich und segne Dich.

196.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, den 29. December 1811.

Tausend Dank für alles Schöne und Gute in Deinem letzten Briefe. Ich weiss nicht, wie ich auf alles erwiedern soll, denn ich befinde mich gegenwärtig in einer solchen Gedankenarmuth, dass ich gerne diesen Brief noch verschoben hätte, wenn ich nicht befürchtete, Dir Unruhe dadurch zu machen. Es ist das Gebrechen unserer menschlichen Natur, dass unsere schönsten Gedanken und Gefühle uns zuweilen dann am ersten verlassen, wenn wir ihrer am meisten bedürfen, und dann fühlt man sich so leer und einsam, dass die ganze Welt einem zur Einöde wird. Die ganze Natur scheint mit uns zu trauern, und überall sehen wir nur den Abdruck unserer innerlichen Schwermuth. Ich könnte mich Tage lang über höchst trübselige Gedanken grämen, und die ganze Welt geht mir wie ein Traum vorüber, so dass ich nicht im Stande bin, das Allergeringste deutlich zu denken. Gerne möchte ich Dich mit dergleichen verschonen; doch Du willst an allem theilnehmen, was mich angeht, und so müssen daher auch meine Leiden Dir nicht verborgen bleiben.

Meine Gesundheit ist zwar vollkommen hergestellt, und ich möchte gerne die Zeit, die ich durch Unpässlichkeit verloren, jetzt im Winter wieder einholen, doch bin ich noch nicht so glücklich gewesen, dass mir etwas nach Wunsch gelungen ist, ungeachtet der kräftigen Aufmunterung meiner Freunde. Herr Catel, der mir einmal in Berlin Unterricht in der Perspective gegeben hat, zusammen mit Adam und Wolter, Du erinnerst Dich seiner wohl noch, ist hier mit seinem Bruder angekommen und hat mir aufgetragen, Dich zu grüssen. Wir studiren mit einander des Abends nach Gewänder und nach dem Nack-

ten in S. Isidoro, einem Kloster, in welchem jetzt, da die Mönche daraus vertrieben, eine Gesellschaft junger Künstler sich vereinigt hat, welche ich Dir schon öfters erwähnt habe. Der talentvollste unter ihnen, Overbeck, hat ein Madonnenbild gemalt, welches die Aufmerksamkeit von ganz Rom auf sich zieht, und da mir Herz in Wien den Auftrag gegeben, ein Bild für ihn zu kaufen, so habe ich sogleich Beschlag darauf gelegt. Es kostet 12 Dukaten. Overbeck ist — ausser seinem ausgezeichneten Talent — mein Lehrer und Freund geworden, und ich schätze mich glücklich, ihn auf diese Weise unterstützen zu können. — —

Die liebenswürdige Familie, welche mich so gut gepflegt, habe ich allerdings nicht verlassen, um so mehr da sie selbst eben so viel Liebe zu mir haben als ich zu ihnen. Wir sind in eine neue Wohnung mit einander gezogen, nur ist selbige etwas zu gross, und da ich nicht gerne einen fremden Nachbar hätte, so sähe ich es am liebsten, wenn Philipp da wäre. Es würde ausser den wesentlichen Vortheilen für ihn auch noch der für Dich daraus entstehen, dass wir mit weit weniger auskommen könnten. Was ist das für ein Vorsatz, von dem mir die Herz schrieb, dass er P. abhielte, so bald herzukommen? Ich habe nichts darüber erfahren. Hingegen hat mir Overbeck, welcher mit anderen Künstlern in Wien in Verbindung steht, gesagt, er habe von Philipps Arbeiten und von seinem Fleisse sehr günstige Nachrichten erhalten, und wir würden wohl nächstens etwas von seinen Compositionen zu sehen bekommen, indem er einige Zeichnungen herschicken wollte. Du kannst wohl denken, wie froh ich bin, so etwas von ihm zu hören, um so mehr, da ich die Nachricht von Leuten erhalten habe, die ich mehr schätze, als alle Kunstrichter in Summa zusammengerechnet. Ich wünsche nur, euch auch von mir so etwas gutes hören zu lassen. Leider habe ich aber durch die

sonderbaren Wege und Umwege, die ich habe gehen müssen, jetzt mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die mir um so schwerer zu besiegen werden, je höher ich mein Ideal vor mir schweben sehe. Ich schätze mich glücklich, hier in Rom zu sein, wo die Gegenwart des Höchsten, was die Kunst erschaffen, mich wohl vor Irrwegen bewahren wird, wie ich sie früher gegangen bin. Und nun also keine Klagen mehr!

Meine jetzigen Beschäftigungen sind das A B C der Kunst, und wie ich noch vor kurzem mir wünschte, in allen vier Himmelsgegenden zugleich leben zu können, so möchte ich jetzt gerne die Welt in mein Zimmer versammeln, um alles recht gründlich und genau betrachten zu können und wie ein kleiner Junge erst Auge, dann Nase, dann Mund u. s. w. zeichnen zu lernen. Ich halte nämlich dafür, dass es viel leichter ist, Rafael, Correggio und Michael Angelo gut zu kritisiren und zu beurtheilen und sehr viel erhabenes über die Kunst zu denken, als nur den allergeringsten der oben erwähnten Gesichtstheile gut und richtig selbst zu zeichnen. Und daher sehen wir, dass die grössten Männer einfache Gemüther waren, welche sich und ihren Wirkungskreis genau kannten, nichts anderes wollten und liebten, als ihr ihnen eigenthümliches Talent auszubilden, und darüber gerne eine Narrenwelt vergassen, welche sich Perücken von Millionen Locken aufsetzt, um einen Ausdruck von Goethe zu gebrauchen, und am Ende doch das bleibt, was sie ist. — —

Ich freue mich, dass Du in diesen so schlechten Zeiten Dich bei guter Laune zu erhalten weisst und Poesie und Litteratur mit so vielem Eifer studirst. Du bist auf diese Weise glücklicher als mancher Fürst, der seine Bibliothek verkaufen muss, um seinen Soldaten Uniformen machen zu lassen. Ich bitte an Tancred, Clorinden, Erminia u. s. w. meine besten Grüsse zu bestellen; ich hoffe bald ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Für

jetzt muss ich mich aber an sehr trockene Prosa halten, um etwas zu lernen, so wie an Fischer's Handbuch der Anatomie[1]) zum Beispiel, welches mir noch immer nicht in den Kopf will. Ausser der Bibel, in welcher ich alle Tage ein Kapitel aus dem alten und eins aus dem neuen Testament lese, komme ich fast nicht dazu, etwas anderes poetisches zu lesen. Grüsse mir M. Jonas und alle Freunde, die sich meiner erinnern wollen, und vergieb diesen flüchtigen Brief. Von Deiner Erlaubniss, Kunstsachen betreffend, werde ich nur in ausserordentlichen Fällen Gebrauch machen, nämlich da wo es mein eigenes Studium nöthig macht; keineswegs will ich aber sammeln, wie Du vielleicht glaubst, denn es stehet geschrieben: „Sammle Dir nicht Schätze auf Erden, dass sie nicht die Motten fressen.“ Lebe wohl.

197.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 22. Januar 1812.

— — Philipp ist recht fleissig. Er könnte es freilich vielleicht noch mehr sein, wenigstens des Abends mehr zeichnen oder studiren, aber dazu kann er jetzt noch gar nicht gelangen. Bis zwei Uhr aber ist er unausgesetzt fleissig. Er hat die beiden kleinen Humboldt's jetzt fertig, und man ist sehr zufrieden damit. Die Aehnlichkeit ist besonders sehr gut. Dann hat er Nina angefangen zu malen, was auch sehr ähnlich wird. Seit einigen Wochen arbeitet er aber bei verschlossenen Thüren an einem geheimnissvollen Werk, was weder ich noch Friedrich zu sehen kriegen. Ich denke mir, es wird wohl sein eignes Por-

1) Erklärung der anatomischen Statur für Künstler von J. Martin Fischer. 2 A. Wien 1804.

trait sein, was er zu meinem Namenstage mir schenken wird, weil er mir beständig heimlich den Spiegel dazu nimmt; ich thu aber, als merkte ich gar nichts. Zum Frühjahr wird Eggers nach Rom kommen. Er ist seit dem vergangenen October hier, wohnt dicht neben uns an und hat den Tisch bei uns. Es war seine Absicht, Philipp zu bereden, dass er mit ihm reisen sollte. Deswegen blieb er auch den ganzen Winter hier, da er anfangs Willens war, nur durchzureisen. Philipp bleibt aber immer standhaft dabei, für jetzt noch nicht nach Rom zu reisen; er wird aber eine Fussreise nach München und Nürnberg machen. Das Nähere darüber wird er Dir wohl selber schreiben. Vor einiger Zeit sprach ich mit Leopold Herz, der mir erzählte, Du würdest ihm ein Gemälde von Overbeck schicken. Er schien sich sehr viel darauf zu Gute zu thun und versprach es mich gleich wissen zu lassen, sobald es angekommen sein würde. Den Gedanken, es ihm zuzuschicken, finde ich sehr gescheut. Er wird nicht wenig damit prahlen; desto besser für den Maler: — je mehr jener seine Eitelkeit geschmeichelt fühlt, je mehr wird er das Bild bekannt zu machen suchen. Sollte es hier noch zu einer Ausstellung kommen, wozu man sich einige Hoffnung macht, woran ich aber nicht recht glaube, so werde ich Herz rathen, es hin zu geben zur Ausstellung.

Jedermann vereinigt seine Stimme mit der allgemeinen zum Lob und Preis Deiner Freunde in Rom, es ist nur eine einzige Stimme über diese vortrefflichen jungen Leute. Welche Freude, Dich zu ihnen zählen zu dürfen! Ich bin gar nicht in Ungewissheit mehr, nun Dein Geist, wie es scheint, immer mehr zur Klarheit gelangt und Dein Gemüth zur heitern Uebereinstimmung mit Dir selbst und mit Deinen Lehrern und Vorgängern eingeht, dass Du bei Deinem Fleiss, Deiner Liebe zur Sache und Deinem sinnigen Talent zu einem erfreulichen Wohlgelingen gelangen wirst. Vertrauen auf den Geist Gottes, Ergebung

und Demuth, auch wo er Dir Schranken anzuweisen für gut findet, Ausdauer und Freudigkeit auch bei den Schwierigkeiten und Mässigung im Gelingen — und Du wirst gewiss etwas rechtes leisten. Ich bin sehr begierig, das Bild von Overbeck zu sehen. Bis dahin muss ich Schick's Gemälden bei Humboldt's noch immer den Vorzug geben vor allem, was ich von Malerei unsrer Zeit weiss. Kenner und Künstler mögen vielleicht Grund finden, vielerlei daran zu tadeln, der unbefangene Beschauer, so wie ich, die von dem Eindruck, den ein Kunstwerk macht, und von seiner Bedeutung allein zu urtheilen weiss, ich muss bekennen, dass mir jene Bilder von Schick an Wahrheit, Erfindung, Ausdruck, Gefühl und bedeutsamer Ausführung ganz vorzüglich dünken. Solche Portraite wie diese können meines Erachtens wohl zu den historischen Gemälden gezählt werden.

Herr Rauch hat an Humboldt's einen Abguss der Büste mitgebracht der Königin von Preussen, nämlich so wie sie in Lebensgrösse auf einem Grabmal wird in Marmor abgebildet werden. Der Moment scheint in dem Augenblick nach dem Hinscheiden aufgefasst zu sein. Ich rechne es mir als eine glückliche Begebenheit an, dass ich dieses herrliche Kunstwerk gesehen habe, und erlebe ich es, dass es fertig in Marmor wird, so biete ich alles Mögliche und Unmögliche auf, um es zu sehen, sollte ich auch eine Reise nach Berlin darum machen müssen. Lieber Johann, wenn Rauch in Rom daran arbeitet, so bitte ich Dich, ja von Zeit zu Zeit mir über dieses Werk, sowie es vorrückt, einige Nachricht zu geben, wenn es Dir anders erlaubt ist, es so oft zu sehen, als Du willst. Du weisst, ich habe von Natur mehr Sinn für Farben und Malerei als für die Antike und den Marmor überhaupt; das muss ich aber bekennen, einen rührendern und zugleich erhebendern Eindruck haben mir wenige Kunstwerke gemacht als dieses erhabene Bild der Königin. Nie sah

ich Grösse und Anmuth, Leben und Tod, Schmerz und Ruhe in einem so köstlichen Verein. Das Ganze hat den vollendetsten Ausdruck der irdischen Schönheit, die sich vom Schmerz losgerungen, nun zur Seligkeit eingeht. Doch Du wirst es ja selber sehen. Hätte der Mensch auch weiter nichts von seinem Schöpfer zur Mitgift in das Leben erhalten als diese Fähigkeit zur Kunst, müsste er nicht unaufhörlich dankbar sein und jedes andre, was ihm nicht gelegen ist, für nichtig achten? und wie viel, wie reich sind ausser dieser noch seine Gaben! O wie oft, täglich und stündlich hat der reich begabte Mensch Ursache, ein „Herr Dich loben wir!“ von ganzem Herzen anzustimmen, anstatt dass er es aufspart, bis er sich seiner gelungenen Entwürfe erfreut, wo es oft nur ein Frevel genannt werden muss. — —

Was hast Du denn zu Deinem Reisegefährten, dem Architekten, gesagt, der sich eine schöne Römerin mit nach Cassel genommen hat? — Grüss den Maler Müller von Schlegel und von mir, sein Beitrag ist angekommen und wird im zweiten Stück[1]) gedruckt. Ich danke sehr für das Exemplar seiner Gedichte. Empfiehl mich allen, die sich unsrer mit Freundschaft erinnern. Baron Penkler grüsst Dich, Frick's lassen Dich tausendmal grüssen. Glinz ist wieder nach der Schweiz, wir wissen weiter nichts von ihm. Graf Loeben lässt Dich sehr grüssen, er schreibt recht oft, mit grosser Zärtlichkeit; auch von Eckstein bekommen wir öfters Briefe. Best ist in Paris, weiss nicht warum. Von Schick sind keine guten Nachrichten hier, er ist in Stuttgart, man zweifelt aber an seinem Aufkommen. Wie traurig! Gott behüte und segne Dich. Deine Mutter.

Rauch's urplötzliche Abreise, lieber Bruder, hindert

1) ‚Kunstnachrichten aus Rom‘ im 4. Heft des Deutschen Museums 1, 336.

mich, Dir ausführlich zu schreiben; heute Mittag haben wir sie erfahren und morgen um 6 Uhr reist er schon. — Ich hoffte ihn länger hier zu sehn und die paarmal, dass ich mit ihm gesprochen, hat er mich ganz eingenommen, sowie seine Arbeit, die Büste vom Monument der Königin, welche hier bei Humboldt's ist, mich mit Hochachtung erfüllt hat. Es ist von moderner Bildhauerkunst unstreitig das Schönste, was ich kenne, und doch endlich einmal neben dem Studium der Antike ein christliches Element darin zu sehn. Ich beneide Dich um das Glück, es ihn in Marmor ausführen zu sehen. — Es war mir unmöglich, Dir von dem verlangten Leithnerblau mitzuschicken, so gern ich es auch gethan hätte; denn selbst habe ich keins und so hätte ich heut Nachmittag müssen in die Fabrik gehen, welches ich nicht konnte, da ich etwas zu malen angefangen hatte. Du sollst aber durch den Doctor Schönberger oder durch Eggers oder durch was sonst für eine Gelegenheit es bekommen. — Sage Deinem Freunde Overbeck, dass das Basrelief am Stephan, die Kreuztragung vorstellend, schon so durchaus ruinirt ist, dass es kaum noch zu erkennen ist; kein einziger Kopf ist mehr darauf; Arme, Beine, Hände, Gewänder auf das schrecklichste zerstört, so dass es schon nichts mehr dran zu zerschlagen giebt. — Zu dem Bilde in der erzbischöflichen Kapelle wird mich Pater Hofbauer hinführen; ich bin begierig es zu sehn. — Meine eignen Arbeiten bestehn jetzt meistens nur in Portraiten. Ich habe die Nina angefangen und werde bald fertig sein; ein historisches Bild werde ich mit Gottes Hülfe noch vor Verfluss des Winters unternehmen. — Gott behüte Dich und die Jungfrau Maria nehme Dich in ihren mütterlichen Schutz.

P.

198.

P. Clemens Maria Hofbauer an Johannes Veit in Rom.

Wien, Januar 1812.

Dass Sie Ihre Gesinnungen geändert, freut mich ungemein. O wie sicherer ist der Weg, den uns die heilige Kirche führt! Sie ist Christi Braut, die nicht irren kann: „Ich bin bei euch bis an das Ende der Welt;" „Der Geist der Wahrheit, den ich euch senden werde, wird euch alle Wahrheit lehren." Hier ist nicht die Rede, ob die Nachfolger der Apostel fromm oder böse für ihre eigene Person sein werden. Glauben Sie, Freund! der Herr ist seinen Worten getreu, den ich für Sie zu bitten niemals unterlassen von der Zeit, da ich Sie kennen gelernt habe, und auch zuvor. Sie machten mir Kummer, ich verdoppelte mein Gebet; bat die Mutter des Herrn, sie möchte mein armes Gebet unterstützen. Bleiben Sie Ihren itzigen Gesinnungen getreu und vermeiden Sie alle Gelegenheit, wo Sie auf Abwege kommen könnten.

Hofbauer C. SS. R.

P. Martin empfiehlt sich vielfältig Ihrer Freundschaft.

199.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 28. Februar 1812.

Ich lasse gewiss keine Gelegenheit vorüber gehen, Dir wenn auch nur einige Worte zu sagen; von Dir habe ich aber nun seit dem November wieder nichts gehört! So viel und oft ich mir auch vornehme, mich nicht mehr über das lange Ausbleiben Deiner Briefe zu ängstigen, so dauert es mir doch manchmal gar zu lange, so dass allerlei Besorgnisse sich mir aufdringen müssen. Mit meiner

Gesundheit steht es im Winter immer etwas schwach; ich hoffe auf das Frühjahr und denke auf einige Wochen nach Baden zu gehen. Friedrich ist aber diesen Winter gesünder, heitrer und frisch thätiger als je; ausser dem ‚Museum', dessen er sich eifrig annimmt, giebt er auch den Kindern des Fürsten Liechtenstein täglich zwei Stunden in der Universalgeschichte und gestern hat er seine öffentlichen Vorlesungen über Geschichte der Litteratur angefangen. Die Versammlung war glänzend und zahlreich und die Zufriedenheit mit seinem Vortrage ganz allgemein. Wie oft dachte ich dabei an Dich und bedauerte es, Dich dabei zu vermissen.

Philipp hat mir zu meinem Namenstage sein Portrait, in Oel gemalt, geschenkt, dasselbe, das er schon vorigen Sommer angelegt hatte; es fehlt auch noch jetzt an der letzten Hand daran. Mir macht das Bild, das erste, was er in Oel fertig gemacht, ganz unaussprechliche Freude. Ich werde es, sobald sich eine gute Gelegenheit findet, auf eine Zeit lang nach Berlin an den Vater schicken. Eggers liegt dem Philipp sehr an, dass er mit ihm nach Rom gehen soll; Philipp bleibt aber standhaft dabei, diese Reise noch nicht anzutreten, und ich muss gestehen, mich freut diese Standhaftigkeit; nicht etwa als hätte ich etwas dagegen, dass er nach Italien reiste, aber es ist mir lieb, dass er seinem einmal gefassten Vorsatz, es noch jetzt nicht zu thun, treu bleibt. Mich dünkt, es ist dem Menschen in seiner Thätigkeit nichts hinderlicher als dieses Hin- und Herschweben, dieses Thun und Nichtthun, Wollen und dann wieder Nichtwollen. Er hat es nun einmal unternommen, an der Quelle, am Nachbilden und Anschauen der Natur seine Studien zu beginnen und dann erst die Antike und die alten Italiener und Rom kennen zu lernen. Er ist um dieses Zwecks willen zu früh der Schule in Dresden entlaufen; er thut also wohl, jetzt nun zu verharren in dieser einmal begonnenen Laufbahn und

nicht sich selber immer wieder irre zu machen, wenn etwa eine andere, vielleicht angenehmere Aussicht ihn vom Wege ablockt, damit die ersten Schritte nicht verloren seien. Bleibt Philipp fleissig und beharrlich, so kann schon etwas aus ihm werden. Kömmt er über's Jahr nach Rom, so ist es noch Zeit genug.

— — Im dritten Heft des ‚Museums' kommen die Reden, die am Geburtstage des Kaisers in der Akademie der bildenden Künste sind gehalten worden. In einer Stelle heisst es: „Wo Unterstützung ist, da werden auch Künstler[1])!" Dazu muss man Prosit sagen. Es ist die alte Frage, ob Gott erst das Ei oder erst die Henne geschaffen hat. Alle diese grossmüthigen Pensionen und Unterstützungen wären überflüssig, wenn man nur brav Bestellungen machte und zwar rechte, wie sie sein sollen. Sutter, den ich gar zu gern über die Akademie reden höre, spricht Feuer über diese Anstalten, die so viel versprechen und wenig halten. Ich umarme Dich, bester lieber Sohn! Schreib mir doch ja recht bald, wenn auch nur einige Worte. Friedrich, Philipp, Eggers, die geistlichen Freunde und alle andern Freunde und Bekannte lieben und grüssen Dich. Schreib mir doch den Namen des deutschen Geistlichen, den Du in Rom angetroffen. Die Zeichnung, die Du mir hier liessest, nämlich Dein Portrait, gefällt allgemein, jedem der sie sieht.

[Nachschrift von F. Schlegel.] Ich grüsse Sie vielmals, lieber Johann, und bitte Sie, uns doch öfter und ausführlicher zu schreiben. Wie kömmt es nur, dass Werner mir gar nicht antwortet? — Dem Maler Müller bitte ich mich bestens zu empfehlen und ihm zu sagen, dass ein Aufsatz von ihm über das Campo Santo mir sehr willkommen sein würde. — Auch von dem Werke der

1) „Wo es Unterstützung giebt, erscheinen Künstler." Deutsches Museum 1, 250.

Riepenhausen [1]) wünschte ich eine gründliche Beurtheilung. — Müller soll ja ein Leben Raphael's ausgearbeitet haben. Dieses wäre mir für das ‚Museum' sehr willkommen.

200.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Wien, 24. März 1812.

— — Ich male jetzt hier die Saaling [2]), doch rückt es langsam weiter, denn erstens habe ich es noch nicht zu jener Fertigkeit gebracht wie Leute, die in zwei oder drei Tagen ein Portrait malen; dann ist auch das Wetter so schlecht, dass sie nicht oft kommen kann, da sie überdies hier etwas kränklich ist. Noch ein weibliches Portrait habe ich hier in Arbeit, eine Freundin der Mutter [3]), welche ich für sie male; dieses wird bald seine Endschaft erreichen. Ich bin glücklich zu nennen, dass ich Gelegenheit habe, mehrere solche schöne Gesichter blos zu meiner Lust und zum Studium zu malen, und die Gefälligkeit der Leute, die mir sitzen, ist nicht genug zu rühmen, da sie doch wissen, dass ich noch im geringsten kein Meisterstück liefere. Auch ist es mir nicht blos wegen des wirklichen Malens dieser Portraite äusserst angenehm, sondern auch wohl als ein sehr nützlicher Anfang grösserer Werke, da nach meiner Meinung das Portrait die Grundlage aller

1) Geschichte der Malerei in Italien &c. (Stuttgart 1810) von den Brüdern Franz und Johann Riepenhausen.

2) Marianne Saaling, von jüdischer Abstammung, in ihrer Jugend wegen ihrer Schönheit gerühmt, während des Wiener Congresses mit einem Spanier verlobt, jedoch mitten in den Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste von der Todesnachricht ihres Bräutigams überrascht, hat sich als Christin durch ihre Sorge für die Kranken in Wien, Frankfurt a. M. und in Berlin grosse Verdienste erworben. Rosenthal, 1, 391; Hensel 1, 124 ff.

3) Nina.

historischen Malerei zu nennen ist. Wie schwer es ist, etwas gutes zu machen, sieht man erst recht ein, je weiter man kömmt, und ich danke Gott, dass ich es nicht im Anfang gesehn habe, denn ich wäre wahrscheinlich muthlos geworden, da es mir jetzt doch hingegen Muth macht, wenn ich sehe, dass ich doch weiter gekommen bin, als ich anfangs war. Der Johann schreibt gar nicht aus Rom; wenn Du etwa Nachricht hast, so theile sie uns doch ja mit, denn wir wissen schon sehr lange nichts von ihm. Ist er vielleicht nach Neapel gereist, wie Du ihm gerathen hast?

Ich wollte, Du wärest hier, um Schlegel's Vorlesungen mitzuhören; vieles würde Dich gewiss ausserordentlich interessiren, sie werden mit grossem Beifall hier aufgenommen, und ich glaube schwerlich, dass sie brillanter sein könnten, als sie sind. Der Saal ist immer voll und wird immer voller, es sind wohl jedesmal an 200 Personen gegenwärtig. Schlegel hat in Hinsicht des Vortrags seit seinen letzten Vorlesungen vor 2 Jahren ausserordentlich gewonnen, besonders hat er eine Freiheit erlangt, die er damals nicht so besass, was wohl von seiner verbesserten Gesundheit herrührt. Seine Vorträge sind wirklich vortrefflich; eine Fülle von neuen und äusserst scharfsinnigen Gedanken und Ansichten, verbunden mit einer reinen und kräftigen Sprache, besonders aber die äusserst gute Gesinnung, die aus jedem Worte hervorgeht, machen sie zu einem ganz vorzüglichen Werke. Ich hoffe, sie werden im Druck erscheinen, und dann wirst Du sie ja auch wohl lesen.

Grüsse die Herz von mir und sage ihr, dass ich sie recht vermisse, denn es will hier keiner so herzlich über mein dummes Zeug lachen als sie, besonders über meinen Policinellton — sie wird schon wissen. Viel tausend Grüsse von der Mutter, sie wird Dir nächstens schreiben. Lebe wohl, Gott erhalte Dich gesund und froh.

201.

Dorothea an Varnhagen v. Ense in Prag.

W[ien], 3. April [18]12.

Ich benutze die erste ganz ruhige Stunde, Ihnen für Ihren Brief zu danken, der eine doppelt angenehme Erscheinung für uns war, da Madame Brede ihn uns selber überbrachte. Denken Sie aber, wie unangenehm es für uns ist, dass wir die hübsche Frau seitdem nicht einmal wieder gesehen haben, nicht einmal auf der Bühne, obgleich sie mit ungetheiltem Beifall auftrat. Wir sind aber dermassen von Beschäftigungen und Abhaltungen aller Art verhindert worden, dass auch wirklich nicht ein einziger Abend blieb, wo wir sie hätten sehen können. Ich bin den ganzen Winter nur ein einziges Mal im Theater gewesen, und zwar um ‚die Katakomben‘ [1]) zu sehen, die denn doch einen ernsteren Geist und Streben verrathen, als was man uns sonst darbietet. Aber auch hier ward ich am Schluss des 4. Akts nach Hause geholt, so dass ich noch immer nicht das Ende gesehen habe. Friedrich war nicht ein einziges Mal im Theater. So sind auch alle Faschingsherrlichkeiten unberührt von uns vorübergegangen, und in diesen Tagen wollen wir, so gut es gehen will, den Frühling seinen Einzug halten sehen. Friedrich steckt aber grade noch mitten in seinen Vorlesungen; also wird uns auch diese Lust ziemlich karg zugemessen werden. Er liest ganz vortrefflich, schüttet ein wahres Füllhorn von Schätzen an Kenntnissen, neuen Ansichten, Kritik und Belesenheit mit einer solchen Kraft, Sicherheit und Klarheit aus, spricht dabei mit einem Wohllaut, mit einem so gleich gehaltenen Wesen von mildem Ernst und sanfter Ironie, dass es das allgemeine Erstaunen erregt. Auch kann man sein Publikum nicht genug bewundern, welches, aus den höchsten Ständen,

1) Trauerspiel von K. Wolfart. Berlin 1810.

wo man Oberflächlichkeit und Frivolität als nothwendig voraussetzt und ihnen durchaus keine andre bewegende Kraft zumuthet, nicht allein fortdauernd die grösste Aufmerksamkeit und das höchste Interesse zeigt, sondern auch jedesmal das Eigentliche, Wichtige mit regem Sinn auffasst. Es ist in der That eine sehr hübsche Sache, und ich möchte es Ihnen wohl gönnen, dass Sie mit dabei sein könnten. Es ist eine schöne Zeit jetzt für Friedrichs Geist, er entfaltet sich immer mehr in der reichsten Tiefe; die grösste Fülle und Mannigfaltigkeit vereinigt sich in einem einzigen hellklaren Demant der Einheit, von wo das Licht wieder in unzähligen Strahlen ausgeht. Dass er einer bessern Gesundheit jetzt geniesst, als seit langer Zeit der Fall war, hilft ihm viel, die angestrengte Thätigkeit auszuüben, die bei den verschiedenen Geschäften allerdings nothwendig ist. Entschuldigen Sie ihn daher, lieber Freund, dass er ihnen nicht selber schreibt, sondern es mir auftrug, Ihnen zugleich über ihre Anträge für das ‚Museum' in seinem Namen zu danken und zu antworten. Allerdings sollen Ihre Beiträge honorirt werden; der Buchhändler kann aber bei den jetzigen schlimmen Zeiten und schwankendem sinkendem Geldcours für's erste nicht mehr versprechen als 10 bis 12 Gulden in Convent.-Geld für den gedruckten Bogen. Sollten bessere Zeiten kommen, so wird auch das Honorar verbessert werden können. Novellen und ‚Lieder der Liebe' sind zwar vor der Hand noch nicht in den Kreis der Gegenstände für das ‚Museum' mit aufgenommen, sondern ein ernsteres Ziel bleibt ihm noch gesteckt. Indessen werden wir, wenn Sie uns Ihre „Drangsale unstäter Gefühle" [1]) schicken wollen, sie mit grösstem Vergnügen lesen und Ihnen dann das Resultat wissen lassen, ob Friedrich meint, dass er in Rücksicht dieser Novelle eine Ausnahme machen

1) ‚Die Drangsale unstäten Lebens' in Bd. 7 der Denkwürdigk.

darf. Ein Aufsatz ernsterer Art, in Prosa oder Versen, wäre freilich dem Redacteur des ‚Museums‘ von Ihrer Feder jetzt viel lieber. Sie werden ihm gewiss verzeihen, wenn Sie ihm die Novelle schicken, und er sie etwa jetzt nicht zur Aufnahme geeignet finden sollte, wenn Sie bedenken wollen, von wie vielen Rücksichten der Redacteur einer Zeitschrift in Wien selber gehemmt wird. — Dafür, dass Steigentesch Sie mit seinem hübschen Gedicht[1]) ärgerte, hat er Sie durch seinen mechanten Aufsatz über deutsche Litteratur‘[2]) hinlänglich gerächt, meine ich. Was sagen Sie aber zu den Rednern der Akademie, und wie gefällt Ihnen Friedrichs Postscriptum[3])? Von den Frauen behauptet man, dass sie in Ihren Briefen das Wichtigste und das, worauf es eigentlich ankommt, immer in ein P. S. bringen. Ich schreibe Ihnen schon auf zwei Seiten allerlei, was ich im Grunde gar nicht schreiben will; es geschieht blos, um nicht auf eine unangenehme Sache zu kommen, die ich endlich doch berühren muss: nämlich den Tauler. Jetzt weiss ich doch bestimmt, dass versagen zu müssen, viel unangenehmer noch ist, als eine Versagung zu erhalten. „Wenn er hier wäre,“ sagt Friedrich, „sollte er ihn haben, so oft und so lang er will, aber nach Prag schicken, ist rein unmöglich.“ Friedrich meint aber, Sie müssten ihn nothwendig in Prag finden; Sie möchten nur recht suchen, sich auch beim Prof. Meinert erkundigen. Sie sehen, lieber Varnhagen, wie wenig eine Frau ausrichten kann, wenn es die Liebhaberei des Mannes betrifft, diese geht über das Liebhaben sogar.

Sagen Sie mir aber doch in aller Welt, wie Sie nur immer, wenn von Rahel die Rede ist, so thun, als müssten Sie dieselbe gegen mich so zu sagen in Schutz neh-

1) ‚Rezept‘ (zu einem Ritterroman). Museum 1, 161.

2) Museum 1, 197—220.

3) ‚Aussichten für die Kunst in dem Oester. Kaiserstaat.‘ Mus. 1, 248—287.

men. Was habe ich denn gesagt oder gethan, was eine Feindseligkeit gegen R. verriethe? Hätte ich das wirklich — was mir nicht im geringsten bekannt ist — einmal in einem Anlauf von Widerspruchsgeist oder Unzufriedenheit gethan, so widerrufe ich es feierlichst. Ich versichere Ihnen, R. ist und bleibt mir nicht allein eine der merkwürdigsten Erscheinungen, wie sie wohl einem jeden sein muss, der sie kennt, sondern es knüpfen sich mir an das Andenken an sie so viele Bilder der Erinnerungen, dass sie mir ewig lieb und theuer bleiben wird. Ihr Urtheil über Geisteswerke besonders ist mir ganz überraus wichtig, denn ich kenne sie von jeher als eine nicht gewöhnliche Leserin; sie hat Friedrichs Geist erkannt und ihn geliebt, als er noch ein Gegenstand der allgemeinen Verfolgung war. Dergleichen kann ich ja nie vergessen. — Man sagt allgemein, ich sei hart in meinen Aeusserungen; ich glaube es beinah selber, wenn ich bedenke, dass Sie meine Theilnahme an R. Leben, meine Trauer über ihre Missgriffe für Feindseligkeit nehmen konnten. — Herzlich freut sich auch Friedrich, dass sie die historischen Vorlesungen schätzt und liebt. Wenn sie das, was über die neuere Zeit und insbesondere über die Schriftsteller jener Nation gesagt wird, nicht so anspricht, so ist es doch wohl mehr, weil sie über diese ganze Zeit noch nicht zu einem umfassenden, erschöpfenden Resultat gekommen sein kann. — Allerdings, Bester! sind Sie Friedrichs Feind und er der Ihrige in Ansehung des Adels; wenigstens wird er es immerdar von der Gesinnung bleiben, die der Rechte des Adels theilhaftig werden und dessen Vortheile geniessen will, ohne [dass sie] dessen Ursprung zu erkennen, dessen Würde zu ehren und dessen Pflichten zu tragen Willens ist. Daher fliessen unsre Thränen; denn diese Ansicht des Adels, die Sie zu Ihrer eingebornen machen wollen, ist ganz und gar nicht die Ihrige allein, Sie theilen dieselbe mit einer gar grossen

Klasse, nämlich mit dem grössten Theil des Adels selber. Daher fliessen unsre Thränen! — Sie mögen immerhin manches an Friedrichs Darstellungen, Anordnungen, Sprache, Rhythmus &c. aussetzen, seine Ansichten aber, daraus können Sie nicht einen Punkt herausreissen, über nichts. Es hängt diese ganze Ansicht der Welt so genau bei ihm zusammen, dass man ihn zerstören, entwurzeln muss, wenn man auch nur das Geringste davon ablösen will. Man muss entweder ganz für oder ganz wider ihn sein.

Ueber Müller's Briefe[1]) haben Sie sehr recht, dass Sie sie steif nennen; doch darf man wohl von ihm hoffen, dass sein Styl noch an Leichtigkeit und Klarheit gewinnen wird, um seiner guten Denkungsart willen. Wilhelm's Aufsatz[2]) ist freilich nicht so kräftig, als er die Absicht hatte, obgleich er oft derb genug ist. Friedrichs reife Milde, mit der Energie und Kraft vereint, die kann man, wenn auch bei eben so grossem Talent, doch nur durch die innere Ruhe und das eigentliche Mit-sich-fertig-sein — kurz, nur im Schoss der Kirche finden. Daher allein dünkt Ihnen, was er schreibt, so ganz anders gediegen, als was von andern, auch noch so vortrefflichen, aber im Irrthum schwebenden Geistern herrührt. — Ueber Clemens Brentano urtheilen Sie sehr übereinstimmend mit mir; so fand auch ich ihn, als ich ihn vor 12 Jahren sah, seitdem muss er sich doch aber nothwendig etwas gebessert haben, wenn ich nicht annehmen soll, dass er wirklich vom bösen Geist besessen ist, alle seine wirklich schönen Gaben oft wie mit einer plötzlichen Grimasse vernichtet. — Willisen ist wieder hergestellt, im Herzen aber betrübt und wüthend über alles, was geschieht. Ich habe

1) Agronomische Briefe. Von Adam Müller. Museum 1, 54—78; 137—159; 2, 223—234.

2) Ueber das Lied der Nibelungen. Von A. W. Schlegel. Mus. 1, 9—36.

ihm wohl schon dreimal einiges aus Ihrem Briefe vorlesen wollen, bin aber jedesmal durch Dazukommende daran verhindert worden. Ich werde diesen Brief aber nicht abschicken, ohne den Freund Willisen fragen zu lassen, ob er nicht einen Einschluss machen will.

Betrübt sind wir auch hinlänglich über dieses immer schneller hinsinkende Unwesen der Welt, die Wuth lasse ich aber den jungen Offizieren über. Fessler hat einmal in seiner Ankündigung einer Erziehungsanstalt gesagt, „er wolle seinen Zöglingen Unterricht geben, mit Anstand die Langeweile zu ertragen.“ Ich denke, die Vorsehung hat jetzt eine ähnliche Absicht mit uns. Mich dünkt, wir sollen lernen, allem Hochmuth entsagen und die Dienstbarkeit mit Würde ertragen, bis ein Erlöser kommt, der uns befreit, und dessen Wege wir dann mit Aufopferung des Blutes gehen müssen, um frei zu werden. Ich meines Theils bin fest entschlossen, es so zu nehmen und daraus für die Seele so viel Heil zu ziehen, als mir nicht versagt ist. Dann, wann wir erst im Stande sein werden, wie jene ernsten Südländer, 4 Jahre unter beständigem Unglück und Misslingen zu kämpfen, um zu kämpfen, mit der festen Ueberzeugung, dass, fallen wir auch, hinter uns welche stehen, die den Kampf weiter kämpfen — dann wird uns auch geholfen sein, nicht eher!

Von Jetten aus Paris höre ich, dass sie ihr Etablissement aufgiebt und als Erzieherin zum General Sebastiani in's Haus zieht; von ihr selber habe ich aber noch nichts darüber erfahren. — Von Kerner habe ich ein paar kleine Briefe und zwei Bücher erhalten. Das eine, ‚Reiseschatten‘ genannt, ist nicht für mich; ich werde von diesen ewigen Phantastereien ermüdet, sie sind mir wie beständige Dissonanzen ohne endliche Auflösung. Von seinem ‚poetischen Almanach‘ habe ich aber recht viel Freude gehabt; es sind allerliebste Sachen darin. Die Ihrigen in diesem Almanach scheinen mir zum Theil sehr hübsch versificirt, aber sie

gehören, dünkt mich, doch grade nicht zu Ihren gehaltvollsten Sachen [1]). Dagegen aber von Rosa Maria (Ihre Schwester, wie Kerner schrieb) ein wunderhübsches Lied von Männertreue [2]), von Kerner ein Lied vom Stephansthurm [3]) und ein Sonett von Schwab an die Mutter Gottes im Schmerz [4]) gehören mir zu den liebsten; der nordischen poetischen Fragmente von Fouqué nicht zu erwähnen, die wie Eichenblätter den reichen Kranz ausfüllen und beschatten [5]). Er gehört zu den hübschesten Almanachs unsrer Winterzeit. Wundern und erstaunen muss man über euch junge deutsche Dichter, dass ihr, werde es, wie es wolle, und sei es, wie es sei, doch immerfort und auf alles Lieder dichtet. Ich schrieb an Graf Loeben darüber, ihr kämt mir vor wie Kanarienvögel, die immer lauter im Bauer singen, je mehr Lärm im Zimmer ist. Ich hoffe nicht, dass Loeben mir den Scherz übel genommen hat, ich habe seitdem keinen Brief wieder von ihm. Uebrigens hat dieser Graf Loeben einen ‚Schäfer- und Ritterroman' drucken lassen, ich glaube er heisst ‚Arkadien' — denn ich bin noch nicht so weit gekommen, den Titel zu lesen — sehen Sie, lieber V., über diesen Roman könnte ich weinen vor Aerger, Ungeduld, Missbehagen und noch tausend widrigen Empfindungen. Ich würde darüber lachen, wie hundert andre Leute, wenn nicht dieser unglückliche Dichter uns grade so viel Zutrauen und Zuneigung gezeigt hätte, dass wir gar nicht anders konnten, als ihm wieder persönlich zugethan zu sein — und nun diesen Scandal von Roman! Verdriessen muss es uns von Fouqué, der sein vertrauter Freund ist, dass er dergleichen nicht mit aller Autorität der Freundschaft und des überlegenen Ta-

1) Poet. Almanach f. d. J. 1812. S. 87, 100, 118, 183.
2) Das seltene Blümlein. S. 23.
3) Der Sankt Stephansthurm. S. 144.
4) Maria mit dem todten Jesus auf dem Schoss. S. 180.
5) Wehmut — Tröstung — Das Schlachtfeld. S. 131, 160, 258.

lents vielmehr zu verhindern sucht, als dass er es noch befördert. Es ist ein wahrer Missbrauch der Worte und der Sprache, der Dichtkunst und des Papiers.

Sehen Sie, das heisst geschwatzt! Jetzt müssen Sie mir wenigstens drei Briefe schreiben, ehe Sie mir (so dicht und geregelt Ihre Schrift auch ist) gleichkommen; auch erwarte ich sie allerdings. Friedrich und mein Sohn Philipp grüssen Sie sehr. Leben Sie wohl.

Dorothea Schlegel.

Schreiben Sie Ihre Adresse. — Die hiesige Censur hat einige Gedichte vom Prof. Meinert für das ‚Museum' nicht admittiren wollen, was den Friedrich erstaunlich verdriesst.

202.

Dorothea an A. Wilhelm Schlegel in Coppet.

W[ien], 16. Mai [18]12.

Geliebter Bruder, ich will keinen Posttag versäumen, ohne Ihnen zu melden, dass die Nibelungen-Sendung [1]) vor 4 Tagen glücklich angelangt ist zur grössten Freude und wahrhaftem Trost. Gelesen ist die Sendung noch nicht, aber höchst willkommen und erwünscht. Wenn die Censur es nicht aufhält, so kömmt es gleich im Juni-Heft. Was Sie und was Friedrich bis jetzt in das ‚Museum' gegeben haben, das ist gut, recht, schön, vortrefflich, zur rechten Zeit und kurz so wie es sein soll. Alles andre ist „Futter für Pulver," wie Falstaff sagt. Was man über ihren Rudolph [2]) sagt, wollen Sie von hier wissen?

1) Ueber das Nibelungen-Lied. Museum 1, 505—536.

2) ‚Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenossen' im Mus. 1, 289—323.

Sie beklagen sich darüber, dass Sie abgeschnitten sind von aller deutschen Litteratur, dass Sie nichts bekommen? Was würden Sie erst darüber zu jammern haben, wenn Sie hier wären! Nichts hört man hier darüber, gar nichts, ausser einige lobende Freunde, deren Zufriedenheit wir uns auch wohl denken würden, wenn wir sie auch nicht hörten. Aber ein Urtheil, eine öffentliche Stimme? — nicht daran zu denken! Seit dem ersten Heft, das eine rechte Gährung verursachte (es mochte dem Bösen wohl etwas Kolik gemacht haben) soll man noch das erste Wort darüber hören. Der Buchhändler war vor der Messe zufrieden, die Nachrichten von der Messe lauten aber kläglich, nicht grade des ‚Museums' halber, sondern überhaupt, und da leidet das ‚Museum' natürlich mit. Im Februarstück hatte Friedrich einen Meisteraufsatz ‚über nordische Dichtkunst' [1]), im Märzstück einen Epilog zu den Reden des Curators, des Secretärs &c. der hiesigen Akademie der Künste [2]), im April nichts, im Mai einen Nachtrag [3]) zu jenem Aufsatz ‚über nordische Dichtkunst', bei Gelegenheit von Tieck's ‚Altenglisches Theater', und im künftigen Monat, denke ich, wird eine von Friedrichs Vorlesungen [4]) abgedruckt werden. Sehen Sie, liebster Wilhelm, von allen diesen Sachen, sowie von der ganzen Bemühung hört man kein Wort, weder aus der Nähe noch Ferne. Schlechte Gedichte und schlechte Prosa hingegen kömmt mit jedem Posttage centnerweise zum Einrücken an. Auch wird man die Wirkung wohl in kurzer Zeit an den Folgen spüren: nämlich ganze Schiebkarren voll Bücher werden erscheinen, worinnen man sich mit Euren Federn schmücken wird, und was Ihr mit so grossem

1) Mus. 1, 162—194.

2) Mus. 1, 272—287.

3) Nachtrag über Shakespeare. Mus. 1, 439—451.

4) Zwölfte Vorlesung (über die Gesch. der Litt.) Mus. 1, 461—504.

Fleisse und solcher Aufopferung an's Licht bringt, das werden sie sich mir nichts dir nichts, ein jeder in seiner eigenen Terminologie, mit einer solchen liebenswürdigen Leichtigkeit so zu eigen gemacht haben und so wieder anzubringen wissen, dass Ihr zuletzt selber wieder ganz ungewiss werdet, ob Ihr die Urheber seid oder ob die andern. — Nein, sagen Sie mir nichts mehr vom deutschen Publikum, es ist nicht um ein Haar besser als irgend ein anderes.

Adam hat gestern seine Vorlesungen wirklich eröffnet[1]). Er hat einen angenehmen Vortrag, übrigens war es aber ein bischen *crême fouettée* — Sie wissen wohl, dass man nicht ungern davon speist, besonders die Damen — auch hat er mit grossem Beifall gelesen. So viel Zuhörer wie Friedrich hat er nicht, wenigstens kommen nicht so viel; aber der Erzherzog Maximilian war da und Graf Stadion, dann noch eine seltene Erscheinung bei solcher Angelegenheit war Prince de Ligne. Besonders giebt der Erzherzog ein grosses Relief. Aber er muss sich kurz zusammenfassen, sonst fliegt ihm doch alles davon, denn es ist die Jahrszeit nicht. G. Moritz O'Donell ist sein Freund; der hat ihm alles das zusammengebracht. Ueberhaupt kann er sich Glück wünschen, diesen so gefesselt zu haben, er thut unendlich viel für ihn. Adam hat einen grossen prononcirten Anhang unter dem ersten Adel, doch wohl grösstentheils durch O'Donell. Mir kömmt aber, nach der ersten Vorlesung zu urtheilen, vor: Boas der Reiche hat geerntet, und Ruth hält die Nachlese von dem, was der Ueberflusshabende sorglos liegen liess. Halten Sie mich nicht für hochmüthig und übermüthig? Ich bin es aber doch gewiss nicht; nur verdriessen mich diese Nachlesungen etwas, nicht als ob ich der Ruth nicht diese

1) ‚Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland' von Adam Müller. Leipzig 1816.

Ernte gönnte — gewiss von ganzem, ganzem Herzen, ich bin ihm nicht feind, und ich wünschte, es ginge ihm so wohl, als er selber möchte — aber ich fürchte, der Eindruck von Friedrichs Vorlesungen wird durch diese Neuigkeit zu schnell verdrängt, und ich muss es gestehen, dies verdriesst mich, wenn ich die Anstrengung Friedrichs und die Vortrefflichkeit der Vorlesungen selber bedenke, immer mehr und mehr. Es ist mir unerträglich, es sogleich mit meinen Augen sehen zu müssen, wie auf diesen glatten Seelen nichts haftet, wie sie diese goldnen Sprüche der Weisheit, der Gelehrsamkeit, der wahrhaften Gottesliebe so vorüber rauschen lassen wie eine Musik, die man hört, so lange sie ertönt, und dann von einem andern Stückchen verdrängen lässt, das halt auch hübsch klingt. Erlauben Sie daher nur, guter lieber Bruder, dass ich den Friedrich diesesmal mehr als sonst zum Druck der Vorlesungen berede. Sie sollen durchaus nicht so bald vergessen werden. Ihr Einwurf gegen das Druckenlassen als Vorlesungen kann zu einer andern Zeit gegründet sein, diesesmal muss er einer andern Betrachtung nachstehen. Ein Buch daraus zu machen, wie Sie es meinen, das nimmt ihm in der Folge bei grösserer Ruhe und Musse ohnehin kein Mensch, nur jetzt im Gedränge frisch vorauf gerennt, damit wir aus dem Staub kommen.

An Möblenanschaffen konnte bei alle der guten Einnahme noch immer nicht viel gedacht werden. Indessen haben wir Betten, ein Sopha und ein Dutzend Stühle; das Uebrige, wie und wann Gott will. Es ist so theuer hier und die Lebensart jetzt so schwankend und ordnungslos geworden, dass kein Mensch an irgend eine Einrichtung denken kann. Man ist froh, den Tag nur durchzukommen. — Ihre Arbeiten in den Heidelberger Jahrbüchern sind uns noch immer nicht zu Gesicht gekommen. — Müller liest nicht über Aesthetik, sondern über Rhetorik. Das Nähere und Bestimmtere wird Ihnen Friedrich

schreiben, wie auch über Ihren Rudolph. Wenn er aber heute nicht und nicht den nächsten Posttag schreibt, so unternehme ich gar nicht mehr, ihn vertheidigen oder entschuldigen zu wollen, ich schicke dann meinen Brief, ohne den seinigen abzuwarten. Er macht es mit der Zeit wie mit dem Gelde und kommt daher auch immer mit beiden nicht aus. Am Morgen früh wird mit einer solchen Gemüthsbreite zu leben angefangen, als würde das Kapital der 16 Stunden bis Schlafengehen gar nicht können zu Ende gelebt werden, dann sind wir immer jedesmal nicht wenig erschrocken, wenn die Zeit nicht reicht, fangen aber richtig am andern Morgen wieder ebenso an. Sich einige Tage oder auch Wochen die ruhigen Betrachtungen und Studien versagen, mit behender Lebhaftigkeit nur erst die alte Schuldenlast der Geschäfte abschütteln, um dann mit erleichtertem Herzen auf's neue die gewohnte Lieblingsordnung der Zeit wieder einführen und geniessen zu können, das will er noch immer nicht lernen; er will es nicht einmal versuchen und leugnet die Möglichkeit *a priori*. Sie sehen, ich kann ihn auch anklagen, wenn es sein muss!

Mit Jetten's Entschluss, das angetragene Amt anzunehmen und die eigne Einrichtung fahren zu lassen[1]), kann ich nach allem, was sie mir darüber schreibt, nicht unzufrieden sein. Wenn ich Ihnen ihre Briefe schicken könnte, wenn Sie die Art sähen, wie man sie behandelt, und wie alles gekommen ist, so würden Sie hoffentlich mit uns einverstanden sein. An Unabhängigkeit hat sie eher gewonnen als verloren. Man ist nicht unabhängig, wenn man immerwährende häusliche Sorgen zieht, die man allein allenfalls gutes Muths erträgt; aber wenn

1) Henriette Mendelssohn, bisher Vorsteherin eines Mädcheninstituts in Paris, wurde Erzieherin der Tochter des Generals Sebastiani.

man für andre dabei zu sorgen hat, die das Recht haben, ein angenehmes bequemes Leben von uns zu fordern, so ist man wahrhaft die Sklavin jedes Augenblicks. *Experto credo Ruperto!* Uebrigens ist man immer leichter von Einem als von mehreren, vielleicht sich widersprechenden, abhängig.

Die andere Woche reist ein junger Mann von hier nach der Schweiz, der Ihnen Briefe von uns bringen wird. Er bat darum, um Ihre und der Fr. v. St. Bekanntschaft zu machen. Er ist ein Berliner, ein Neffe der Wittwe Levy, geborne Itzig, in Berlin. Er ist getauft, heisst jetzt Herr v. Delmar. Ob er etwas liebt, weiss ich nicht; dass er nichts hofft und nichts glaubt, das weiss ich; aber er fürchtet alles, nichts aber in der Welt fürchtet er mehr, als dass man es ihm anmerken könnte, dass er einst noch anders hiess als Herr v. Delmar. Diese Furcht ist ordentlich eine fixe Idee bei ihm geworden. Es ist ihm immer zu Muthe, als wäre das Christenthum zu dünn bei ihm aufgetragen, und als schimmerte das alte Judenthum noch darunter durch. Aber dem ist gar nicht so, es ist ein recht guter, ganz artiger Mensch, der sich aber gar nicht darüber trösten kann, dass er das Pulver nicht erfunden hat und auch wohl nicht würde erfunden haben. Diesen schicken wir Ihnen nun. Thun Sie ihm, wenn Sie können, etwas zu Gefallen; er war hier sehr artig gegen uns. Ich schreibe Ihnen das im voraus über ihn, weil ich ihm doch einen solchen Bericht über ihn selbst nicht mitgeben will, und wissen mussten Sie es doch, was er uns eigentlich ist, und wie wir zu ihm kamen. Adieu, herzlich geliebter Bruder; alles übrige schreibt Friedrich [1]).

Ihre Dorothea.

Philipp malt hübsch und empfiehlt sich Ihnen.

1) Dessen Nachschrift mit unleserlichen Eigennamen und unentzifferten Chiffren ist ohne besonderes Interesse.

203.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Heiligenstadt bei Wien, 4. Juni 1812.

Ich bin seit vorgestern hier an diesem ganz allerliebsten Badeort, etwa $^3/_4$ Stunden von der Stadt, in einer der schönsten lieblichsten Gegenden von Wien, am Fuss des Leopoldi- und Kahlenbergs; der Ort selber ist so ländlich und freundlich, meine Wohnung so reinlich und bei so guten braven Leuten, als man nur wünschen und verlangen kann. Gestern habe ich meine Kur mit Baden und heute früh mit Kräutermolkentrinken angefangen; sehr viel kann ich Dir also nicht schreiben, weil ich doch etwas angegriffen bin. Heute, hoffe ich, werden Friedrich und Philipp mich hier besuchen; sie werden dieses Blatt mitnehmen und es den Reisenden übergeben, die übermorgen von Wien nach Rom gehen und es Dir hoffentlich recht bald einhändigen werden. Es sind zwei Herrn v. Winterfeld, Landsleute von uns; sie kennen gewiss alle oder doch die meisten Deiner Bekannten in Berlin. Du wirst ihnen, wo Du kannst, in allen erforderlichen Nachweisungen nützlich zu sein suchen. Mit ihnen reist ein Kaufmann aus Hamburg, namens Matzen, der schon seit geraumer Zeit in Livorno ansässig ist, ein sehr artiger und gefälliger Mann; er wird erst später nach Rom kommen als die beiden Herrn aus Berlin, Dich aber alsdann gewiss in Rom aufsuchen und Dir von meinem Bade-Sommeraufenthalt erzählen. Es sieht hier im Hause (bei der Familie des Schulmeisters) so eigen aus, dass man immer glaubt, man sei in irgend einem Roman von Friedrich Richter zu Hause. Deine beiden Briefe habe ich zu meiner grossen Freude richtig erhalten. Du hast ganz Recht, dass ein Maler keine grossen Briefe schreiben müsse, mir genügen wenige Zeilen als ein Beweis Deiner Gesund-

heit vollkommen. Insbesondere hat mich Dein letzter Brief gefreut, worin Du zufriedener zu sein scheinst als in Deinem vorletzten, der etwas trübsinnig war. Man sollte freilich auf solchen Ausdruck in Briefen gar nichts geben, denn es sind doch nur Stimmungen, die sich wie Gewölk am Himmel jeden Augenblick verändern und die wahrscheinlich (zumal in einer so grossen Entfernung) völlig anders geworden sind, als sie im Augenblick des Schreibens waren; und dies ist nicht das kleinste Uebel bei dem Entferntsein, dass man sich bei Empfang eines Briefes über Dinge freut oder grämt, die gar nicht mehr so existiren. All diesem Raisonnement ungeachtet freut uns doch jeder Brief so, als sähen wir die geliebte Person wirklich vor uns. Dass Du Portraits malst, ist gut; vor allen Dingen aber bitte ich Dich, Dir anzugewöhnen, dass Du die angefangenen Bilder, so gut Du kannst, wirklich vollendest und nichts unfertig stehen lässest oder auf eine zu lange Bank schiebest, als was Du gleich von Anfang an als Skizze nur betrachtetest. Das Unvollendetlassen ist ein Geist der Unordnung, der meines Erachtens jedem Geschäft in der Welt und also auch der Kunst Schaden thut, insofern die Kunst doch auch ein Geschäft ist und bleibt. Ich glaube überhaupt (je mehr ich die Werke unsrer Vorfahren überdenke und anschaue, desto mehr werde ich davon überzeugt), dass diese alten Meister, in welcher Kunst es auch sein möge, ganz und gar nicht so von der augenblicklichen Lust und Laune sich haben regieren und begeistern lassen, wie die jungen Künstler jetzt von dem Genie glauben. Keineswegs! Die erste Idee, der Plan, gleichsam die Poesie eines jeden Werks, das ist wie ein Blitz und dann wie ein Traum der Begeisterung; ohne diesen Blitz kann überhaupt von gar keinem Kunstwerke die Rede sein. Aber die erste Idee ist ganz etwas anderes noch als die Ausführung, die Vollendung; an dieser muss ununterbrochen gearbeitet

werden, mit Anstrengung, mit Selbstverläugnung; und hier giebt es gar kein Werk, gar keines, von der Staffelei bis zum Aktentisch, vom erhabensten Werk der Poesie bis zu irgend einem Handwerksgewerb, das nicht mühselig in der Ausführung wäre, so wie es erhebend in der ersten Anlage und Idee ist, und eben dadurch auch segenbringend für den Geist des Menschen; denn von diesen Regeln der Eingebung und der Ausführung ist kein Werk der Menschen ausgeschlossen als nur die maschinengleichen Gewerbe, die ohne Freiheit, ohne freie Anstrengung und Selbstüberwindung, sowie ohne Blitz der Eingebung so anfangen, wie sie enden, und immer wieder denselben Gang in der Mühle treten müssen. Daher auch diese maschinenmässigen Fabrikarbeiten die einzigen sind, die den Geist des Menschen herabwürdigen, indem sie ihm den Gedanken der freien Vollendung unmöglich machen. Dieses sind die Erfindungen, womit unsere Zeit prahlt, worauf sie stolz ist, dass nämlich derjenige, der einen Haufen Gold besitzt, sich im Stande sieht, eine solche Industriemaschine in Bewegung zu setzen, wodurch er seine Goldhaufen mehrt und Tausende seiner von Gott erschaffenen Brüder von der Gottähnlichkeit entfernt, wodurch wir denn so weit gelangen, dass nicht allein unsre Werke, durch welche wir unsern Durchgang bezeichnen sollen, ohne Gott und also leicht vergänglich wie wir selber sind, sondern auch unsre Seele, die in den Werken der Hände ein Abbild ihrer selbst und also Gottes, dessen Urbild sie trägt, abspiegeln sollte, unsre Seele selber dieses Urbild verliert, dieses Pfand der Hoffnung zur ewigen Vereinigung mit ihrem Schöpfer! Gewiss nicht dieses Treiben also meine ich, wenn ich von einem gleichmässigen Arbeiten, einer Vollendung durch Stätigkeit und selbstüberwindenden Fleiss rede, sondern nur den Irrthum, den wir jetzt an vielen, auch sehr hoffnungsvollen jungen Geistern wahrnehmen, wenn sie meinen, die

Anstrengung schade dem freien Genius, dass sie zur Ausführung, zur mühevollen Vollendung immerwährend jenen Blitz und den halb unbewussten Traum erwarten, den sie beim Empfangen ihrer ersten Idee zu einem Werke der Kunst empfanden, und ohne diesen nicht arbeiten wollen, was sie dann nennen „nicht bei Stimmung sein!“ Daher, einzig und allein daher sehen wir jetzt so viele Werke, deren erste Idee gut, deren Anlage vortrefflich ist, die aber ohne Vollendung blieben und also keine Werke sind. — Im Grunde ist dies doch ein Mangel der wahren Demuth, nach welcher kein Mensch sich ausgenommen dünken soll von jenem Fluch, der den Menschen traf, nachdem er die Erkenntniss auf verbotenen Wegen an sich gerissen. Oder meint man etwa, man dürfe nur irgend eine feine Kunst ergreifen, um von dem ewigen Spruch ausgenommen zu sein? Hält man etwa das „Du sollst die Erde bauen“ blos für das Geschäft des Landmanns, der die körperlichen Bedürfnisse des Menschengeschlechts hervorbringt, und denkt nicht daran, dass es das Ziel jedes Geschäfts sein muss, die Erde bauen für die Ewigkeit und im Schweisse des Angesichts zu bauen. Diese Bedingung ist von keinem Geschäft abgelöst.

Dein letzter Brief, mein Sohn Johann, trug das Gepräge einer gewissen rüstigen Entschlossenheit, die mich ungemein freute. Ich glaube darin einen Beweis zu sehen, dass Du tapfer auf Deinem Wege fortschreiten wirst und es in der Vollendung Deiner Kunst mit Ergebenheit so weit bringen wirst, als es Gott gefällig ist, der allein alle Gaben ausspendet. Erhalte Dir Deinen frohen Muth, mein Johann, und bete mit fröhlicher Zuversicht um Wohlgelingen, Du wirst den Segen spüren in Deinen Werken. Ich will Dir auch eine Aufgabe geben, die ich zugleich an Philipp gegeben habe; Ihr könnt sie mir beide nach Muse und Gelegenheit ausführen. Nämlich es sind zwei

Gegenstände, von welchen Du Dir einen beliebigen auswählen kannst. Entweder: der Herr am Kreuz mit der schmerzhaften Mutter Gottes, der heiligen Maria Magdalena und Johannes dem Evangelisten; im Vordergrunde Petrus und die heilige Theresia, die zum Kreuz hinweisen; — oder ein sogenanntes Conversationsstück: Maria mit dem Kinde, Johannes der Täufer (als Kind oder erwachsen, nach Belieben), die heilige Dorothea, Katharina, Cäcilia, Anna; wenn es sein kann, auch den heiligen Bischof Alphons Liguori, die den Thron der göttlichen Mutter umgeben und den Beschauenden dazu mit Blicken und Geberden einzuladen scheinen [1]). Es soll ein Präsent für Euere Tante in Paris sein. Das mir also am besten ausgeführt scheint, werde ich ihr hinschicken, das andere dankbar für mich behalten. Den Hintergrund überlasse ich dem Maler, so wie jede andere Nebenbestimmung; es darf aber nicht allzu gross sein, sondern ein recht artiges Format, wie ein Cabinetsstück; es soll zum Andachtsbild in der Schlafkammer dienen. Den Lohn müsst ihr mir dann überlassen, es kömmt mir ja auf tausend Dukaten gar nicht an! — Philipp wird Dir ein Loth blaue Farbe mit beipacken. Ich habe wenigstens noch zwei Dutzend Sachen im Kopfe, die ich Dir gern schicken möchte, und wenn sie nicht mitkommen, so muss ich sie immer länger im Kopf tragen, Du aber kannst jede andre Ursache als Verhinderung annehmen, nur nicht meinen allerbesten Willen dazu. Overbeck's Bild zu sehen bin ich unendlich begierig, man fängt immer mehr an, vom Ruhm Deiner römischen Freunde zu sprechen. Dass Schick todt ist, wirst Du wohl schon wissen? Das ist doch Jammer Schade! Nun, Gott weiss, wozu es dient!

Werner's ‚Kunegunde' haben wir gelesen und wenn

1) Die Farbenskizze der letztern Composition von Joh. Veit ist im Besitze der Veit'schen Familie.

es die Censur passirt, so wird der dritte Akt davon im ‚Museum' [1]) abgedruckt. Mir hat das ganze Werk im allerhöchsten Grade missfallen und stellenweise ordentlich meinen Zorn und Unwillen erregt. Werner's Sachen machen mir (ich kann es nicht anders ausdrücken) einen unanständigen Eindruck, und diese ‚Kunegunde' mit ihren Verzerrungen und der wahrhaften Entweihung alles dessen, was heilig ist, ist mir im Grunde des Herzens zuwider; ich möchte es nicht aufführen sehen! Friedrich denkt aber nicht ganz so schlimm darüber, der liebt Werner's Sachen sehr.

Seit ich Dir das letzte Mal geschrieben, hast Du Deine arme Grossmutter [2]) verloren; ich weiss nicht, ob man es Dir von Berlin schon geschrieben hat. Sie starb am 14. März sehr sanft und ohne Schmerz; sie ist 74 Jahre alt geworden. Vergiss nicht, mein guter Sohn, sie in Deinem Gebete mit einzuschliessen. An Deinen Vater schreibe ich jezt ziemlich oft; seit den letzten Geschichten, der Einrückung der Franzosen nämlich, habe ich keinen Brief wieder von ihm gehabt, ich werde ihm dieser Tage wieder schreiben. — Friedrich hat seine Vorlesungen glücklich geendet. Nach ihm hat Adam Müller angefangen, Vorlesungen zu halten, die noch nicht geendet sind, über das Verhältniss der Poesie zur Rhetorik. Friedrich hatte vielen Beifall, Adam Müller aber noch ganz andern, dem regnet es gar mit unverhofften Geschenken von goldenen Dosen und zahllosen Dukaten, das ist noch ein ganz anderer Beifall als der papierne! — Das ist eine gute Lection gegen den Hochmuth, denke ich, dass wir uns auf den Beifall der Menschen n i c h t s zu Gute thun sollen!

Pilat's wohnen auch hier in Heiligenberg [3]), sie haben Dich in gutem Angedenken und grüssen Dich sehr, ebenso

1) Bd. 2, 60—91.
2) Fromet Gugenheim, Frau von Moses Mendelssohn.
3) Irrthümlich statt Heiligenstadt.

Frick's (denen es immer noch sehr übel geht), Humboldt's, Pater Hofbauer und Martin, Czerny's. Nina, die schon in Steyermark ist, liess mir einen Gruss für Dich zurück. Lotte Czerny hat einen niedlichen Knaben und ist sehr froh damit. — Sieh da, ich wollte nur wenige Zeilen schreiben und nun sind ich weiss nicht wie viele Seiten daraus geworden, aber nun kann ich auch weiss Gott nicht mehr! — Ich umarme Dich, ich liebe Dich und segne Dich. Leb wohl, wohl und lass bald wieder von Dir hören! — Empfiehl mich dem Maler Müller, der ein trefflicher Mann sein muss. Eckstein ist in Heidelberg, ich wusste es nicht und schickte den Brief aus Rom noch nach Altona, jetzt habe ich ihm aber nach Heidelberg geschrieben, dass er sich jenen Brief aus Altona müsse abfordern. Grüss mir auch Deine Künstlerfreunde, nicht ungekannter, wenngleich unbekannter Weise. Dem Bildhauer Rauch bitte ich mich zu empfehlen.

204.

Philipp Veit an seinen Bruder Johannes in Rom.

Wien, 5. Juni 1812.

Meine ganze Reise nach München und Nürnberg ist zu einer Fussreise zusammengeschrumpft, die ich etwa in einer Stunde antreten werde; es hat sich so manches geändert und eine Reise, um neue Bilder zu sehen, ist doch wohl Geld- und Zeitverlust. Wie man leider nie das ganz erlangt, was man sich vorsetzt, so ist es mir auch hier so gegangen. Heute ist es ein Jahr, dass ich hier angekommen bin, und ich habe ausser ein paar Zeichnungen noch nichts fertig gemacht. Mit dem Malen will es gar noch nicht so recht fort. Das Oel macht mir viel zu schaffen, und ich verderbe sehr oft, was ich gut gemacht hatte. Du siehst, lieber Bruder, dass es mir auch gar

nicht so leicht von den Fingern geht, wie Du wohl meinst; ich muss mich auch rechtschaffen quälen, und hierin wollen wir uns miteinander trösten. Nun will ich Dir noch meine besondere Noth klagen, die mich noch viel mehr drückt: es ist nämlich eine grosse Ideen-Armuth und Dürre des Geistes. Es ist eine langwierige Krankheit, ich hoffe aber zu Gott, es soll keine tödtliche sein. Dies sind doch alles wohl nur Prüfungen, die einem Gott zuschickt zur Unterscheidung des wahren und des falschen Berufs. Darum muthig hindurch; das Saamenkorn muss in der Erde verfaulen, ehe es zur Pflanze werden kann. Grüsse Deine Freunde und besonders Rauch. Es ist Zeit zum Aufbruche. Lebe wohl und liebe Deinen Bruder

Philipp.

[Nachschrift von Fr. Schlegel]. Philipp hat ein Bild in Oel von sich selbst gemacht, dem nur wenig zur Vollendung fehlt und welches durchaus sinnig, charaktervoll und geistreich aufgefasst und ausgeführt ist. Dann zwei Bilder von Nina und einer Fräulein Saaling aus Berlin (ebenfalls einem schönen Mädchen.) Hier ist ihm freilich, da er mit schlechten Farben betrogen war, begegnet, worüber er in dem Briefe klagt; sonst aber ist die Auffassung sehr gelungen und die Aehnlichkeit sprechend. Ihren Kopf *a la prima* seh ich noch oft mit Vergnügen an. Es ist eine höchst glückliche Auffassung.

205.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Heiligenstadt, 25. Juni 1812.

Eine kleine Fussreise nach Steyermark, in welche sich meine grosse Reise nach Baiern aufgelöst hat, hat mich abgehalten, Dir früher zu schreiben, geliebter Vater. Unsre Reiseroute war von hier nach Maria Zell in Steyer-

mark, alsdann rechts über die Berge hinüber nach Oberöstreich und von Ens an auf der Donau wieder zurück. Die ganze Reise war eine romantische Begebenheit an der andern, abwechselnd verdriesslich und komisch. Drei Nächte waren wir unter freiem Himmel: die erste aus Wahl, um in der Kühlung der Nacht schnell gehen zu können, wo mir aber am Morgen so müde waren, dass wir schlafend gingen; die zweite, weil man uns, als wir in der Dunkelheit müde und marode zu einem Dorfe kamen, für eine Räuberbande hielt, alle Thüren sorgfältig zuschloss, die Lichter auslöschte, die Leute nur truppweise über die Strasse gingen, einer mit einem Degen, so dass wir uns *nolens volens* entschliessen mussten, die kalte regnerische Nacht auf dem Erdboden zuzubringen; die dritte auf einer Donauinsel, wo wir noch mit genauer Noth hinkamen, als unser Schiff auf eine Sandbank gelaufen und wir über drittehalb Stunden im Wasser zugebracht hatten. Wir hatten uns ein grosses Feuer von den Bäumen der Insel gemacht, uns in einem grossen Kreise darumgelagert, so dass man uns mit viel mehr Recht für eine Räuberbande hätte halten können als in der vorigen Nacht. Wir haben die grimmigste Hitze ausgestanden; wir haben uns mit Schneebällen geworfen und auf der Donau haben wir das mildeste Wetter gehabt. Selbst die grössten Mühseligkeiten aber wurden gehoben durch die göttlichen Gegenden, die wir gesehn. Die Donaureise hat grosse Aehnlichkeit mit der Rheinreise, nur dass einem der ganze Charakter des Flusses fremder ist und man sich nie so heimisch angezogen fühlt als auf dem Rhein; sonst sind ebenso viel Burgen und Ruinen an den Ufern, der uralten Städte fast noch mehr. — Recht zum Arbeiten habe ich hier noch nicht wieder kommen können. August W. Schlegel ist bei uns, wohnt in meinem Zimmer, welches für mich eine Störung ist; auch bin ich häufig bei der Mutter auf dem Lande, in Heiligenstadt, wo ich Dir auch diesen

Brief schreibe; ich denke aber doch, es wird so gar lange nicht mehr dauern und ich werde recht bald wieder an der Staffelei sitzen. Grüsse die Herz, lieber Vater, und bleibe gesund und froh.

206.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, den 7. Juli 1812.

Ich komme so eben von einer Landpartie zurück, und mein erstes Geschäft soll sein, einen Brief von Dir zu beantworten, der in der Zeit meiner Abwesenheit angekommen ist. Es war diesmal nämlich nur ein Ausflug von drei Tagen, den ich mir theils der Gesundheit wegen, theils um meinen theuern Overbeck zu besuchen, erlaubt habe. Ich werde Dir wohl schon geschrieben haben, dass letzterer mit noch einem Freunde nach Ariccia gezogen ist, um einem andern draussen die letzten Dienste erweisen zu können. Dieser vortreffliche junge Künstler, namens Pforr, ist nun wirklich dort in ihren Armen verschieden, und unsere Verbindung hat dadurch einen unersetzlichen Verlust erlitten. Es war mir zum dringendsten Bedürfniss geworden, Overbeck, welcher mit seiner Arbeit schon seit mehreren Wochen hinausgezogen war, wiederzusehen, und so machte ich mich denn vorgestern früh mit noch vier andern deutschen Künstlern auf und wir fuhren durch die Campagna nach Albano, welches nur durch einen angenehmen Buchenwald von Ariccia getrennt ist. Ich habe Dir schon im vorigen Jahre die Beschreibung dieser köstlichen Gegend zu geben versucht. Du kannst wohl denken, mit welchen Empfindungen ich sie nun wiedersah, und wie ich mich in der reinen Gebirgsluft erquickte und stärkte. Ich ward mit meinem Reisegefährten, welcher mich schon von Wien her begleitet hatte (die übrigen

drei hatten andere Wege genommen), in dem Hause unserer Freunde aufgenommen und hatte die Freude, sie gefasst und beruhigt zu finden. Das Hinscheiden eines Freundes, der mit sehnsuchtsvollem Gemüthe zu einem schöneren Leben übergeht, als das gebrechliche Erdenleben, hinterlässt für die Hinterbleibenden einen unauslöschlichen Eindruck, nicht des Schmerzens, sondern des Trostes und erweckt in einem religiösen Gemüth die Hoffnung eines schöneren Daseins. Wenn überdies der reine und ungestörte Genuss einer Natur, wie sie uns hier umgiebt, die Seele mit ihrem Einklang durchdringt, so vermag der Geist des Künstlers sich zur reinsten Begeisterung zu erheben und in harmloser Unschuld die Freuden seines Daseins zu geniessen. Kunstwerke, die aus solcher Stimmung hervorgehen, in der die Seele wie ein heller Spiegel die Erscheinungen zurückstrahlt, werden gewiss das Gepräge der Ewigkeit erhalten und gewiss das Herz eines jeden Guten erfreuen. Sich diesen reinen unbefangenen Sinn zu erhalten, sollte wohl das höchste Bestreben sein; doch nur wenigen mag es ganz gelingen.

Ich schätze mich glücklich, hier einen Freund gefunden zu haben, dessen himmlische Seele ein Spiegel der Tugend und Vollkommenheit ist, ein Mensch, wie ihn nur wenige auch nur zu denken fähig sind. Er scheint das Irdische kaum zu berühren, und doch huldigt ihm jedes Wesen und fühlt sich glücklich in seiner Nähe und sehnt sich nach seiner Liebe. In seinen Bildern athmet das heitere Leben aus höheren Regionen, und doch ist alles so natürlich und wahr aufgefasst, dass man überall die umgebende Natur wieder darin findet. Ich halte ihn jetzt, da er ein Jahr jünger ist als ich, schon für den bedeutendsten Künstler nach Rafael's Zeit, und wenn ihn nichts in seinem Lauf zurückhält, so haben wir grosse Dinge von ihm zu erwarten.

Am 8ten. — — Ich war vorgestern ausser am Alba-

ner See noch am See von Nemi, der nur durch eine waldige Landzunge von ersterem getrennt ist. Ich sah ihn schon voriges Jahr von Monte Cavo aus, und obgleich dieser Anblick schon in der Entfernung etwas sehr anziehendes für mich hatte, so übertraf das Vergnügen, ihn von seinen Ufern zu sehen, meine Erwartung. Ein von uralten Bäumen gebildeter Gebirgsweg, der überall die malerischen Durchsichten nach Ariccia und das waldige Thal gewährt, führte uns nach Genzano, einem Städtchen, welches Nemi gegenüber am See liegt. Wunderbare Lichter fielen durch Gewitterwolken auf seine dunkeln Ufer und in diesem magischen Lichte sahen wir ein merkwürdiges Schauspiel. Das Gewitter hatte sich über uns zusammengezogen und aus den donnernden Wolken fiel plötzlich der Regen über die eine Hälfte des Sees, während wir auf der andern Seite unversehrt dieses Schauspiel bewunderten, welches mich an ein Gemälde von Rafael erinnerte aus den Loggien im Vatikan, wo die Kinder Israels am Ufer des Schilfmeeres sehen, wie Pharao vom Meere und der auf ihn stürzenden Wasserwolke verschlungen wird. Ich wünschte wohl, Dir einen lebendigen Eindruck zu verschaffen von dieser Vorstellung sowohl, als von allen übrigen im Vatikan oder doch den ausgezeichnetsten, an denen sich Rafael's unsterblicher Malergeist verewiget hat, und ich werde sobald als möglich Hand an's Werk legen. Meine bisherigen Beschäftigungen sollten mir den Weg bahnen, um diesen Meister studiren zu können, und sobald das Bild, woran ich jetzt male, fertig sein wird, soll es recht ernstlich daran gehen. Auch denke ich, alsdann einiges recht fleissig für Dich auszuführen. — —

207.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Wien, den 8. Juli 1812.

Vorgestern hat mir Simon Deinen Brief vom 27. gebracht, lieber Vater, und ich eile, meinen Fehler wieder zu verbessern. Das Lob von Johannes Briefen aus Rom hat in mir Vorwürfe erregt, dass ich Dir nicht dieselbe Freude mache und ich habe mir fest vorgenommen, künftig nicht zurück zu bleiben. Leider ist das Briefschreiben eine so unvollkommene Mittheilung; die Stimmung, in der ich schreibe, ist schwerlich noch dieselbe, wenn Du den Brief liesest; die Ideen und Meinungen selbst haben sich vielleicht indessen geändert, ich befinde mich wohl gar auf einem ganz andern Ort, und so bleibt jeder Brief immer nur ein Bruchstück aus dem vergangenen Leben. Daher kommt es auch, dass ich jeden Brief gleich nachher wieder zurückwünsche, ich hätte immer vieles zuzusetzen, vieles wegzustreichen, und so würde man am Ende gar nicht fertig. — Bis jetzt habe ich bei dem besten Willen zu Simon's Vergnügen hier noch wenig beitragen können. Das erste Mal als er zu mir kam, traf er mich mit einer Rose am Fuss, die ich mir durch eine zu wenig geachtete Verletzung zugezogen hatte [1]) und die mich beinahe 8 Tage im Bett hielt; jetzt aber ist es ganz heil, und ich werde ihn allerwärts herumführen, wo ich nur kann. Bilder soll er genug sehen; wir wollen auch nach

1) Veit liebte es, in der Donau zu schwimmen. Eines Tages sprang er vom Kiele eines Schiffes, das am Ufer ankerte, in den Strom und bohrte den Fuss in die Ankerspitze, die ihn festhielt, während die Wogen über seinem Kopfe zusammenschlugen, bis es ihm endlich gelang, durch einen Stoss in die Spitze sich empor zu schwingen. Vermuthlich rührt obige Verletzung von diesem Vorfalle her.

Laxenburg fahren. Die Mutter wohnt jetzt ganz auf dem Lande, in Heiligenstadt, wo sie die Bäder braucht; ich aber bleibe die ganze Woche in der Stadt, um zu arbeiten, gehe aber gewöhnlich Sonnabend Abend hinaus und bleibe bis Montag früh; es ist nicht gar weit, ich kann die Thurmspitze aus meinem Fenster sehen. Ich fühle sehr das Unrecht, dass Du noch gar keine meiner Arbeiten besitzest; bedenk aber auch nur, lieber Vater, dass es mir gar nicht so von der Hand geht, dass ich selbst hier fast kein einziges Bild als fertig ausstellen kann, und dass ich auch selbst das, was ich gemacht habe, ungern weggebe und lieber wieder vernichtete, weil ich noch immer gar unzufrieden damit bin. Ich weiss es recht gut, dass man eigentlich nie ganz mit seinen Werken zufrieden sein wird, bei mir aber sind, ich weiss nicht ob ich sagen soll, die Arbeiten so schwankend oder das Zulernen so schnell, dass bei demselben Bilde das früher Gemalte mir schlechter däucht als das Spätere, so dass ich immer wieder von vorne anfangen möchte, und so kann ich fast nicht dazu kommen, ein Bild mit Liebe recht fertig zu machen. Auch Johann in Rom denkt Wunder, wie leicht ich arbeite, und beneidet mich darum. Es ist dies aber gar nicht der Fall, und wenn ich nicht so heisse Liebe zur Kunst trüge, so würde ich manchmal muthlos an meiner Bestimmung zweifeln. Wir erwarten hier mit Sehnsucht ein Bild von Overbeck aus Rom, den Du wohl schon durch Johann kennen wirst. Wir sind höchst neugierig, ob er wirklich so viel ist, als alle Leute aus ihm machen. Da ist kürzlich ein gewisser Koch aus Rom gekommen, auch ein Maler, der ebenfalls ganz entzückt von ihm ist. Der bringt eigentlich das Bild mit; es kömmt aber erst mit seiner übrigen Bagage. Bleibe gesund und vergnügt, lieber Vater, und grüsse alle Verwandte und Bekannte von

Philipp.

208.

Dorothea an Varnhagen v. Ense.

Wien, 2. September [18]12.

Die Art, wie Sie mein Nichtschreiben aufnahmen, ist so durchaus zartgesinnt und vertrauend gütig, dass ich, wenn ich ungerührt davon geblieben wäre, ein Herz von Eis hätte haben müssen — ein solches habe ich aber nicht, sondern nur eins von Schnee, zwar kalt dem Anschein nach, jedoch leicht schmelzend. Ich hätte Ihnen auch früher wieder geschrieben, denn Ihren Brief habe ich, dünkt mir, schon seit länger als vier Wochen — aber ich lebte einige Monate auf dem Lande, da war an kein Briefschreiben zu denken, und dann weiss ich eben nicht, wohin ich Ihnen schreiben soll. Aus Berlin habe ich die Nachricht, dass Sie bis jetzt noch nicht dort angekommen sind, so wenig wie Willisen, der uns alle ein wenig in Verzweiflung setzt, weil wir durchaus nicht wissen, was aus ihm geworden ist, und was er mit unsern Briefen und Paketen angefangen, deren noch keins abgegeben worden ist — weder meine Briefe nach Berlin, noch die Briefe der Hofräthin Müller, die sie ihm mitgab, um sie auf die Post zu geben in Dresden und glaube ich in Berlin. Ferner nahm er auch ein Paket Musik nach Prag mit für die kleine Caspers [1]; auch davon hörten wir weiter nichts. Wenn er noch bei Ihnen ist oder Sie ihn abreichen können, so ersuche ich Sie, ihn um das Schicksal dieser Briefe zu fragen. Auch wünschten wir sehr, doch einige Nachrichten von dem guten Willisen selber zu erfahren.

Seit vorgestern Abend bin ich wieder in Wien. Mein erstes Geschäft ist, Ihnen zu schreiben und mich hinter-

1) Fanny Caspers, Gesellschafterin der Fürstin Grassalkovich. Vgl. Uhde's Leben der Malerin L. Seidler 227.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

drein erst zu bekümmern, wie Sie meinen Brief erhalten sollen. Ich denke, ich werde ihn der Frau von Humboldt geben, die Ihnen auch schreiben will, so viel ich weiss; wenigstens wird sie Ihre Adresse wissen. — Nach Ihrem Briefe hätte ich Sie längst schon in Berlin vermuthet. Ich finde es natürlich, dass Sie sich dorthin sehnten, und auch Willisen seine Ungeduld verstand ich vollkommen, so wie noch eine Menge braver junger Männer dieselbe Partei entweder wirklich nahmen oder doch sie zu nehmen wünschten. Allein es geht Euch Armen wie den Kranken, die auf ihrem Schmerzenlager sich erleichtert fühlen, wenigstens auf Momente, wenn sie sich nach einer andern Seite wenden; denn das Aufliegen selbst ist ein Schmerz.

Ihre Canzone[1]) ist schön. Friedrich hat sie mit grossem Vergnügen gelesen und findet die Gesinnung drinn, so wie die Verse selber sehr schön und lobenswerth, einige Dunkelheiten ausgenommen. Wir haben sie auch der Frau v. Humboldt mitgetheilt, die sie mit grossem Vergnügen gelesen hat. Dass aber die Censur sie nicht durchlässt, davon ist Friedrich so gewiss, dass er sich gar nicht entschliessen will, sie einzureichen, wenn Sie es nicht etwan durchaus verlangen. Friedrich meint, diese Herren würden einen solchen Schreck davon haben, dass sie nicht nur d i e s e s Gedicht nicht annehmen, sondern auch bei jedem künftigen Werke des Dichters ungeheure Schwierigkeiten machen würden. — Was den „Dichterfürsten" [2]) betrifft, so ist dies eine sehr passende, ganz vortreffliche Benennung für ihn; seit den zwei Gedichten, die wir von ihm sahen, die er im Namen des Carlsbads gedichtet,

1) ‚An die Kaiserin von Oesterreich.' Vermischte Gedichte von Varnhagen v. Ense 94—97.

2) Mit diesem Namen wird in Varnhagen's Canzone Goethe bezeichnet, der die Kaiserin und den Kaiser von Oesterreich und die Kaiserin von Frankreich in drei Gedichten gefeiert hatte. Der

finden wir, dass er ganz und gar den Namen eines F ü r s t e n, eines d e u t s c h e n F ü r s t e n unsrer Zeit verdient. Lieber Freund! man muss nicht allein gute Verse machen, man muss auch, man muss vor allen Dingen G e s i n n u n g e n haben; sind die Verse aber so schlecht wie die Gesinnungen und eins wie das andre, was kann man denn anders, als um den Verlornen trauern? Und höchst unpolitisch sind diese Gedichte obendrein, denn wenn die Anekdoten der Dame der Canzone, die Sie mir erzählten, wahr sind, so wird sie gar übel erbaut sein von dieser Apotheose der Fremden. Ist er durch keine Marter zu diesen Stanzen gezwungen worden, so will ich Gott bitten, dass sie ihm verziehen werden.

Sollten Sie noch in Prag sein und etwa die Goldschmidt sehen, so sagen Sie ihr recht viel schönes und angenehmes von mir; sie möchte mir doch wieder schreiben, wie es ihr geht, und dann ihre Adresse, damit ich ihr schreiben kann. Sie hat hier eine Gönnerin durch den Tod verloren: Fr. v. Flies ist vor zehn Tagen ziemlich plötzlich und fast ohne Krankenlager gestorben. — — Sie haben sie ja wohl auch gekannt? Sie wird übrigens von allen bedauert, die sie gekannt haben.

Sonst giebt es hier nichts erzählenswerthes; denn dass ich die Bekanntschaft der Frau v. Staël gemacht habe, kann mich nur allein interessiren und zwar recht sehr. Diese Frau war eine wahre Weltanschauung für mich. Ich bin von Natur ziemlich eifersüchtig auf Ruhm, Grösse, Reichthum aller Art &c. — es ist mir also sehr heilsam, solche hochbegabte Personen in der Nähe zu sehen. Wilhelm Schlegel war natürlich wieder hier, wir genossen ihn aber nur wenig wegen des unaufhörlichen

Mangel an Patriotismus, der sich in diesen ‚Carlsbader Gedichten‘ offenbart, rechtfertigt die Ironie der deutschgesinnten Briefschreiberin.

Tumults, in welchem er leben musste. Willisen wird Ihnen erzählt haben, dass ich auf dem Lande gelebt habe; es war meiner Gesundheit ein Bedürfniss. Friedrich ist fleissig; jetzt werden seine Vorlesungen über Litteratur gedruckt. — Adam Müller wird im Winter Vorlesungen über Moral halten; er wird hier sehr gern gehört. — ‚Undine‘ habe ich gelesen (von Fouqué) und ich darf sagen, mir hat lange keine Poesie so viel Vergnügen gemacht. Es ist ganz allerliebst und so hinreissend als möglich. Diese ‚Undine‘ könnte in ‚Tausend und eine Nacht‘ stehen; das will viel sagen. Auch die ‚Novelle‘ im Sommerstück [1]) ist eine wahrhafte Novelle, wir haben in neuerer Zeit in dieser Art nichts angenehmers. Aber wir armen Creaturen hier sind so weit gebracht, dass uns der Courszettel wichtiger ist als alle Poesie. Denken Sie sich nur, es geht so weit, dass ich ordentlich anfange, rechnen zu lernen, denn man hört vom Morgen bis in die Nacht nichts als das. Und nun ich erst auf dieses Chapitre komme, werde ich übler Laune und sage Ihnen also lieber für heute gute Nacht.

209.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, September 1812.

Aus Deinem letzten Brief vom 12. Juli erhalte ich die für mich so angenehme Nachricht, dass Du in fortdauernder Heiterkeit lebst. Gott erhalte sie Dir in reichem Masse und mache Dich mit jedem Tage fröhlicher und des Lebens froher. Auch ich geniesse einer vortrefflichen Gesundheit, selbst weit über meine Erwartung im

1) der Musen, herausg. von Fouqué u. W. Neumann. Berlin 1812.

Verhältniss mit vorigem Jahr, so dass ich, wie es mein Wunsch war, nicht nöthig gehabt habe, auf das Land zurückzugehen, welches Du mir so sehr angerathen hast. Kaum spüre ich noch etwas vom Scirocco und der übergrossen Hitze, über welche sich die Deutschen hier so sehr beklagen; und so habe ich die angenehme Aussicht, mit jedem Tage zur Arbeit tüchtiger zu werden. Freilich hat sich auch vieles in meiner Lebensart geändert, und wenn ich daran denke, wie ich mich voriges Jahr gequält habe, so komme ich mir jetzt wie ein ganz anderer vor.

Mein Reisegefährte Wintergerst, ein Maler, der mich von Wien aus hierher begleitet hat, ist zu mir gezogen, wir arbeiten in einem Zimmer und bewohnen noch das Haus meiner ersten Wirthsleute, die ich täglich lieber gewinne. Er gehört mit zu der Verbindung einiger deutscher Maler, von der ich Dir schon früher geschrieben, und vielleicht glückt mir es auch einst, das Absterben eines getreuen Bruders, welches ich Dir, glaub ich, im vorigen Briefe gemeldet, zu ersetzen. Wir haben einige Zusammenkünfte bei uns gehabt, wo wir uns vor lauter Jubel und Lust nicht zu fassen wussten und wir alle das Glück der Freundschaft im Uebermass empfinden mussten. Unser Meister Overbeck nämlich ist mit einem andern von Ariccia auf einige Tage hier zum Besuch gewesen und hat mir die Ehre gegeben, bei mir zu wohnen. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich diesen über alles mit jedem Tage lieber gewinne, und wie ich in jeder Rücksicht mein Muster in diesem so ausgezeichneten jungen Menschen finde. Ich habe die angenehme Aussicht, nun ganz mit ihm zusammenwohnen zu können, indem meine Wirthsleute mehrere Zimmer zu vermiethen haben. Er ist jetzt noch auf einige Zeit nach Ariccia zurück, wo er seine Arbeit hat, und alsdann will er bei uns einziehen, und so werde ich denn also für das Bild, das mir so schwer geworden ist aus den Händen zu geben, den Meister selbst besitzen.

Meine Lebensart hat sich in vielem geändert. Ich habe bisher für nöthig gehalten, so viel als möglich in Abgezogenheit zu arbeiten, und bin bei Tage fast nie ausgegangen und auch selten in Gesellschaft von Künstlern. Jetzt hingegen fühle ich das Bedürfniss, mich an die umgebende Kunstwelt mehr anzuschliessen. Des Morgens früh gehe ich um 6 Uhr in die St. Lucas-Akademie, wo bis 8 nach dem lebenden Modell gezeichnet wird, von da in das Apollinare, einer neuerrichteten Akademie, die mit der vorigen in Verbindung gesetzt werden wird, und zu der jeder Fremde freien Zutritt hat. Hier wird bis 12 Uhr gezeichnet, und dann esse ich zu Mittag. Nach Tisch beschäftige ich mich jetzt zu Hause, grösstentheils mit der Vollendung einiger angefangenen Compositionen. Den Abend lese ich entweder oder mache in Gesellschaft meines Hausgenossen oder einiger anderer Freunde einen Spaziergang.

Am liebsten steigen wir auf das Colisseum, und mein Erstaunen vermehrt sich mit jedem Male über die Wunder dieses zerstörten Riesenwerks. Die Hälfte desselben ist im Mittelalter fast gänzlich eingerissen worden, indem streitende Parteien sich beiderseitig in dieser Felsenburg verschanzten und nun hinter diesem starken Schirm auf einander losschossen, dass man jetzt noch die Spuren davon in den Mauern entdeckt. Doch hat dies dem Gebäude noch nicht so sehr geschadet als die Baulust der spätern Päbste. Ein Cardinal Farnese hat einst Erlaubniss vom Pabst erhalten, so viel Steine zu Erbauung eines Palastes vom Colisseum hinwegzuführen, als es ihm in e i n e r Nacht möglich sei. Er liess darauf, um es desto besser ausführen zu können, eine Menge Kanonen gegen die äussere Mauer richten und schoss die ganze Nacht hindurch mit Kartätschen dagegen, so dass er dann seinen Endzweck trefflich erreichte. Von diesen grossen Steinen ist nun der berühmte Palast Farnese von Michel Angelo

erbaut worden [1]). Dieser Verlust scheint indess auch nur geringe zu sein gegen das noch Vorhandene, indem der noch übrige Theil lächelnd auf die zerstörende Zeit herabblickt und der Ewigkeit scheint trotzen zu wollen. Kaum vermögen die schrecklichsten Felsenklüfte, die wir im Ottowaldener Grunde und am Brocken im Harz miteinander gesehen, einen Begriff zu geben von Steinmassen, wie sie hier Menschenkunst auf einander gethürmt hat; und wenn mir etwas den Geist der Römer merkwürdig gemacht hat, so ist es dieses unsterbliche Werk. Dabei hat man den Genuss, nach einem mühevollen Aufsteigen wie auf einem Gebirge, durch eine Aussicht über Rom belohnt zu werden, die wohl kaum ihres gleichen hat. Und es hat einen eigenen Reiz, diese fernen Herrlichkeiten bei untergehender Sonne durch ungeheure Fensterbogen von morschem Gesteine wie in einem Rahmen ein Gemälde zu sehen.

Den erhabensten Eindruck erhält man aber hier bei einsamer Nacht im Mondenschein, und ich habe wie Benvenuto Cellini geglaubt, den ganzen innern Kreis mit Legionen von Geistern angefüllt zu sehen und alle Spalten und Felsenlöcher mit Teufeln, und es wird einem begreiflich, wie seinen Gefährten bei seinen nekromantischen Künsten so übel zu Muthe ward. Er aber als ein Mann von unbezwinglichem Geiste liess sich von nichts aus der Fassung bringen und sah sogar noch beim Zuhausegehen die Teufel neben sich auf den Dächern laufen. Es hat mir viel Vergnügen gemacht, den ‚Cellini‘ hier in Rom zu lesen, wo ich nun jeden Fleck, den er beschreibt, vor mir sehe und mich mit ihm in seine Abenteuer versetze. Die Strassen heissen fast alle noch eben so und seine Wohnung ai Banchi scheint sich noch bis jetzt mit allen an-

1) Antonio da Sangallo ist der Baumeister dieses Palastes, Michel Angelo hat nur das Hauptgesims aufgesetzt.

dern Umgebungen erhalten zu haben, denn die ganze Strasse ist mit Werkstätten von Goldschmieden angefüllt, die sogar noch ihr altes Ansehen beibehalten haben. So ist die Engelsburg, von der herunter er so viel unter die Feinde geschossen hat, und wo er hernach gefangen gesetzt und sich befreit hat, bis auf alles noch ganz dieselbe, und wenn ich zuweilen vorbeigehe nach dem Vatikan hinaus, so meine ich ordentlich, ich sähe ihn, wie er sich an den Binden herunterlässt.

Aber auch von andern sind uns hier theure Angedenken geblieben, ausser in ihren Werken; z. B. sehe ich Rafael's Wohnhäuschen mit grossem Vergnügen und den Ort, wo er seine Fornarina besucht hat. Neulich habe ich auch das Haus gesehen, in welchem er sein glorreiches Leben beschlossen, und wo bei seinem Sarge die noch nicht ganz vollendete Transfiguration ausgestellt war, sein letztes Bild, welches ihn der Tod zu vollenden hinderte. Neulich habe ich im Kapitol zwei Heilige entdeckt, welche ich für Jugendbilder von Rafael halten muss. Niemand war bisher auf selbige aufmerksam, und ich bin höchst glücklich über diese Entdeckung. So finden wir fast alle Sonntage, die wir zum Besuche der Museen bestimmt haben, neue Schätze und man kömmt hier kaum dazu, etwas gesehenes wiederzusehen. Du siehst also, dass ich hier noch vollauf zu thun habe und kaum weiss, wie ich einmal fertig werden soll. — —

210.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 16. October 1812.

— — Das Bild von Overbeck ist denn endlich in unsern Händen. Philipp war schon einigemal damit bei Herz, ohne ihn angetroffen zu haben; er ist noch immer

auf dem Lande und ist auch im Comptoir wenig anzutreffen. Wenn Herz Schwierigkeiten macht, das Bild zu behalten, so schicken wir es dem Vater, der mir noch erst neulich schrieb, dass er es zu haben wünschte. Dein Onkel Joseph Mendelssohn ist seit einigen Wochen in Geschäften hier, der kann es, wenn er wieder zurückreist, mitnehmen. Wir wollen versuchen, 20 Dukaten von Herz dafür zu bekommen. Es ist ein recht hübsches Bild, mit grossem Fleiss und vieler Liebe gemacht, und das schöne Streben, welches darin sichtbar ist, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen von dem jungen Künstler. Was das rechte Künstler- und Kunsturtheil betrifft, so wird es Dir Philipp besser schreiben können als ich, die ich von nichts zu reden weiss als von dem Eindruck und der Bedeutung eines Bildes. Nachdem ich Dir also den Fleiss bei der Ausarbeitung und das Streben des Künstlers überhaupt gelobt habe, muss ich Dir auch sagen, was mir nicht daran gefällt, aber freilich nur Dir allein. So kömmt es mir also vor, als habe der Maler das Vorbild der Alten, ihr Wollen und ihre Art darzustellen nicht allein vor den Augen seines Geistes gehabt, sondern es scheint, als habe er die alten Maler mit ihren Mängeln sowohl als mit dem Zufälligen, welches durch die Länge der Zeit verdorben ist, nachgeahmt, so dass es nun wirklich aussieht wie ein schadhaftes altes Bild. Zu den ersten Fehlern rechne ich, dass zwischen dem kleinen zierlichen Kopf der Mutter und ihrem Leib und Arme, die zu vierschrötig sind, kein Verhältniss ist. Auch sind die Schultern nicht schlank und fein genug, sie sind wie in einem übelgemachten Schnürleib aufgedrückt; auch das Gewand über die beiden Kniee ist nicht graziös. Sie sitzt überhaupt weder zierlich noch ruhig. Dann macht auch das verschiedene Roth und Blassgelb des Kleides, der Aermel, der Haare und des Gesichts einen verwelkten Eindruck; die Mutter ist äusserst zart und jugendlich, doch hat sie

keine Frische. Dann scheint mir auch die gar zu grade graue Wand gegen das fleissig Ausgeführte, Zierliche der Gestalten und Künstliche in den Farben überhaupt gar zu disharmonirend; diese Wand sieht wie eine spanische, blos hingestellte Wand aus, als ob sie gar nicht in das Bild hinein gehörte. Sehr schön aber dünkt mich das Kind, das Buch mit der Blume und die Landschaft zu sein. Und trotz alle dem, was eine unkünstlerische Tadlerin daran aussetzen mag, so ist es doch ein recht hübsches Bild und als eine der ersten Erscheinungen der wiedereroberten wahren und einzigen Malerei, nämlich der christlichen, recht hoch willkommen; auch wird es von allen jungen Künstlern hier mit grossem Lobe bewundert und wird gewiss den schönsten Nacheifer erregen. Philipp ist toll und böse darüber, dass es in die Hände der Pharisäer kommen soll. Freilich sähe ich es auch lieber über dem Betschemel eines guten Christen, wo nur dankbare und flehende Blicke eines bewegten Herzens zu ihm aufschauen, als dort, wo ihm nur kalte, richtende und tadelnde begegnen; wir wollen aber hoffen, dass es auch wohl manches Gemüth anreden und zum Guten locken kann, dann ist es nicht verloren. Christus hat als Kind sich mitten unter die Rabbiner gestellt und hat sie zu belehren angefangen. Manches Gemüth derer, die nachmals ihm folgten, mag schon damals durch seine Erscheinung bewegt und vorbereitet worden sein.

Deinen Onkel Joseph hatte ich in 13 Jahren nicht gesehen, Du kannst also denken, wie sehr ich mich freue, ihn wiederzusehen; doch muss ich es Dir gestehen, dass mir auch jedesmal, wenn ich ihn sehe, die Verschiedenheit unsrer Gesinnung schmerzlich ist. Ich empfehle ihn Deinem Gebete, mein liebster Johann, und alle meine andern Geschwister. Wer bin denn ich, dass ich unter ihnen, die viel mehr werth sind als ich, bin erwählt worden, die Wahrheit zu erkennen und ihr zu folgen? Hilf mir

Gott bitten, mein Sohn, und vereinige Dich hierin mit mir, dass sie gewürdigt werden, denselben Weg zu gehen. Halte es nicht für einen Raub, liebes Kind, und glaube nicht, dass Du noch zu viel für Dich selbst zu erflehen habest. Glaube nur, jedes Gebet für das Heil Deines Nächsten hat die segensreichsten Folgen für Dein eignes Heil; es sind Pfeile der Liebe, die wieder gegen uns zurückgehen. Lebe wohl, liebster Johann; ich habe sehr lange nichts von Dir gehört, ausser dass der Vater mir schrieb, es ginge Dir gut; auch höre ich von andern Seiten, Du lebtest gar zu einsam. Uebertreibe diese Zurückgezogenheit nicht bis zur Härte. Bedenke, dass Du doch für die Menschen wirken musst! — Eggers will von einer Woche zur andern nach Rom reisen und es wird immer nichts daraus. Das ist auch eine Ursache, warum ich so lange nicht schrieb, ich wollte ihm meinen Brief immer mitgeben. — Ich umarme Dich. Deine Mutter.

Ich bitte Sie, nebst den herzlichsten Grüssen, die beiden Einlagen an Müller und Platner gütigst zu besorgen und den Inhalt meiner Briefe bei beiden auch mündlich zu unterstützen. Ich habe auch Platner um Beiträge und Kunstnachrichten für das ‚Museum' gebeten, Müllern aber um die Fortdauer seiner Beiträge, nicht sowohl über die neuen Werke der jetzt Lebenden, als über die ältere und älteste Malerei. Kennen sich beide, so wäre es wohl am besten, sie besprächen sich darüber. Harmoniren sie aber beide nicht, so wünschte ich wenigstens, dass Müller nicht darüber böse würde, dass ich auch Platner eingeladen habe. Ich rechne nun hierin ganz auf Ihre Klugheit und bitte Sie, mir von Platner, von dem ich sehr viel gutes gehört, nähere Nachrichten zu geben, so weit Sie ihn und seine Studien kennen. — Das Bild von Overbeck ist sehr gefühlvoll, besonders spricht mich das Kind an. — Philipp macht Fortschritte, obwohl langsame, in Oelmalerei; von dem Bilde, womit

er jetzt beschäftigt ist, erwarte ich mir sehr viel gutes. Eggers geht vermuthlich in einigen Wochen nach Italien, dann gebe ich auch wieder die übrigen Stücke des ‚Museums' mit. — Ich hätte gar zu gern ein kleines Denkmal auf den guten Schick für mein ‚Museum': kurze Nachricht von ihm, eine treffende und gerechte Charakteristik seiner vorzüglichsten Werke und eine Würdigung seines schönen Strebens. Ist unter Ihren Freunden keiner, der das etwa unternehmen und mir geben wollte? — Ich habe auch bei Platner[1]) desfalls angefragt und auch bei Müller. Schreiben Sie mir doch darüber. Ist Werner, der Dichter, schon zurück aus Florenz, so bitte ich ihn herzlich zu grüssen. Gedenken Sie unser und schreiben Sie öfter der Mutter, die so herzlich nach Briefen verlangt.
Ihr Freund Friedrich Schlegel.

211.

Philipp Veit an seinen Bruder Johannes in Rom.

Wien, 17. October 1812.

Ich kann Dir heute nur ein paar Worte schreiben, lieber Bruder; ich habe mich mit dem Malen verspätet, und Mutter wartet schon auf den Brief. Warum ich Overbeck's Bild noch nicht an Herz habe abgeben können, wird die Mutter Dir wohl geschrieben haben. Es ist nicht ganz meine Schuld: erstens ist es schon etwas beschädigt hier angekommen, indem es höchst nachlässig eingepackt war. Zum Glück war in den Fleischtheilen nichts geschehen, und Sutter hat das Uebrige sehr sauber wieder redressirt. Das Bild war mir in vieler Hinsicht eine erfreuliche Erscheinung, und trotz einiger Zeichenfehler,

1) Ernst Platner ist der Verfasser der mit P. gezeichneten Abhandlung ‚Ueber Schick's Laufbahn und Charakter als Künstler' im Deutsch. Museum 4, 26—71. Vgl. Rosenthal 1, 297—299.

über die ich mich bei der Sorgfalt, mit der das Ganze übrigens gedacht und ausgeführt ist, verwunderte, macht es besonders bei längerer Anschauung einen hellen und lieblichen Eindruck. Einige Theile sind durchaus wie bei alten Meistern, so die ganze Partie rechts, wo das Buch liegt. Dagegen bleibt mir in der Behandlung des Fleisches noch einiges zu wünschen übrig, auch haben einige Stellen stark nachgegelbt. Die Fehler, die mir zuerst auffielen, sind die, dass die Madonna überhaupt so nicht sitzen kann, denn da der Augenpunkt so hoch über der Bank angenommen ist, so müsste auch mehr obere Ansicht der Beine sein, oder weit weniger, wo nicht gar keine obere Ansicht der Bank, weil sonst die Lenden ganz wegfallen. Alsdann, dass durch die verschiedenartige Behandlung die Landschaft vor die Figur hervortritt, indem jene viel compakter gemalt ist. Die Idee ist äusserst lieblich und mit einer ganz bewunderungswürdigen Liebe ausgeführt, so dass nach dem Bilde des Malers liebenswürdiges Gemüth nicht zu verkennen ist.

212.

Henriette Mendelssohn an ihre Schwester Dorothea in Wien.

[Paris 1812].

Alles habe ich erhalten, liebste Dorothea, sowohl Deinen Brief als das ‚Museum', und danke Dir für beide, so sehr ich nur kann. Deine Briefe waren mir von jeher und sind mir noch die angenehmsten von der Welt, und damit ich sie doch nur jemand vorlesen kann, theile ich sie gewöhnlich der Pobeheim mit, die sie mit demselben Vergnügen anhört, als ich sie ihr vorlese. Auch das ‚Museum' habe ich ihr und einem Herrn Reinhold mitgetheilt, doch habe ich seitdem beide Freunde noch nicht wiedersehen können und weiss also nicht, wie sie es aufgenommen. — Mir hat es grosse Freude gemacht, ein-

mal wieder so gute treffliche Gesinnungen zu finden, und wenn Friedrich es nicht als eine Anmassung übel aufnehmen will, so möchte ich ihm wohl Glück wünschen und ihm meine ganze Bewunderung zu erkennen geben, welche die Kraft und der Reichthum seines Geistes, die sich in der schönsten Form darlegen, mir eingeflöst hat. — Schon seit dem Werk über neuere Geschichte bewundre ich seine schöne fliessende kräftige Sprache, die ihm sonst nicht so wie dem Bruder zu Gebot stand. Jetzt möchte ich sie vorziehen.

Dies hätte ich nun trotz aller Anwandlung von Schüchternheit vom Herzen losgesprochen; es bleibt mir aber noch etwas zu sagen, und ich will es wirklich aussprechen. Ich ehre nämlich Ihre Gesinnungen, lieber Friedrich, und den reinen Eifer, der Sie antreibt, diese jetzt und da wo sie wirken können, zu verbreiten, aber es ist mir, als wäre Patriotismus keine christliche Tugend, und als wäre der Nationenhass unvereinbar mit der Liebe, die Christus gelehrt und zu der er uns ermahnt. — Die Bedrückung, die Greuel und Verheerungen, die wir jetzt erleben, sind Gerichte Gottes, denen wir, ich sage nicht, weil es die Erfahrung bewiesen, nichts entgegensetzen können, ich meine, auch nicht sollen, eben weil Gottes Hand so augenscheinlich waltet und uns eben jetzt gezeigt, wie er übermüthigen Frevel bestraft[1]). Bestrebe sich jetzt ein jeder, Mensch und Christ zu sein, dann werden wir dieses losen Bandes der Nationalliebe, das jedes politische Ereigniss so leicht zerreisst, nicht mehr bedürfen. — Für die Menschen hat der Herr gelitten, nicht für diese oder jene Nation! — Ich vermuthe, lieber Friedrich, dass Sie meinen Zweifel oder meinen Gedanken, wenn es einer ist, auf eine sehr witzige und etwas spöttische Weise aufnehmen werden. Antworten Sie mir aber nur oder Du, liebe Dorothea, ich will meinen Theil schon herausnehmen.

1) Napoleon's Niederlage in Russland.

Hast Du, liebe Schwester, vor kurzem einen Brief von mir und Frau von Humboldt die gewünschten Blonden erhalten? Ich habe das Meinige recht pünktlich gethan, um sie ihr schnell zukommen zu lassen. Empfiehl mich ihr bestens, ich bitte Dich. — Es thut mir recht weh, diese treffliche Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne Dir etwas zu schicken, was Dir Freude machen könnte. Aber eben weil ich nicht weiss, was dies eigentlich sein könnte, bitte ich Dich, mir zu sagen, welches von allen Kleidungsstücken Dir das liebste wäre, und von welcher Farbe, an Gelegenheit soll es wohl nun nicht fehlen. Betty schreibt mir aus Altona [1]), wie Philipp so manchem jungen Mädchen in Wien den Kopf verdreht, und wie ihre Freundinnen in ihren Briefen an sie kaum von etwas anderm sprechen als von ihm. Dies macht Dir doch wohl noch ein wenig weltliche Freude! Mein würdiger Abt Duval frägt mich oft nach Euch und vorzüglich nach Wilhelm, den er aus Briefen kennt. — Lebt tausendmal wohl und meiner eingedenk.

213.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 3. November 1812.

— — Vor einigen Tagen ist endlich der Mäcene Leopold Herz für Deinen Bruder zugänglich gewesen, und er hat ihm Overbeck's Bild überreicht. Es schien ihm, wie Philipp meint, sehr zu gefallen und er hat es bei sich behalten, hat aber weder vom Preise noch von Bezahlen nur irgend ein Wörtchen entfallen lassen; wahrscheinlich wird er es vorher seinem Orakel Füger zeigen wollen,

1) Die Tochter ihrer Schwester Recha, welche nach Trennung ihrer Ehe mit dem mecklenburgischen Hofagenten Meyer ein Pensionat in Altona eröffnet hatte. Hensel 1, 50.

und der wird es ihm, wie Du leicht denken kannst, eben nicht rühmen. Künftige Woche soll Philipp wieder zu ihm hingehen, und wenn er nicht mit dem grössten Vergnügen die 20 Dukaten nebst den Spesen zahlt, so nimmt man es ihm gleich wieder ab und schickt es dem Vater nach Berlin, der es noch dazu sehr zu besitzen wünscht. Es thut mir recht leid, dass die Geschichte sich so in die Länge zieht, während der Künstler das Geld vielleicht bald zu haben wünscht. Vielleicht entschliesse ich mich und gehe selber zu dem Wechsel-Potentaten, um ihm vielleicht die Dukaten etwas lockerer zu machen; doch muss ich gestehen, ich bin eine schlechte Maklerin. Je länger und öfterer man das Bildchen ansieht, desto mehr erkennt man des Malers treuen schönen Sinn darin und lernt den liebenden Fleiss, womit es ausgeführt ist, verehren. Ich hätte aber alles in der Welt eher geglaubt, als dass Du, lieber Johann, Dich an diese Manier grade anschliessen würdest, denn mir kömmt es just vor, als wärest Du durch Dein ganzes Wesen davon entfernt, welches bis jetzt immer mehr geneigt war, nach Kühnheit zu streben als nach dieser einfachen Ausführlichkeit. Es dünkt mich aber gut so; denn in der Kunst wie in jeder Bildung bin ich darin wenigstens Göthens Meinung[1], dass es wohl eher zum rechten Weg führt, wenn man seinem ein- und angebornen Wesen widerstrebend sich nach einer andern Richtung hinneigt, als dass man ihm sich ganz und gar hingiebt und ihm freien Lauf lässt, wodurch oft in übertriebener Eigenthümlichkeit Carikaturen entstehen können. Mich dünkt, man kann sich Rubens' Uebermass so erklären. — Schreib mir Deine Ansichten hierüber bei Gelegenheit; schreib mir auch, ob Du denn nicht durch Winterfeld's meinen Brief und blaue

1) Gegen Schluss der Einleitung in die Propyläen und in Diderot's Versuch über die Malerei (von der Harmonie der Farben).

Farbe erhalten hast? Dann beschreibe mir doch auch einmal Deine Hausleute, die Du so rühmst, die auch Eckstein schon lobte. Kann ich diesen guten Leuten nicht einmal etwas angenehmes aus Wien schicken? und worin könnte ich mich ihnen etwa gefällig zeigen? Wenn vielleicht irgend einmal eine Silberflotte bei uns einliefe (bei Gott ist alles möglich), dann möchte ich gern einige Geschenke nach Rom senden, meine Phantasie wenigstens ist immer fort mit dergleichen beschäftigt, und am ersten möchte ich gern die Personen beschenken, von denen Du gutes in der Fremde hast.

Philipp ist seit einiger Zeit nicht heiter, ich weiss aber nicht, was ihm fehlt, denn dem Ansehen nach wird seine Maria mit den Kindern, die er angelegt hat, recht gut; nur rückt alles gar zu langsam weiter, ich fürchte, er malt nicht genug, er beschäftigt sich wie Sternbald immer mehr mit innerlichen Gemälden [1]), als dass er sie frisch auch wirklich zu Stande bringt. Nun weiss ich aber nicht, ist sein jetziger Trübsinn die Ursache oder die Wirkung dieser Langsamkeit. Wenn er sein Bild so fertig macht, wie er es angefangen, so wird es gewiss gut, aber es scheint mir immer noch, als kämpfe er mit technischen Schwierigkeiten, die er sich obstinirt ohne fremde Hülfe aufzulösen. Ich glaube, er wird nun doch wohl bald sich entschliessen, nach Rom zu gehen, wenigstens spricht er nicht mehr so entfernt darüber, doch mag ich ihm nicht zureden, weil ich nicht bestimmt weiss, ob es Zeit ist. Andern Künstlern will er nicht auf ihr Wort glauben. Eggers ist immer noch hier auf dem Sprung und wartet auf Wechsel, um dann sogleich sich auf den Weg nach Italien zu machen. Er soll eine sehr hübsche Maria gemalt haben, gesehen habe ich sie noch nicht, Philipp lobt sie. Ende dieses Monats wird Klinkowström seine

1) ‚Franz Sternbald's Wanderungen' von Tieck. W. 16, 93.

Luise heirathen und seine Carriere als ausübender Künstler aufgeben. Er bekömmt eine einträgliche Stelle als Professor der Kunst bei einer Akademie zur Erziehung junger Leute, die Adam Müller hier unter dem Schutz des Erzherzogs Maximilian errichtet[1]). Dein Onkel Joseph Mendelssohn ist seit einigen Wochen hier und besucht uns recht oft; er ist viel heiterer und jovialer, als ich ihn ehedem gekannt habe. Pater Hofbauer schickt Dir seinen Segen, der Nuntius grüsst Dich freundlich. Am 8. Sept. (Mariä Geburt) hat der junge Biester[2]) aus Berlin beim Nuntius das katholische Glaubensbekenntniss abgelegt; wir waren bei der feierlichen Cerimonie zugegen und haben recht herzlichen Antheil genommen. Dem Anschein nach war es dem jungen Mann recht ernst und es war recht erbaulich. Welch ein Andenken mich bei dieser Gelegenheit und in diesen Zimmern besonders umschwebte, das kannst Du Dir vorstellen. Ich gedenke Deiner und bete täglich für Dich, bei jeder heiligen Messe, besonders bei jeder heiligen Communion schliesse ich Dich recht innigst mit ein, welches erst gestern geschah. Schreibe mir bald, ob Du alle Tage die Kirche besuchst, in welche Kirche Du am öftesten gehst und ob Du noch Deinen Beichtvater hast, der deutsch spricht, oder ob Du Dich gewöhnt hast, italienisch zu beichten.

Wir lesen jetzt hier einen Roman von Baron de la Motte Fouqué, der uns alle entzückt[3]). Wenn man nur hier die Bücher immer so haben könnte, wie man sie wünscht, ich würde Dir ein Exemplar davon schicken. Vielleicht nächstens mit Eggers. Friedrich grüsst Dich

1) Vgl. Fr. A. v. Klinkowström und seine Nachkommen 134; 297 ff., Rosenthal 1, 67.

2) Dr. Karl Biester, der Sohn des Herausgebers der ‚Berlinischen Monatsschrift.' Rosenthal 1, 224—226.

3) Der Zauberring. Nürnberg 1812.

brüderlich, er ruft eben herein, dass er selber schreiben will, also muss ich Platz lassen. Gott segne Dich, ich umarme Dich herzlich. Deine Mutter.

Liebster Johann, der letzte Brief an Sie, worin auch einer an Platner und Maler Müller befindlich war, ist am 17. October abgegangen. Ich hoffe, er ist richtig angekommen. Ich wünschte sehr eine Notiz über Schick zu haben, etwa von einem seiner Freunde, nebst einer Charakteristik seiner vorzüglichsten Werke. Suchen Sie doch, die beiden Genannten dazu aufzumuntern. — Ich füge dann wohl noch einiges von dem Meinigen hinzu. — Schreiben Sie uns ja recht bald und oft wieder.

Friedrich.

214.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, November 1812.

Seit dem letzten Brief, den ich Dir schrieb, wohne ich mit drei Freunden, namens Overbeck, Columbo und Wintergerst, zusammen, welche ich täglich lieber gewinne, und die mir in der Kunst sowohl als jeder andern Hinsicht ein Muster sind. Der Umgang mit Freunden, die mir weit überlegen sind, ist für mich ein sehr grosses Bedürfniss, und ich hoffe den besten Erfolg davon für meine eigene Ausbildung. Overbeck malt jetzt eine Anbetung der Könige[1]), welche in der Vollendung bei weitem alles übertrifft, was ich noch von ihm gesehen habe, und wir haben grosse Dinge von den Fortschritten dieses Künstlers zu erwarten, den ich mich glücklich schätze meinen Freund und Lehrer zu nennen. Sollte das Madonnenbild, welches ich an Herz geschickt, wie es vielleicht

1) Von der Königin Caroline von Baiern acquirirt.

möglich wäre, noch in Deine Hände kommen, da mir die Mutter schreibt, dass Du es zu besitzen wünschest, so mache ich Dich besonders auf das Streben des Künstlers darin aufmerksam, sich der vortrefflichen Art der alten Meister so viel als möglich zu nähern. Ungeachtet jeder Einsichtsvolle erkennen muss, dass seit Rafael die Kunst bis auf unsere Zeiten gesunken, so wird dies von den Künstlern im allgemeinen zwar anerkannt, im besondern aber, vorzüglich unter den Malern, hat bisher noch keiner sich entschliessen wollen, diesen Schlendrian zu verlassen, um einmal etwas besseres zu wagen. Der Grund davon ist nicht weit zu suchen, da es allerdings sehr schwer ist, einen einmal betretenen Weg wieder zu verlassen und sich einen neuen zu bahnen. Schon in Dresden war mir dieses sehr einleuchtend, ich sah mit Erstaunen die Werke von Holbein, Leonardo da Vinci, Dürer und Bellin, welche so wie ihre ganze Zeit dasselbe Streben vereinigt hat, ungeachtet sie in den entferntesten Gegenden gelebt haben, und einer von dem andern vielleicht kaum den Namen gewusst hat. Diesen grossen Lichtern mich zu nähern, war seit der Zeit mein einziger Wunsch; doch war es mir fast unmöglich, mich von einer Praktik los zu machen, welche ich leider im Anfang gelernt hatte, und alle meine Versuche wären gewiss fruchtlos geblieben, wenn mich ein guter Geist nicht nach Italien geführt hätte. Hier fand ich nun im grossen die Bestätigung dessen, was ich in Deutschland nur zerstreut in Gallerien angetroffen hätte. Fast jede Kirche hier, welche aus jenem so herrlichen und doch so sehr verkannten Mittelalter noch erhalten da steht, ist ein redendes Denkmal der Grösse und Kraft, welche durch die lebendige Vereinigung des Gottesdienstes noch bis auf heutigen Tag in uns fortwirkt und den Funken des Bessern wieder zu hellen Flammen anfachen wird, so wir mit Beharrlichkeit dieses Ziel suchen. Wie erstaunt war ich, als ich diese Gedan-

ken, welche in mir vorzüglich auf meiner Reise sind erregt worden, nun hier in Rom von einem andern schon wirklich ausgeführt fand, durch einen Jüngling, der, an Geist und Talenten uns allen überlegen, äusserlich der niedrigste von uns scheint und in dieser einfachen Gestalt die liebreichste Seele verbirgt. Wie ich mich aus allen Kräften an ihn geschlossen, kannst Du wohl denken, und es ist noch heutigen Tages mein einziges Bestreben, meine rauhe und kalte Natur zu der seinigen zu erheben. Ich sehe seinen Beifall für meine grösste Belohnung an und schätze mich glücklich, in meinen letzten Arbeiten seine Zufriedenheit erhalten zu haben. — Vorzüglich schwer kömmt es mir noch an, ein Bild fertig zu malen; und das Familiengemälde, womit ich jetzt beschäftiget bin, ist mir eine gute Schule in dieser Rücksicht. Ausserdem zeichne ich des Morgens früh bei Licht einen Umriss zu einer Anbetung der Hirten, die erste historische Composition, die ich auszuführen gedenke, sobald das erwähnte Familienbild fertig ist. Die herrliche Natur in und um Rom gewährt mir dabei die schönste Erholung und bereichert mich mit neuen Gedanken, und ich mache so oft als möglich Spaziergänge, um mich von neuem wieder zu meinem Geschäfte zu stärken. — —

215.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Wien, 30. December 1812.

Das erste und wichtigste Geschäft, lieber Vater, ist das, Dir zum neuen Jahre zu gratuliren, und dieses thue ich denn auch von Herzen, indem ich Dir alles Mögliche wünsche, was Dein Herz begehrt: Gesundheit, langes und sorgenfreies Leben, bessere Zeiten, kurz alles, was nur

ein Sohn seinem Vater wünschen kann. Der Brief kommt wahrscheinlich zu spät, auf keinen Fall aber, hoffe ich, mein Wunsch. Für mich fängt das neue Jahr traurig an, mit einem ganz entsetzlichen Thauwetter nämlich, das mir die Schlittschuhbahn in Grund und Boden verdirbt; der Himmel selbst weint über mein Unglück, dass ich meine schönen neuen Schlittschuhe nicht öfter als einmal habe brauchen können. Nimm mein dummes Zeug nicht übel, ich kann aber noch immer nicht aus der Rolle des Narren herauskommen, den ich vorgestern das Glück hatte vorzustellen. Du musst wissen, dass wir auf Joseph's[1]) Wunsch das Lustspiel ‚Was ihr wollt' von Shakespeare mit vertheilten Rollen vorgelesen haben, wobei mir der Narr anheimfiel. Wie es aber öfter zu gehen pflegt, dass das Aeussere grade das Entgegengesetzte sagt von dem, was das Innere meint, so bin auch ich eigentlich mehr traurig als heiter, mehr mürrisch als aufgelegt, mehr unzufrieden als munter; traurig und mürrisch, weil ich unzufrieden bin, und dieses wegen gewisser ernsthafter Betrachtungen, deren ich mich nicht erwehren kann. — Es ist jetzt schon wieder ein Jahr vorbei, und obgleich ich mir nicht Faulheit vorwerfen kann, indem im ganzen wohl kein Tag vergangen ist, an dem ich nicht etwas gethan hätte, so kann ich doch bis jetzt noch nichts ganz fertig hinstellen, wobei ich mir selbst sagen könnte, das hast du gut gemacht. — Auch sind mir grade in der letzten Zeit mehrere Sachen misslungen, woran ich nicht allein schuld bin. So muss ich zum Beispiel das Bild für die Kirche in Heiligenstadt[2]) noch einmal von vorn an-

1) Mendelssohn.

2) Dasselbe, erst später vollendet, befindet sich in der Pfarrkirche zu St. Michael und stellt die Mutter Gottes mit dem Jesuskind und dem hl. Johannes dar. Auf der Rückseite steht geschrieben: „Der Mutter Gottes von dem Maler angelobt in der Schlacht bei Leipzig den 18. October 1813.“ Vgl. Sulpiz Boisserée 1, 296.

fangen, weil die Materialien so schlecht dazu waren, dass es nicht trocknen will, wie man denn überhaupt in dieser Hinsicht hier noch ganz barbarisch ist. Es beherrscht mich seit einiger Zeit ein so böser Stern, dass ich selbst eine ganz kleine unbedeutende Zeichnung in Wasserfarben kaum zu Stande gebracht habe: zwei Kinder der Gräfin Zichy [1]; doch ist sie nun fertig und ich fange nächstens das Portrait ihrer Mutter an, einer der schönsten Frauen auf der Erde, und dies wirst Du leicht glauben, wenn Du hörst, dass sie auf's Haar der *Madonna della sedia* gleicht [2]. Von unserm Johann höre ich viel gutes in Hinsicht seiner Malerei. — Es ist ein gewisser Maler Columbo hier aus Rom, der von einer Anbetung der Hirten mit vielem Lobe spricht, die er dort angefangen hat. Ich glaube, er wird sehr viel werden, denn ich bin fest überzeugt, dass er trotz seiner unruhigen Zweifel den eigentlichen Beruf zur Kunst mehr hat als ich. Ich wundre mich aber sehr über dieses feste und anhaltende Anschliessen an Overbeck, der doch auch eigentlich nur noch ein hoffnungsvoller Jüngling ist; für vollendet wird er sich hoffentlich selbst nicht halten — denn offenherzig gesagt, nach dem Bilde, das ich nun hier von Overbeck gesehn habe, schien er mir noch nicht im Stande, an irgend eine Leitung andrer denken zu können, obgleich es im ganzen sehr lobenswerth war; weil grade dasjenige, was man noch allenfalls andre lehren kann: richtige Zeichnung, Perspektive, Pinselführung, kurz, das eigentlich Mechanische eines Bildes, bei diesem grade die schwächste

1) Julie Gräfin Zichy zu Zich und Vásonykeö geb. Gräfin Festetics von Tolna; die beiden Kinder hiessen Julie und Felicie, letztere damals erst 3 Jahre alt.

2) Nach gef. Mittheilung der Gräfin Schönfeld geb. Festetics besitzt dieses Portrait der k. k. Oberceremonienmeister Coloman Graf Hunyady v. Kéthely, Enkel von Julie Gräfin Zichy.

Seite war. Der Herz hat übrigens das Bild nicht behalten, und es ist jetzt nach Klagenfurt zum Fürstbischof Salm geschickt; will der es aber auch nicht oder zahlt er nicht mehr, als Johann schon dafür gegeben hat, so bekommen wir es zurück, und ich schicke Dir es alsdann nach Berlin. — —

Aus Dorothea's Tagebuch.

1811.

1. Oft habe ich einen wahren Widerwillen gegen alles Schreiben, dann fliegt mir plötzlich ein wahrer Appetit dazu an. Es ist doch oft weiter nichts, als dass man gern schwatzen möchte und man mit sich selber doch am bequemsten schwatzen kann. Wer ein besseres Gedächtniss hat und die Frage nicht wieder vergisst, ehe er Antwort erhält, so wie ich oft, der braucht gar nicht aufzuschreiben. Erfahrungen, seltsame Vorfälle und witzige Einfälle von sich und andern sollte man doch aber jederzeit aufschreiben. Nicht grade des Nutzens wegen, sondern aus Respect vor dem menschlichen Verstand.

2. Vor zwei Jahren sind die Feinde an diesem Tage (10. Mai) in Wien eingezogen. Heute haben wir hier die Nachricht, dass sie aus Madrid gejagt sind. Es war heute ein wunderlicher Tag: über die Köchin mich geärgert; Abschied von Friedrich genommen, der mich traurig machte; dann Abschied von Eckstein; einen trauernden Brief an Philipp mitgegeben; dann die guten Nachrichten aus Spanien; Andenken von 1809; dann der unvermuthete Besuch von Varnhagen — ein Besuch, der mir nie grade wichtig oder bedeutend gewesen sein würde — alles erhielt Bedeutung, erregte mir Nachdenken. So sollte es aber auch eigentlich immer sein, das ist die Frucht der Einsamkeit in heitrer Umgebung. Nichts macht flacher und verwischt

mehr jeden Eindruck als Weltgetümmel und Umgang mit vielen verschiedenen Menschen. Es ist grundfalsch, dass, wie Goethe sagt, ein Charakter sich im Geräusch der Welt bilden soll; weit eher noch könnte ein Talent sich darin ausbilden, aber auch das nicht. Das Geräusch der Welt bildet gar nichts.

3. Gegen die Mächte der Welt wird Buonaparte Sieger, aber nicht gegen die unsichtbaren, ewigen Gewalten. Hier richtet er nichts aus und doch fühlt er sich immer dazu getrieben, sie anzufeinden. Hätte er die Kirche nicht unterdrücken, nicht unter seine Macht beugen und nach seiner Willkür lenken wollen, die Geistlichkeit wäre noch nicht erwacht. Hätte er Ferdinand VII. nicht hinweggeführt und Spanien mit offner Gewalt tyrannisirt, es wäre in tiefster, vielleicht unheilbarer Sklaverei versunken. Nie waren deine Wege deutlicher, o Gott der Weisheit und Güte! Wem jetzt die Augen nicht geöffnet werden —

4. Ich fürchte mich eigentlich vor nichts, vor gar nichts so sehr, als vor dem Materialismus, und es geht mir damit wie den Leuten, die sich vor Gespenstern fürchten: sie glauben immer welche zu sehen und zu hören. Auch mich verfolgt dieses Gespenst der Vernichtung der Seele mit dem Leben, oder vielmehr es kömmt mir beständig unter allerlei drohenden Gestalten entgegen. Manchmal gehe ich ihm kühn entgegen und es verschwindet, wenn ich es genau in die Augen fasse, unter Anrufungen des dreifaltigen Namens Gottes. Manchmal bin ich schwach und mache es wie die Furchtsamen, die die Augen zudrücken, um nicht zu sehen. Eine ganz besondre Gnade widerfährt mir aber darin, dass ich in solchen Augenblicken der Versuchung und der Furcht niemals An-

muthungen habe zu sündigen oder das Böse zu wollen oder zu geniessen, sondern mich immer mehr nur und wie blind dem Glauben an das Wort Christi in die Arme werfe, ohne allen innern Streit, wie ein Kind, das gegen eine drohende Gefahr im Arme der Mutter Zuflucht sucht, ganz aus natürlichem Triebe. Ich verstehe meine Seele nicht, aber ich bewahre sie, so wie ein unwissender Mensch einen Edelstein als etwas kostbares aufheben und sorgfältig in Acht nehmen würde, nicht als ob er dessen geheime Kraft und Würde kennt, sondern weil er denkt, der Stein muss doch zu etwas gut sein, weil er so schön ist.

5. Wie kömmt es nur, dass mir so viele Leute wohlwollen und eigentlich gut sind, die mich doch nicht verstehen können, die auch über die meisten Dinge ganz verschiedener Meinung mit mir sind, mit denen ich eigentlich auch nicht den geringsten Berührungspunkt habe?

6. Will man mit den gewöhnlichen Menschen gut fertig werden, so muss man erstlich ihre Meinung schonen, ihnen nie hart entgegentreten; man kann dabei ganz sicher nach den eignen Grundsätzen handeln, das nehmen sie nicht so übel, wären sie den ihrigen auch noch so fremd, nur ihnen nie mit siegenden Gründen begegnen. Dann muss man sie ein klein wenig besser behandeln, als sie es verdienen, es macht ihnen ein angenehmes Gefühl; man muss sie so nehmen, wie sie sein sollten, selbst in ihrer eignen Manier, es kömmt ihnen dann vor, als sähen sie sich in einem verschönernden Spiegel, sie kommen sich schöner vor und gefallen sich in unserm Umgang. — Was uns gute Freunde in der Welt erwirbt, sind nicht positive, sondern negative Eigenschaften, z. B. keine Prätensionen machen, keine Liebhaber haben etc.

7. Friedrich II. hat alles angewendet, um die Klöster, insbesondere die Jesuiten allenthalben aufheben und fortjagen zu machen, er aber hat sie hernach in seinen Staaten bestehen lassen. Die Katholischen rechnen ihm nur das Letztere hoch an, das Erste ignoriren sie oder wollen es ignoriren. In bessern Zeiten hätten sie ihn schärfer beurtheilt. Unleugbar ist es nur aus Hohn gegen die Kirche, aus Falschheit gegen die katholischen Staaten und aus Habsucht geschehen. Hohn gegen die Kirche war es, da der Pabst nun die Gesellschaft aufhob, sie demungeachtet bei sich bestehen zu lassen, um in keinem Falle irgend einen Einfluss oder eine Macht dem Pabst zuzugestehen und dadurch dessen Beschlüsse verächtlich und lächerlich zu machen, indem er zeigte, dass der Pabst einer unschuldigen Societät Unrecht gethan habe, die er recht gern und mit Sicherheit bei sich aufnimmt. Falschheit war es gegen die katholischen Staaten, denn er kannte den guten Einfluss der Jesuiten recht gut; wollte aber diesen den genannten Staaten entziehen, um sie dadurch in Verwirrung zu stürzen und beiher im Trüben zu fischen, besonders bei Oesterreich; er sah vielleicht schon die beiden noch übrigen schlesischen Herzogthümer in Gährung und Aufruhr, ihn, den Protector der Geistlichkeit, zu Hülfe rufend. Seine Imagination blieb dabei wohl nicht stehen, denn er hatte alles aufgeboten, damit Joseph II. die Nationen gegen sich aufbringen musste, und — die Kaiserwürde war ihm in seiner Kindheit prophezeit worden!

8. Es liegt eine Seligkeit in der Armuth, aber man muss ihr nur nicht widerstreben, sie nicht verläugnen wollen. So wie es wenige giebt, die den Reichthum recht zu benutzen wissen, so wird auch die Armuth von wenigen recht genossen und verstanden.

9. Ist man über die vierzig, so ist es ganz gleichgültig, was man anzieht oder wie man es anzieht; nur müssen wir uns dann hüten, nichts jugendliches anzulegen, sondern blos auf den Anstand und Bequemlichkeit sehen. Eine alte Frau kann nicht genug in allem ihrem Thun und Lassen Ruhe und bequemes Betragen annehmen; jede Bewegung, die Gefallenwollen verräth, ist lächerlich; eigentlich muss man schon früher, als nothwendig ist, die Rolle der Alten übernehmen, damit man sie hernach weiss.

10. Man pflegt den Glauben an den Einfluss der Gestirne, z. B. der Cometen, Schwärmerei zu nennen; eigentlich aber ist dies ein verkehrter Sprachgebrauch oder Missbrauch. Dieser Glaube ist ja vielmehr materialistisch; kann wenigstens leicht darauf hinleiten, wenn man, von Furcht geplagt, mit seinen Gedanken dabei stehen bleibt.

11. Unter anderm möchte ich auch einen Begräbnissplatz erbauen oder auch mehrere, nach der Grösse der Stadt, aber alle nach demselben Plan eingerichtet, weil man nun einmal die Todten nicht mehr in der Stadt auf den Kirchhöfen wissen will. Ein freies Feld also, so weit und gross als möglich, umgeben mit einem mannhohen Gitter, worauf oben Stacheln, um Hunde und Katzen abzuwehren; die Thüre aber unverschlossen und der beständige Eingang jedem erlaubt. In der Mitte eine nicht zu kleine Kapelle, worin die Todten vor der Beerdigung eingesegnet werden und wo alle Tage ein feierliches Seelen-Amt gehalten wird mit schöner Musik. Das Gemälde über dem Altar stelle das jüngste Gericht vor — die Todten erwachen, der Vater ruht in der Klarheit mit dem Geiste, Christus erscheint mit dem Kreuz in den Wolken, die Engel halten Gericht, Maria bittet für alle. Ueber dem

Eingang der Kirche von aussen ein Basrelief, Christi Auferstehung. Zu beiden Seiten des Eingangs zwischen den Säulen, Johannes der Täufer und Petrus. Um die Kapelle her ein schöner Garten mit grossen Alleen und Grasplätzen mit schönen Blumen; Bänke, Ruheplätze allenthalben, wo Anlagen zu Monumenten leicht angebracht werden können. Längs der Alleen zwischen den Bäumen Gräber mit erhöhten Grabsteinen, mit Inschriften und Verzierungen, wie jeder sie den Seinigen machen lässt. Den ganzen Platz umgiebt ein hoher, herrlicher, bedeckter Säulengang, nicht zu schmal; längs der Mitte die Gräber der ausgezeichneten Menschen aller Stände, wozu eine besondere Erlaubniss der Regierung gehört, dort begraben zu werden; an beiden Seiten noch Raum genug, dass man bequem gehen kann. Von einer Seite ist dieser Säulengang durch eine Wand geschlossen, die schön bemalt sein muss mit Gegenständen der heiligen Schrift und der Legende der Heiligen. Nach dem Garten zu, an den Säulen, Bildsäulen oder Büsten der Verstorbenen; über den Säulen am Gebälk Basreliefs mit geschichtlichen oder allegorischen Darstellungen der Thaten der ausgezeichneten Verstorbenen und kurze Inschriften zur Erklärung derselben. Der Eingang — ein hohes, offenes Portal, die heiligen Engel Michael und Gabriel zu beiden Seiten. Oben die Inschrift aus der Offenbarung Johannis: „Von nun an sollen sie ruhen von ihren Beschwerden und ihre Werke folgen ihnen nach.“

12. Dass zur grossen würdevollen Erduldung, zu bildenden, erhebenden Leiden mehr Kraft gehört als zur Thätigkeit, das beweist die Stimmung unserer Generation. Zur That sind sie eher aufzureizen, zur Ungeduld, zu einer convulsivischen Anstrengung, auch ohne erleuchteten Zweck, als zum Leiden, worin der Herr und Meister ihnen ein Vorbild war, worin alle Heiligen ihm folgten und uns den Weg zeigten. Liegt denn in der äussern Dienstbar-

keit, in Ertragung der Fesseln, welche die Ungerechtigkeit uns anlegt, eine Entehrung? Wo ist Freiheit als im Innern vor Gott, und welche äussere Knechtschaft kann uns denn von der Gemeinschaft Gottes und der Heiligen losreissen? wir sind ja erlöst immerdar. Was geht denn uns die Barbarei der Gewaltigen an? Bitten wir den Herrn, dass wir nicht ihr Loos und ihre Ungerechtigkeit theilen. Unrecht und Schmach erdulden ist nicht Unrecht begehen, und welche Macht, wenn wir nicht Leiden fürchten und den Tod nicht — welche Macht kann uns denn zum Unrechtthun zwingen? — Und sind wir denn so rein von aller Schuld? haben wir nicht alle beigetragen, dies Weh über die Welt herbeizurufen? Gnädig und barmherzig ist Gott, der Richter. O suchen wir ihn durch Busse zu versöhnen und fernern, künftigen Uebeln vorzubeugen und nicht durch Ungeduld vorzugreifen in seine Wege. „Glaubst du," sprach der Herr zu dem Jünger, der das Schwert im Grimm zu seiner Vertheidigung zog, „glaubst du, wenn ich meinen Vater darum bitte, dass er mir nicht Legionen Engel zur Hülfe senden würde? aber wie wird dann das Wort erfüllt &c. &c." Unsre Väter haben viel Verblendung ausgesäet, welche jetzt geerntet wird. Dass wir nun gewürdigt werden möchten, durch unsern Wandel unsre Kinder, die zukünftige Zeit wieder auf den Weg des Heils zu führen! Sind wir im Innern geheilt, sind wir nur erst wieder einig, treu, demuthsvoll, stark, einfach, gotterleuchtet, glaubend, hoffend, liebend, voll Muth in Gottes Sache, gleichgültig gegen alles, was nicht diese ist, welch ein Feind will uns dann schaden?

13. Zwei Schwerter sind sie[1]): das eine, schwer, aber stumpf und schartig, zermalmt die Knochen, macht

1) August Wilhelm und Friedrich Schlegel.

schmerzliche Wunden, selten tödtlich, wenngleich schmerzhaft zerreissend; das andre, haarscharf, zielt und trifft und spaltet rein bis in's Leben; oft wähnt der Gegner sich kaum verwundet, hebt den Arm noch, droht noch, oder will entfliehen, da sinkt er hin, ist todt!



Ph. Veit gem. 81 J. Eissenhardt rad.

Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.

VIII. Im Befreiungskriege.

1813.

216.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, den 1. Januar 1813.

Ich will das neue Jahr damit anfangen, Dir von ganzem Herzen Glück und Segen zu wünschen und den Himmel zu bitten, er möge alles das Gute, welches ich durch Dich in reichem Masse immerfort empfange, verdoppelt auf Dich zurückkommen lassen. Dein letzter Brief enthält wieder für mich so viel liebevolles, dass ich kaum weiss, wie ich dafür dankbar sein soll. Der Gedanke, dass ich nicht alle meine Kräfte angestrengt habe, mich Dir erkenntlich zu zeigen, verlässt mich nicht und scheint sich zu vermehren mit jedem neuen Zeichen Deiner Liebe und Zufriedenheit. Ein anderes aber tröstet mich, nämlich dass das frohe Bewusstsein des Gebers mehr ist als der Genuss des Empfängers. Mich dünkt, wir lernen den Werth einer Gabe nur alsdann erst recht kennen, wenn wir sie einem Freunde mittheilen können. So wie ich mir nicht ein reines Wohlgefallen am Schönen ohne Mittheilung denken kann oder wenigstens ohne das Bestreben dazu, eben so kann ich mir keinen wahrhaft lebensfrohen Menschen denken, dessen erste Begierde es nicht ist, seinem Nächsten etwas von seinem Wohlsein mitzutheilen,

und darin ist gewiss das Wesen und der eigentliche Werth des Reichthums zu setzen. Ich nehme zwar einigen Anstand Dir herauszusagen, was mich zu dieser Betrachtung veranlasst; das Zutrauen, welches ich indess zu Deiner Güte habe, macht mir Muth, nur frei heraus zu bekennen. Die drei Freunde, von denen ich Dir schrieb, dass sie bei mir eingezogen, haben mich so von ihrem rechtlichen, biederen Wesen überzeugt, sowohl in sittlicher als künstlicher Hinsicht, dass ich kein Bedenken getragen, sie wie meine Brüder und Vorgesetzte anzusehen und zu verehren. Wintergerst, mein Reisegefährte, war zu Ende des Herbstes entschlossen, nach seiner Vaterstadt zurückzugehen, da seine ökonomischen Verhältnisse nicht erlaubten, die so vortheilhaften Studien hier länger zu benutzen. Das Verlangen, einem Freunde nützlich sein zu können, brachte mich auf die Idee, ihm hier eine Arbeit im Vatikan aufzutragen, in der Hoffnung, dass für eine gute Copie nach Rafael sich gewiss auch ein Liebhaber finden würde. Wir haben die Plafondgemälde von der Poesie, Theologie, Philosophie und Gerechtigkeit ausgewählt, und so wurde frisch Hand an das Werk gelegt. Die Anstrengung indess auf einem unbequemen Gerüst, in einer dunkeln und feuchten Jahreszeit, zogen meinem armen Wintergerst ein böses Fieber zu, welches ihn mehrere Monate auf das Bett warf, und da sich endlich noch ein anhaltender Husten dazu gesellte, so glaubten wir, er sei von dem verstorbenen Freunde Pforr, welcher in seinen Armen verschieden, angesteckt, und waren schon darauf gefasst, dass er bald nachfolgen würde. In dieser Lage vermehrte unsere Unruhe noch die Besorgnisse unseres Hauswirthes, welcher versicherte, wie es denn auch wahr ist, dass diese Krankheit, die Schwindsucht nämlich, hier in Italien wie eine Pest um sich greife. Zwei Aerzte, welche wir befragt, waren verschiedener Meinung über die Behandlung des Patienten, und ein dritter gab

endlich den Ausschlag und zum Glücke die richtigen Mittel, welche ihn dann nach und nach wieder herstellten. Ungeachtet die Arbeit im Vatikan nicht konnte fortgesetzt werden, so konnte ich nun dennoch nicht verlangen, dass er mitten im Winter nach Deutschland zurückkehren sollte, und ich habe ihn gebeten, er möchte sich ja nicht damit übereilen. Jetzt hat er kürzlich Brief von seiner Mutter nebst einem Auftrag, für eine Kirche etwas zu malen, erhalten, und er ist entschlossen, deswegen in einigen Wochen abzureisen. Ich habe in der Zeit mein möglichstes gethan, es ihm an nichts fehlen zu lassen, und bin deswegen genöthigt gewesen, mir das Quartal wiederum früher einzuholen, worüber Du durch Herz die Berechnung, nämlich von 55 Scudi, erhalten wirst. So unruhig ich darüber bin, dass ich Dich auf diese Weise belästige, so habe ich doch wenigstens den Trost, dass es auf keine unrechtliche Art geschieht, und wenn es nöthig sein sollte, will ich suchen, es auf alle Weise zu ersetzen. — Das Dir schon längst versprochene Portrait ist zwar so weit, dass ich es Dir zuschicken könnte; ich wünsche aber, es noch länger unter Händen zu haben, weil die Erfahrung, die man an seinen eigenen Arbeiten macht, vorzüglich in Rücksicht der chemischen Wirkungen der Farben, welche durch Zersetzungen zuweilen grossen Veränderungen ausgesetzt sind, äusserst wichtig ist. Es ist im ganzen zum Beifall meiner Freunde ausgefallen, und ich hoffe, dass es Dir auch Freude machen soll. Ausser dem Bildnisse meiner drei Hausgenossen, welche ich in einem Buche betend vorstellen will, beschäftigen mich einige andere historische Compositionen, die ich entworfen. Auch zeichne ich in den langen Abenden in Gemeinschaft mehrerer anderer Deutschen nach dem Nackten. Am liebsten bin ich aber im Freien. Die Eindrücke, die ich hier empfange, sind gewiss unauslöschlich, wenn ich auch nicht im Augenblicke fähig bin, sie auszuführen. Es ist mir

unbegreiflich, wie so viele dem Reichthum einer lebendigen Welt eine armselige Stubengelehrsamkeit vorziehen können. — —

Ich habe den Plan, im Frühling nach Florenz zu gehen. Ich hoffe nicht nur von dem Aufenthalte dort, dass er wohlthätig auf meine Gesundheit wirken wird, sondern bin überzeugt, dort für meine Kunst noch bei weitem mehr zu finden als hier. — — Der junge Schadow hat vorigen Sommer in Florenz, Livorno, Lucca und anderen Oertern der Gegend zugebracht, vorzüglich seiner Gesundheit wegen, mit welcher es bedenklich aussah, ist völlig genesen wieder zurükgekehrt und hat ausser mehreren gutgelungenen Arbeiten ein frohes Herz und frischen Muth mitgebracht. Wir sind jetzt öfters beisammen und lernen uns einander immer lieber gewinnen, auch zeichnet er mit uns des Abends nach dem Nackten. Sein Bruder ist so wie er sehr fleissig und hat mehrere gutgelungene Basreliefs, auch eine colossale Statue vollendet. — Schliesslich bitte ich Dich noch, mir ganz aufrichtig zu sagen, wie Du über die Unterstützung denkst, die ich meinem Freunde habe zukommen lassen, und da Du so gütig warst, mir etwas Geld zur Anschaffung von Kunstwerken zu bestimmen, so bitte ich Dich, die Unkosten hiervon abzurechnen, denn ich habe die Aussicht, einmal ein hübsches Bild dafür zu erhalten.

217.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 10. Januar 1813.

— — Uns würde es ganz gut dieses Jahr gehen, wenn es nicht so theuer wäre, dass man, auch wenn man noch so viel verdiente, nicht durchkommen kann. Wir müssen uns tapfer plagen; auch Philipp, da er bei dem

jetzigen Cours nur immer einige 60 Gulden des Monats bekömmt, wofür er auf keine Weise würde leben können, wenn er nicht bei uns wäre. Er lebt äusserst eingezogen, so wie wir selbst auch; seine einzige Erholung ist Schlittschuhlaufen, er hat zu Weihnachten ein Paar geschenkt bekommen, die er, da die Kälte streng und anhaltend ist, auch zu benutzen Gelegenheit findet. Er ist fleissig, nimmt auch an Kenntnissen sichtbar zu; indessen will ihm das Fertigmachen noch immer nicht gelingen, und wir haben hier zu wenig eigentliche Kenntnisse von der technischen Fertigkeit, um beurtheilen zu können, ob die Schuld an ihm selber oder an Zufälligkeiten liegt. Mit seinem Bilde für die Kirche zu Heiligenstadt ist ihm ein Unglück mit Farben begegnet, es steht also unfertig da; ebenso mit seinen angefangenen Portraits: sein eigenes ist eben so wenig fertig als das der Marianne Saaling und der Nina. Indessen fährt er fort, in einer andern Art Glück zu haben. Er hatte bei einer Gelegenheit Veranlassung, die beiden Kinder der Gräfin Zichy zu malen, blos zwei ganz kleine Köpfchen in Wasserfarben. Sie sind ihm gut gelungen; darauf hat die Mutter selber Lust bekommen, sich von ihm malen zu lassen, und er hat es übernommen. Gott helfe ihm! Sie ist eine der schönsten Frauen, die man sehen kann, sie hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der *Madonna della sedia* von Raphael. Er malt sie in Lebensgrösse, Kniestück, auf einem Hintergrund von Architektur und einer dunkelrothen seidnen Gardine. Sie hat ein schwarzsammtnes Kleid an, um Brust und bis tief an die Hände geschlossen, einen weissen Spitzenkragen und eine goldne schwere Kette um die Brust, mit welcher sie zu spielen scheint. Das Bild ist gut angelegt, allein ich gestehe es aufrichtig, ich zittre vor der Vollendung. Es wird ihm zwar nicht bezahlt, aber es kann ihm doch auf manche Art Vortheil bringen, wenn er es glücklich vollendet. Er giebt sich Mühe und

sorgt sich bei diesem Bilde ganz blass und mager; wenn er es nur nicht durch irgend eine plötzliche Unbesonnenheit verdirbt! Ueber die Schlechtigkeit der Farben hier klagt er sehr, auch der Maler Koch klagt sehr darüber, sonst würde man es dem Philipp allein kaum glauben. Die blaue Farbe, die, wie Du mir neulich schriebst, Philipp bezahlen sollte, ist schon bezahlt und Du bist mir nichts dafür schuldig; ich bitte Dich dafür, so oft Du nach der Peterskirche gehest, auf dem Grabe des Apostels ein Vaterunser für Deine Mutter zu beten um Verzeihung ihrer Sünden und um eine selige Sterbestunde. — Künftigen Monat wird nun Eggers doch wohl seine italienische Reise antreten; wenn es nur irgend möglich ist, so gebe ich ihm wieder etwas für Dich mit. — Lebe wohl, geliebter Johannes, „und der Friede Gottes, der alle Vernunft übersteigt, bewahre eure Herzen und euern Verstand in Christo Jesu.“ Unsre geistlichen Freunde, sowie alle andern Freunde und Bekannte erinnern sich Deiner mit Liebe und grüssen Dich. Friedrich und Philipp grüssen Dich herzlich und brüderlich. Ich umarme Dich von Herzen.

Deine Mutter.

Ich freue mich, liebster Johann, immer so gute Nachrichten von Ihnen zu hören, und bitte Sie, folgenden kleinen Auftrag an Platner zu übernehmen. Er soll mir ja so bald als möglich den Aufsatz über Schick senden. Ich warte mit rechter Sehnsucht darauf. Auch der Aufsatz gegen die ausschliessende Richtung mancher jetzigen Künstler auf den altdeutschen Styl, etwa in Briefform an mich gerichtet, soll mir willkommen sein. Es giebt mir denn wohl Gelegenheit, über die Sache selbst auch meine Meinung zu sagen. — Der Aufsatz über die Sixtinische Capelle wird mir gleichfalls willkommen sein. Von Platners Schwager, Herrn Keller, habe ich kürzlich ein starkes Paket mit zwei dramatischen Gedichten erhalten. Ich hatte eigentlich nicht sowohl Originalgedichte, für die das

‚Museum' zunächst nicht bestimmt ist, sondern altdeutsche Beiträge erwartet. Indessen waren mir auch jene an sich interessant. Doch kann das eine, ‚Karl der Kühne' [1]), wie er leicht selbst einsehen wird, jetzt nicht gedruckt werden, hier und in Deutschland nicht. Für die Latina werde ich Sorge tragen. — Bei Herrn Platner entschuldigen Sie mich, dass ich nicht selbst schreibe, da ich ganz unsäglich mit Arbeiten und Geschäften überhäuft bin. Sagen Sie ihm auch, dass ich bei den schlechten Zeiten ihm vor's erste wirklich nicht mehr als 2 Ducaten Honorar versprechen kann. — Sie übernehmen gewiss diesen kleinen Auftrag für mich. An Maler Müller schreibe ich nächstens selbst. Leben Sie wohl. Friedrich.

218.

Dorothea an A. Wilhelm Schlegel in Stockholm.

W[ien], 12. Januar 1813.

Seien Sie mir in dieses neue Jahr schönstens und bestens gegrüsst, liebster Wilhelm! Möchte es doch sein Versprechen halten, welches es uns zwar kalt und blutig, dennoch hoffnungsvoll in seinem Anfang gab, so wäre uns ja wohl allen geholfen. — Es will mir gar nicht in den Kopf, dass ich so weit weg, über Meer an Sie schreiben soll; es ist mir, als schriebe ich nach einer andern Welt. Ich habe erst eine Weile vor Ihrer Büste gestanden, um es mir etwas bekannter werden zu lassen, dass ich an Sie schreibe. Sie stehen da recht herrlich, in einem zierlichen Glaskasten, mitten unter uns und sehen so täuschend ähnlich, so sprechend aus, dass wir jeden Augenblick warten, dass Sie etwas sagen werden. Das ist aber auch

1) Im 1. Bd. der Vaterländischen Schauspiele von Heinrich Keller. Zürich 1813. Vgl. Goedeke, Grundriss 3, 158.

die einzige Unähnlichkeit dieser Büste mit Ihnen, lieber Bruder, dass sie so stumm ist und mit alle ihrem geistreichen und liebenswürdigen Aussehen und Ansehen uns ganz und gar nichts zu sagen weiss. Dennoch ist sie uns eine recht angenehme, recht tröstliche Gegenwart mit ihrer theilnehmenden Miene, und ich danke Ihnen und dem Künstler sehr dafür.

Wir haben einen Brief gesehen, den Ihre Reisegefährtin aus dem Orte ihres jetzigen Aufenthaltes hergeschrieben hat [1]). Er klang wie ein Ruf aus einer bessern Welt zu uns armen Zurückgebliebenen herüber, als ob sie vom seligmachenden Lethe getrunken und alle verwirrenden Missverhältnisse und allen Unsinn des Hierseits rein vergessen hätte. Ja ja, es kann noch wohl mancher Regen und mancher Sonnenschein bei uns wechseln, bevor diese Sprache an der Tagesordnung scheint. Friedrich und mir aber war dieser Ton Musik; es ist eine herrliche Bestätigung der Hoffnungen, die wir von dort her haben. Möchten wir doch das Wohlgelingen dieser Hoffnungen erleben!

Ihnen geht es also in allen Stücken gut, ausgenommen in einem Stück; uns hier geht es, dieses eine Stück ausgenommen, in allem übrigen ziemlich schlecht. Wer ist nun zu beklagen, wer zu beneiden? — Das ‚Museum' hat seinen ersten Jahrgang glücklich durchgebracht und Ihrem Wunsch gemäss den zweiten angefangen. Gern gestehe ich Ihnen aber, dass, wenn ich durch mein Zureden etwas beigetragen habe, dass es fortgesetzt wird, es einzig und allein in Rücksicht auf Ihren Wunsch geschah und in der Hoffnung, dass Sie bald zurückkehren und thätigen Antheil daran nehmen werden. Für unsern Friedrich, glaube ich, ist ein solches immer wiederkehrendes regelmässiges

1) Brief von Frau v. Staël an Gentz. Vgl. Fr. Schlegel's Brief vom 16. Januar 1813 in A. W. Schlegel's Briefwechsel 24 d auf der Dresdener Bibliothek.

Geschäft, wie die Redaction einer Zeitschrift, nicht eben gemacht, und der vielfältige, einmal nicht auszuweichende Verdruss bei einem solchen Geschäft, wo man mit so vielen, natürlich grösstentheils eigennützigen und beschränkten Menschen zu thun haben muss, zerstört seinen ganzen Frieden. Auch ist es nicht seine Sache, wie Sie wohl wissen, zur bestimmten gehörigen Zeit eine Arbeit wirklich vollendet zu haben. Kurz, dieses ‚Museum' nimmt seine ganze Zeit in Beschlag und so viel bringt es ja bei weitem nicht ein. Mit rechtem Schmerz und oft — bei der so nahe liegenden Betrachtung über den schnellen Flug der Zeit — mit rechter Herzensangst sehe ich alle seine angefangenen, theils besprochne, theils beabsichtigte Werke weit, weit zurückgeschoben. Das ist das ‚Museum' nicht werth, besonders da wirklich ausser Ihren und Friedrichs Arbeiten nicht gar viel besonders von andern darin steht; und bei alledem, dass es meistens nur mittelmässige Produkte sind, ist es doch die strengste Auswahl. Sie würden lachen und doch sich wieder betrüben müssen, wenn Sie das Zeugs sähen, das man einzurücken zumuthet.

Recht ein Zeichen der Zeit ist es auch, dass man Friedrich hier zu nichts braucht, dass man so gar nichts mit ihm anzufangen weiss. Wessen Schuld es ist, das weiss ich nicht. So viel ist gewiss, dass alles, was man Ihnen bei Ihrem Hiersein für schöne Redensarten darüber an den Tag gelegt hatte, bloses leeres Geschwätz ist. Man denkt nicht an ihn. — Für Adam Müller geschieht hier sehr viel vom Erzherzog Maximilian. Er hat ihn jetzt unter seinem Schutz eine Erziehungsanstalt für junge Edelleute anlegen lassen, bei welchem für's erste die Finanzen sich sehr gut befinden, das Uebrige wird sich auch wohl finden. Müller hat eine Anzahl subalterner Lehrer aller Art dabei angestellt. Friedrich mit hineinzuziehen, das hat er bleiben lassen. Anfangs ärgerte uns das, im Grunde aber können wir froh darüber sein. Er

hat mit vielen Neidern und Widersachern aller Art zu kämpfen. Wer weiss, ob die Anstalt wirklich sich befestigt.

Meine beiden jungen Freundinnen, Nina und Franziska[1], sprechen von niemand so gern und hören von niemand lieber als vom Bruder Wilhelm. So schreibt auch die Schwester in Paris keinen Brief, in welchem dieser Bruder und seine Angelegenheit nicht einen grossen Platz einnehmen. Wenn Sie sich also immer noch beklagen, nicht geliebt zu werden, so können Sie doch nicht sagen, dass es nicht in der Entfernung geschieht, und einer solchen Liebe können doch gewiss wenige Männer sich rühmen.

Der junge Körner aus Dresden ist k. k. Hoftheaterdichter geworden. Das wird nun wohl so viel heissen, als er wird früher noch, als sonst geschehen wäre, recht sanft wieder eindämmern in die allerkotzebueschte Gewöhnlichkeit. Ohne diese Fortune, die er wohl seiner Handfertigkeit und seinem familiären Umgang mit den Schauspielern verdankt, hätte er sich vielleicht doch noch um einige Stufen höher bringen können. Dies wäre ein vortreffliches Amt für einen ausgemachten Dichter gewesen, der sich des Theaters hätte annehmen wollen; für einen jungen Menschen wie Körner ist es aber gradezu ein Verderb, ohne dass die Bühne etwas dabei gewinnen wird. Er überschwemmt jetzt das Theater mit Dramen aller Art, die bei ihm wie Pilze aufschiessen, in welchen, er mag nun sein Thema aus der Geschichte oder aus der Conversation, aus der Phantasie oder aus der Zeitung nehmen, ihm nichts deutlich vorschwebt als die Katastrophe, die manchmal eine wahre Explosion ist, wie in seinem ‚Zriny', wo alles in die Luft gesprengt wird. Die drei, vier oder auch fünf Acte vorher sind nichts als Zubereitungen zu einem solchen Feuerwerk. In Wien heisst er allgemein „der zweite

1) Caspers.

Schiller." Sie meinen ihn damit sehr zu ehren, eigentlich aber geben sie ihm diesen Beinamen, weil ihnen Schiller ganz natürlich bei diesen Dramen einfallen muss, da er aus lauter Reminiscenzen von Schiller besteht. Auch liest er nichts als Schiller und kennt ausser Kotzebue keinen andern Dichter als höchstens Werner, den er sehr beneidet um gewisse Grauslichkeiten, die ihm noch immer nicht so recht gelingen wollen.

Wir haben ‚den vierundzwanzigsten Februar' [1]) gelesen und Ihrer fleissig dabei gedacht, wie Sie den Kurt wohl mögen dargestellt haben. Meiner Meinung nach ist das wohl von Werner das vollendetste Werk, aber leugnen kann ich nicht: Er ist mein Dichter nicht, nach diesem Werk weniger als je. Nie habe ich mich gegen jemand, der in der That ein Dichter ist, so feindlich gestimmt gefühlt; er ist meine ganze Antipathie. Es ist kein Leben, kein warmer Hauch, keine Natur, kein Glauben und kein Gefühl, keine andre Bewegung, als die man bei einem todten Frosch noch durch den Galvanismus hervorzuckt. Es ist die Sünde und die kalte, kalte Hölle! Pfui! — Das ganze schreckliche, unabwendbare Schicksal der Griechen ist sanft und tröstlich dagegen, weil man es bei jenen wohl fühlt, dass dieser Aberglaube bei ihnen wirklich Glaube war, und wo nur der ist, da hat auch jedes Verhängniss etwas beruhigendes, heilendes. Aber bei Werner ist es weder Glaube noch Aberglaube, sondern kaltes beobachtendes convulsivisches Nichts, der lähmende, starrende Tod im Innersten. Hätte er wenigstens diesen Stoff in eine Ballade oder Romanze gebracht — die Vergangenheit wird durch die Gegenwart des Erzählenden gemildert — aber diese Greuel so zu vergegenwärtigen, wie gefühllos, welch ein Scheusal! — Er ist jetzt in der That und wie man sagt, ernstlich zur katholischen Kirche überge-

1) Trauerspiel von Zach. Werner.

gangen [1]. Ist dem so, dann habe ich Hoffnung für ihn, dass ihm der Sinn für die Schönheit aufgehen wird, der ihm jetzt sehr fern zu sein scheint; dann wird er diese Missgeburten aber gewiss ebenso verabscheuen wie ich. Wie konnte sich Ihr schönes Herz entschliessen, in einem solchen Stück eine Rolle zu übernehmen!

Dagegen lebt jetzt ein andrer Freund von Ihnen auf, der alte Pellegrin [2], Ihr Schüler und wahrhafter Verehrer Fouqué. Dieser schreibt ganz treffliche Sachen. Er hat jetzt einen Ritterroman geschrieben, ‚der Zauberring', und nun kann man sagen, dass die Deutschen einen Roman haben, den man den besten andrer Nationen an die Seite setzen kann. In seinen ‚Jahrszeiten' [3] sind auch ganz unvergleichliche Märchen und Novellen von ihm. Dabei ist er so wahrhaft, so liebend und treugesinnt. Es ist ein rechter Meister, und wir mögen uns Glück zu ihm wünschen. Seine Frau schreibt auch vieles, manches recht gute; sie selber aber ist mir nicht so lieb als ihr Gemahl. Sie rühmt sich in einem Briefe an Friedrich, dass Sie sehr leicht von der Freundin sich bestechen liessen. Ei, ei! was man nicht alles erfährt!

Ferner haben wir Goethe's zweiten Theil seiner ‚Dichtung und Wahrheit.' Es ist in diesem zweiten Theil mehr Reichthum als in dem ersten; es will einem aber doch nicht klar daraus werden, woher denn nun der ausgezeichnete Mann, der Dichter seines Volks daraus hat entstehen können. Am Ende glaube ich doch, dass er diese ganze Form blos braucht, um manches zu sagen, was ihm zu sagen bequem ist: das Beste aber verschweigt

1) Nach Rosenthal 1, 182 bereits am 19. April 1810.

2) Fouqué veröffentlichte seine ersten Dichtungen unter dem Namen Pellegrin.

3) eine Vierteljahrsschrift für romantische Dichtungen. Berlin 1811—1814.

er dennoch. Aus diesen meistens läppischen Geschichtchen kann ich mir seine Entstehung nicht zusammen setzen.

Was sagen Sie aber zu allem, was wir hören und sehen? Dass Ihr Gedicht auf die Schnellfüssigen[1]) witzig ist, das sahen wir; dass es aber auch prophetisch sein würde, wäre uns wohl nicht eingefallen: bis auf den Reim auf Wind ist alles eingetroffen! Bei dem Helden selber hätten Sie auch den Reim Mäuse noch benutzen können; man erzählt sich Wunderdinge darüber. Wäre mein Herz nicht von Mitleid und Theilnahme über die armen zusammengetriebenen, gemissbrauchten Muttersöhne wund, ich würde den ganzen Tag Te Deum singen. Ja lasst uns loben den, der zu den Wellen des Meeres sagt: Bis hierher und nicht weiter! und der das Böse in gutes umzuschaffen vermag für alle, die mitwirkend es zum ewigen Heil verwenden.

Leben Sie wohl, liebster Bruder! Möchten wir Sie bald wieder sehen. Philipp ist fleissig; er malt die schönsten Frauen der Stadt, jetzt eine Gräfin Julie Zichy, die Sie vielleicht gesehen haben, eine königliche Grazie wie *Madonna della sedia.* Es ist ein glücklicher Schelm; er empfiehlt sich Ihnen bestens und ich von ganzem Herzen. Empfehlen Sie mich der Fr. v. St[aël].

219.

Dorothea an Varnhagen v. Ense in Berlin.

W[ien], 23. Februar [18]13.

Wird dieser Brief Sie noch in Berlin antreffen? Werden Sie überhaupt dort bleiben? Wir hören Wunderdinge von der Stimmung und den Absichten dort und können uns, die wir den Winter 1808 und 9 hier gesehen, nicht

1) Meines Wissens nicht veröffentlicht.

gut denken, dass Sie oder sonst ein Gleichgesinnter nicht thätigen Antheil nehmen wird. Aber freilich sieht alles in der Ferne anders aus, besonders von hier aus gesehen, wo man wie eingesperrt seufzen muss. — Ueber die Schande und Ehre Preussens, worüber Sie so seufzen, denke ich etwas anders als Sie, und das liegt wiederum in der grossen Verschiedenheit unsrer Ansichten, insofern ich eine Christin mich zu sein erfreue, und Sie noch in traurigem Heidenthum befangen sind. Nicht die Strafe ist Schande und nicht die Busse, vielweniger noch die mit Aufopferung und Selbstüberwindung errungene Besserung, sondern die Sünde allein. Damals als unsre Landsleute und Herrscher im Uebermuth des schlecht erworbenen Besitzes und der triumphirenden Sicherheit sich ihrer Herrlichkeit, Macht und Grösse erfreuten, damals als sie den Fluch der betrogenen und verlassenen Verbündeten auf sich geladen hatten, damals war die Zeit der tiefsten Schande nach unsrer Ansicht, jetzt ist alles das überwunden, gebüsst und ganz vorüber und kömmt wohl nie wieder. Und im Grunde ist es wirklich kein Unglück, was sie jetzt erfahren; es war vielmehr nach allem, was vorgegangen, ein zu starkes Selbstgefühl, zu glauben, dass man da allein sich frei machen würde können. Deutschlands Stamm ist ausgeschlagen, die Zweige liegen zerstreut und einzeln umher und müssen auf einen frischen Stamm geimpft werden, wenn sie nicht untergehen sollen. Umsonst hofft man, dass sie von selber Wurzel fassen können. Ist es nun nicht besser, man wird auf eine recht starke Kerneiche geimpft als auf jenen halb verschimmelten Lorbeer — der Raub der Köche und Zierde der Komödianten?

Wie schmerzlich Wil[lisen] sein Unglück [1]) uns ist, können Sie denken, besonders jetzt, da sein Chef, der

1) Dessen Verhaftung in Westphalen durch die Franzosen. Varnhagen, Denkw. 3, 247.

sich seiner mit recht thätiger Liebe angenommen hatte, nach Böhmen versetzt und einigermassen, wie man sagt, degradirt ist, nichts mehr für ihn thun kann. Man erzählte sich hier, er sei wegen Briefen arretirt, die man von seiner Hand bei Gruner in Prag gefunden, worin inniger Zusammenhang mit einem geheimen Bunde &c. Ist dem wirklich so? Nicht allein wegen unsers Freundes thut es uns weh, den Chef nicht mehr am Ruder zu sehen. Denken Sie selber, welche Massregeln und welches System setzt es voraus, wenn man einen Mann von diesen Gesinnungen auf die Seite schiebt! Glauben Sie mir, die mit uns Gleichgesinnten sind jetzt hier sehr unglücklich. Wir wünschen jetzt sehr, sehr, zu sein, nicht wo der Pfeffer wächst, und nicht wo die Orangen blühen, sondern wo die Kartoffeln wachsen. Wir fürchten, die rechte Bestialität wird sich hier erst recht offenbaren.

Die Biographie des Grafen von der Lippe[1]) soll mit offnen Armen empfangen und unter den möglichst ehrenvollsten Bedingungen befördert werden. Wie arm man aber ist, und wie schlecht die Buchhändler zahlen, das müssen Sie aber ja nicht auf die Schuld des Redactors schieben; er ist voll der freundlichsten Gesinnung gegen Sie und wird das Möglichste thun. Die Recension von den Gedichten würde er auch mit Vergnügen aufnehmen, obgleich er nicht diese Gedichte und den Dichter so wenig als den Herausgeber kennt, aber der Raum im ‚Museum‘ ist gar sehr beschränkt. Wollen Sie aber diese Recension der hiesigen ‚Litteratur-Zeitung‘ geben, so schicken Sie sie nur mit, wir werden sie dann an die Redaction besorgen. Mit den Bedingungen — ich kenne sie nicht genau — werden sie leicht mehr zufrieden sein können als mit denen des ‚Museums.‘

1) ‚Graf Wilhelm zur Lippe‘ in Varnhagen's Biograph. Denkmalen 2 A. 1, 1—101.

Ich wundere mich nicht im geringsten über die Lauigkeit der Welt gegen alle Litteratur. Wer sein Haus brennen sieht, der hat keine Zeit, Feste anzustellen. — Was fällt Ihnen ein, sich nicht mit der Herz zu vertragen! Sie ist eine so gute Frau. Aber freilich klatschen wir gern. Mir hat sie indessen nichts von Ihnen geschrieben, als da ich ihr Grüsse für Sie auftrug, schrieb sie mir, sie sähe Sie gar nicht. Sie müssen ihr doch etwas zu Leide gethan haben. — Der persönliche Umgang mit der Frau von Fouqué mag leicht liebenswürdiger und anziehender sein als der ihres Gemahls; darüber gebe ich Ihnen so viel zu, als Sie wollen, aber was das betrifft, dass auch ihre Schriften vortrefflicher sein sollen, da mus i Ihnen bitten; da bin ich doch die gehorsame Dienerin der vortrefflichen Frau. Einen Roman wie ‚der Zauberring', ein Märchen wie ‚Undine' schreibt sie wohl nicht; sie hat weder eine so reiche Phantasie, noch eine solche Gabe der Erfindung, noch so viel Haltung, Reife und Vollendung, noch — ein so liebendes schönes Gemüth; kurzum, sie ist keine solche Dichterin, als er ein Dichter ist. Aber noch einmal, das nimmt ihren grösseren Vorzügen im Leben nichts. Es ist mir lieb, sie nicht persönlich zu kennen. Seit Goethe's persönlicher Bekanntschaft wird mir immer etwas bange, wenn ich einen Dichter oder eine Schriftstellerin soll kennen lernen. — Schreiben Sie doch meiner Schwester in Paris; sie erkundigt sich recht angelegentlich nach Ihnen. Tausend schwesterliche Grüsse an Rahel — und verzeihen Sie mein eiliges Schreiben; ich bin im Begriff, zu Humboldt zu gehen, deren Geburtstag heut ist, und will ihr diesen Brief mitnehmen. Möchten wir bald die Bestätigung alles des Guten und Rechten vernehmen, was wir von Ihnen her hoffen und erwarten, und möchte dieses Beispiel dann die todten Herzen entzünden! Friedrich grüsst Sie freundlichst.

220.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, den 24. Februar 1813.

Deine Briefe enthalten für mich jedesmal so viel Trost, dass ich darüber alle Sorgen vergessen muss. Besonders war ich in der letzten Zeit besorgt, Deine Mildthätigkeit zur unrechten Zeit in Anspruch genommen zu haben. Gott wird Dir Deine edle Gesinnung in reichstem Masse vergelten. Mein Freund Wintergerst, welchem Deine Unterstützung nicht nur eine Hülfe in der Noth, sondern auch noch das Glück verschafft hat, einige Monate in Rom zu sein, ist vergangenen Sonnabend aus unserem Kreise geschieden. Wir haben ihn mit einer grossen Anzahl Freunde eine Strecke über Ponte Molle vor Porta del Popolo begleitet und dort mit inniger Rührung von einander Abschied genommen. Von allen seinen hiesigen Freunden ist keiner, dem sein vortreffliches Betragen nicht Liebe und Achtung eingeflösst hätte, und es wird mir gewiss ewig eine Freude bleiben, etwas für ihn gethan zu haben. Er reist mit einem andern Maler und ebenfalls sehr intimen Freunde, namens Xeller, und da sie ganz denselben Weg nehmen, auf welchem auch ich nach Florenz zu kommen gedachte, nämlich über Orvieto, Assisi und Perugia, so war ich in grosser Versuchung, mit ihnen zu reisen. Meine Gesundheit hat sich indess verbessert, und deswegen fand ich keinen besonders bedeutenden Grund, mich mit der Reise zu übereilen, um so mehr, da ich noch Deine Antwort erwartete und mehrere Arbeiten hier zu vollenden wünschte. Auch würde es mir, im Fall dass ich in Gesellschaft reisen wollte, nicht daran fehlen, denn mein zweiter Hausgenosse, Columbo, macht dieselbe Reise im Mai, und da er selbst ein geborner Italiener ist, so würde mir seine Gesellschaft in vieler Rücksicht an-

genehm sein. Am liebsten wäre ich wohl mit meinem Overbeck gereist, welcher mir ein wahrer Mentor sein würde; leider halten ihn jetzt aber seine Umstände ab, eine solche Reise zu machen. — —

Ich arbeite jetzt eine Aufgabe für die Mutter aus, welche sie bei mir für Tante Jette in Paris bestellt hat. Es wird ein symbolisches Gemälde: die Madonna mit dem Kinde in Umgebung von sechs Heiligen, in einer Glorie von Engeln. Es wäre mir sehr angenehm, wenn Du mir auch etwas aufgeben wolltest, entweder aus dem alten oder neuen Testament, einen Lieblingsgegenstand von Dir! Ich würde es dann mit doppeltem Vergnügen machen, wenn ich wüsste, dass Dich der Gegenstand besonders interessirt. Auch bitte ich Dich, die Herz dabei zu Rathe zu ziehen, für die ich alsdann mitarbeiten will. Mein Portrait erhältst Du gewiss bald; ich will es nicht unvollendet hier zurücklassen. — Neben meinen häuslichen Arbeiten zeichne ich an hellen Tagen in der Kirche Ara Coeli Köpfe und einzelne Partien nach Pinturicchio, ein Zeitgenosse Rafael's, welcher das Verdienst hat, die Natur mit ausserordentlicher Treue und Einfalt dargestellt zu haben. — —

221.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Wien, 3. März 1813.

Ich zweifle nicht, dass Du Dir längst wirst erwartet haben, was ich Dir jetzt schreiben werde, den Entschluss nämlich, mich nicht von den meisten und besten deutschen Jünglingen abzusondern und mit ihnen eine Zeitlang meine Kraft für das Wohl des Vaterlandes zu benutzen. Fragst Du nach der Nothwendigkeit dieses Entschlusses, so ver-

sichre ich Dich, dass, wenn ich auch körperlich noch nicht dazu gezwungen bin, mein Geist doch so sehr damit beschäftigt ist, dass ich die ganze Zeit über doch für meine Kunst verloren wäre, und ich mir es zeitlebens zum Vorwurfe machen würde, wenn ich diese Gelegenheit versäumt hätte — nicht zu gedenken, dass man über kurz oder lang doch auf irgend eine Art dazu genöthigt sein wird, da man dort die Sache mit grosser Strenge und Ernst betreibt; und dass ich immer lieber früher zu den Freiwilligen gehöre als später zu den Gezwungenen, das kannst Du Dir leicht denken. Verzeih, dass ich Dir über einen so wichtigen Schritt so lakonisch schreibe; die Zeit drängt mich, indem ein Freund, der den Brief mitnimmt, schon darauf wartet; ich habe übrigens dem Joseph ausführlich hiervon geschrieben und er wird zweifelsohne mit Dir darüber reden. Auf alle Fälle verspreche ich Dir nichts zu unternehmen, bevor Du mir nicht geantwortet; deswegen bitte ich Dich aber auch, dies so bald als möglich zu thun, weil ich doch natürlich nicht gern der letzte sein möchte. Der Himmel erhalte Dich und mache Dich meinem Vorsatze günstig.

222.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 8. März 1813.

Diesen Brief nehmen Reisende mit, es sind zwei Dänen, einer Professor Kruse, der andere ein Offizier, Oldeland. Gebe Gott, dass sie Dich gesund und zufrieden antreffen! — Lass Dir von diesen Reisenden doch ja erzählen, wie es jetzt um die Welt steht, denn bis zu Dir kommen sonst die öffentlichen Nachrichten wohl schwerlich nach der Wahrheit! Das Reich des Bösen scheint seinem Ende nahe. Wie die französische Armee zerstört

ist, das lass Dir von den Reisenden erzählen, von mir höre nur, dass ganz Deutschland aufsteht. Es sind bedeutende Unruhen in Hamburg, am Niederrhein und im ganzen Norden. Die Russen stehen vor Berlin, vor Dresden, wir erwarten jeden Augenblick zu hören, dass sie Danzig und Magdeburg genommen haben. Der König von Preussen hat sich, sowie die Russen nach Königsberg kamen, nach Breslau gezogen, von dort hat er einen Aufruf an die Preussen erlassen, sich zu bewaffnen; es ist ein vortreffliches Reglement, oder vielmehr mehrere vortreffliche Reglements und Proclamationen, dort erschienen für die Bewaffnungen. Der Eifer ist ganz allgemein, aus Berlin allein sind 12000 bewaffnete junge Leute nach Breslau. Der König soll am 2. März eine Convention mit Russland abgeschlossen haben; dies ist aber vor der Hand nur Privatnachricht, man kann sie aber jeden Tag erwarten, denn Preussen muss sich jetzt gegen Frankreich erklären. Indessen ist Berlin jetzt in grosser Gefahr, der Ueberrest der französischen Armee verlässt es nicht gutwillig; am 20. bis zum 23. Februar waren immer Gefechte mit den eindringenden Russen, sogar in der Stadt selbst. Am 26. waren sie noch in Berlin, können sich aber auf keinen Fall gegen das Gros der russischen Armee, das im Anmarsch ist, halten; wir erwarten stündlich die Nachricht, dass sie Berlin geräumt haben. Seit länger als 14 Tagen hatten wir keine Nachrichten, noch Briefe von dorther, die Posten bleiben ganz aus. Gestern endlich kam die Post an und brachte diese Nachricht bis zum 26. Februar. Briefe habe ich aber doch nicht erhalten, weder von Vater, noch von Deinem Onkel, der mir doch zu schreiben versprach. Ich kann Dich heute von nichts unterhalten als darüber, denn wir denken und thun gar nichts andres. Unser Gram dabei ist, dass Oesterreich jetzt nichts thun kann oder nicht will — das gilt im Grunde gleich; genug, es geschieht nichts und wir müssen zusehen, wie wir zu

Grunde gehen, während unsere Thätigkeit doch ein so grosses Gewicht wäre.

Nun komme ich aber auf einen Punkt, von dem zu schreiben mir schwer wird. Philipp nämlich ist entschlossen, auch nach Breslau zu gehen und Dienste zu nehmen, und wir können und dürfen ihn nicht zurückhalten, denn alles strömt von hier hin und er kann sich nicht ausschliessen bei dieser allgemeinen Massregel; überdies ist der Aufruf so abgefasst, dass man sich gar nicht davon ausschliessen darf. Wir haben nach Berlin geschrieben um Geld zur Equipirung, sobald dieses ankömmt, will er fort. Schlegel ist gesonnen, ihn bis Breslau zu begleiten, um selbst zu sehen und die erste Zeit für seinen Eintritt zu sorgen. Ich enthalte mich aller Raisonnements und aller Ausbrüche des Gefühls, ich bin zu voll, zu innerlich beschäftigt, um das zu können. Von Dir aber hoffe ich, lieber Johann, dass Du mich recht bald etwas von Dir hören lässt, dass Du aber übrigens jetzt Ruhe genug in Deinem Gemüthe wirst gesammelt haben, um Dich für's erste noch ganz ruhig zu verhalten. Gott weiss, wie lange das möglich sein wird, ob nicht Italien auch bald im Sturm mitgezogen werden muss! Schreibe mir ja, aber ja nicht mit der Post, sondern durch Reisende, wie es dort steht, und ob Du Dich überhaupt um die öffentlichen Angelegenheiten bekümmerst, oder ob Du es für Dich rathsamer findest, Dich ganz entfernt davon zu verhalten. Ich bereue es, dass ich Dir darüber schrieb, es stört vielleicht Deine Ruhe, und doch ist es mir ganz unmöglich, Dir nichts darüber zu schreiben. Ich habe nie mehr gewünscht, dass Du wieder bei uns wärest, als jetzt, und doch wünsche ich so sehr, dass Du ungestört Deiner Kunst nachhingest. Philipp ist, bis das Geld von Berlin kömmt, ungestört und ganz ruhig fleissig an dem Portrait der Gräfin Zichy. Es ist sein erstes Bild, das rasch hintereinander gemalt und bis jetzt ohne Unfall fertig wird.

Du weisst, dass Dein Onkel Joseph hier war. Diesen habe ich nun gebeten, mir das kleine Erbtheil, was auf meinen Antheil kömmt durch meiner Mutter Tode, auszahlen zu lassen, davon will ich Philipp equipiren und reisen lassen; denn ich will es vermeiden, so lange es möglich ist, dem Vater diese Unkosten zu verursachen, der ohnehin jetzt Ausgaben und Schaden genug haben wird. Wenn Du also vielleicht länger keinen Brief vom Vater gehabt hast, so darfst Du deshalb nicht um ihn persönlich unruhig sein. Die Posten aus Berlin sind wahrscheinlich eben so wohl nach Italien als hierher unterbrochen.

Dem Concordat [1]), so wie es uns ist mitgetheilt worden, musst Du ja keinen Glauben beimessen. Wie diese ganze Geschichte mit dem heiligen Vater zusammenhängt, wissen wir freilich nicht; es scheint aber ein solches Gewebe von Lügen nnd Greueln zu sein, dass man am besten thut, seine Meinung darüber völlig zu suspendiren, bis die Wahrheit an den Tag kommt, die nie auf immer verloren geht. Sag das auch an Werner, wenn Du ihn siehst und wen Du sonst etwa sprechen magst, dem es darauf ankommt, was es mit diesem Concordate für eine Bewandtniss habe. Ist Overbeck mit Dir in Florenz? Eckstein hat geschrieben, dass er zu Ostern wieder herkommen wird; er hat uns sein Trauerspiel [2]) geschickt, das er hat drucken lassen. Er hat es an Friedrich zugeeignet, dies verhindert aber nicht, dass es der ungeschickteste und unschicklichste Unsinn ist, der in dieser verhängnissreichen Zeit erscheinen konnte. Delmar hat mir von Rom aus geschrieben und mir zu meinem Namenstage gratulirt; das finde ich überraschend artig und galant

1) Zwischen Pius VII. und Napoleon am 25. Januar 1813 in Fontainebleau abgeschlossen und vom Papst, nachdem Napoleon den Entwurf gegen das gegebene Versprechen einseitig bekannt gemacht, am 24. März widerrufen.

2) ‚Der Kampf um Pisa.‘ Heidelberg 1813.

von ihm. Wenn ich noch Zeit finde, so will ich ihm antworten und Dir den Brief zur Besorgung empfehlen, weil die angegebene Adresse nicht bestimmt genug zu sein scheint. Du wirst ja wohl Bekannte in Rom haben, die den Brief besorgen werden. Hast Du denn Eggers nicht gesehen? man hört gar nichts von ihm, doch hat er uns zu schreiben versprochen. Theil' ihm doch die Nachrichten mit über die politischen Gegenstände! — Wenn Du ihn siehst, so sage ihm auch, sein Bild von der Gräfin Zichy gefiele allgemein; der alte Fürst Lichnowsky lässt es sich jetzt in Emaille auf einer Dose copiren; doch musst Du ihm auch sagen, dass leider die Farben nicht zu halten scheinen und — sei es der goldene Rahmen oder sonst etwas — sie sähe aber ganz blass aus. Lebe wohl, guter lieber Johann, und denke, dass ich hier sehr peinlich auf Nachrichten von Dir warte. Am 2. März haben wir hier liebevoll Deines Geburtstages gedacht und Deine Gesundheit getrunken. Friedrich, Pater Hofbauer und Martin, Pilat's, Frau von Humboldt, Czerny's gedenken Deiner und grüssen Dich; ich sehe nie einen von diesen Freunden, dass sie mich nicht nach Dir fragen und über Dein Stillschweigen erstaunen. Sieh zu, dass Du Dich den beiden jungen Dänen gefällig zeigen kannst, es sind sehr liebenswürdige Leute.

Soeben erfahren wir, dass am 28. Februar die Franzosen noch in Berlin waren, die Kosaken aber die Stadt umzingelten, so dass jene doch bald werden abziehen müssen.

[Nachschrift von Philipp.] Die Mutter wird Dir geschrieben haben, welchen Entschluss ich gefasst habe, lieber Bruder; ich bin überzeugt, dass Du ihn billigen wirst, wenn Du bedenkst, welche grosse Gelegenheit sich darbeut, der guten Sache zu nützen, und was man dieser nicht alles aufopfern müsse. Zwar ist es ein gewaltiger Sprung von unsrer höchst friedfertigen Kunst zu jener

kriegerischen, ich denke aber, wenn es der Himmel zulässt, immer wieder zu ihr zurückzukehren; auch hätte ich doch nicht die gehörige zum Malen nothwendige Ruhe. Sobald ein Portrait fertig ist, was ich hier male, und dies kann etwa in 14 Tagen sein, so reise ich ab. Lebe recht wohl, es ist mir unmöglich, Dir mehr zu schreiben, die Zeit drängt mich so, dass jede Minute berechnet ist; behalte mich lieb und schliess mich in Dein Gebet ein.

Bruder P.

Da die Mutter meinen Gruss mit dem aller andern in ein Bündel zu nehmen für gut gefunden hat, so will ich ihn hier noch besonders selbst ausrichten. Von den Heften des ‚Museums', welche die Dänen mitbringen, lesen Sie, was Ihnen Freude macht, und theilen sie dann auch den andern, Müller, Werner, Platner nebst meinen herzlichsten Grüssen mit. Fried. Schlegel.

223.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Wien, 10. April 1813.

Lieber Sulpiz! Ihren Brief erhielt ich vor zwölf Tagen, konnte ihn aber nicht beantworten, weil Friedrich einige Tage sehr krank war. Der vortreffliche Doctor Malfatti und seine eigene kräftige Natur haben ihn schneller, als man hoffen durfte, herausgerissen, er ist völlig wieder hergestellt. Zu gleicher Zeit machte Philipp sich zu seinem Abmarsch bereit. Vorigen Dienstag ist er von hier nach Breslau gereist, um in ein Corps einzutreten. Sie können denken, wie schwer es ihm geworden ist, seine geliebte Malerei und das stille, friedliche Leben mit uns im Stich zu lassen; was es uns gekostet hat, ihn von uns zu lassen — ich sage Ihnen darüber nichts. Aber aus welchem Grund konnte er sich von dem ganz allgemeinen

Ruf ausschliessen, unter welchem Vorwand durften wir ihn zurückhalten? Beten Sie für ihn, theure Freunde! Verzeihen Sie mir also, dass ich Ihre Anfrage wegen Herrn Görres erst heute beantworte. Es ist sehr begreiflich, dass der gute Mann sich in dieser drohenden Zeit nach einer Veränderung des Wohnorts umschaut, und so sehr wir auch wünschen würden, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, so müssen wir doch nach bestem Wissen und Gewissen ihm von seinem Vorhaben, nach Wien zu kommen, abrathen. Das Leben ist hier so theuer, wenn auch mit noch so geringen Ansprüchen, so umständlich, schwerfällig und beschwerlich in jeder Hinsicht, dass es einem fast zur unerträglichen Last wird. Man lebt jetzt hier theurer als in Paris und mit noch viel mehr Beschwerlichkeit. Vollends als Litterat und Gelehrter sich hier fortzubringen, ist eine sehr missliche Sache und möchte leicht in jeder kleinen Landstadt des gelehrten Deutschlands eher thunlich sein, als in dieser sogenannten Hauptstadt von Deutschland, wo man auf jede andere Ehre eifersüchtiger ist, als auf die, Deutschlands Hauptstadt zu sein; denn Sie müssen wissen, dass man Hannaken, Staraken und alle erdenklichen Aken und Maken nicht für Ausländer, aber alle Deutschen, die nicht am Wiener Berge geboren sind, allerdings für Ausländer ansieht; dass nichts so viel Widerspruch erfährt, so verhasst und recht eigentlich verfolgt wird, als diese sogenannte ausländische Litteratur. Schlegel hat dies selbst erfahren müssen und würde noch härter darunter leiden, ohne die Begebenheiten von 1809 und seine daraus herrührende Anstellung. Ein solcher Angestellte ist freilich für feindliche, grobe Anfälle gesichert; aber wie könnte man ohne einen solchen besondern Glücksfall daran denken, angestellt zu werden als Ausländer und als Gelehrter? Man hat hier überhaupt den Grundsatz, dass Gelehrte nicht brauchbar sind, und man lässt sich darin von keinem das

Gegentheil beweisenden Faktum irre machen. Mit den Buchhändlern hier ist fast nichts anzufangen, diese sind noch immer, wozu Kaiser Joseph sie gemacht hat; aller Verkehr mit anderm Buchhandel ist äusserst erschwert und jetzt so gut wie unterbrochen, wenigstens sehr langsam und langweilig.

Aus allem dem sehen Sie leicht, ist es Herrn Görres nicht zu rathen, dass er herkommen soll, wenigstens auf gar keinen Fall gleich mit Frau und Familie! Ich wüsste ihm nicht einmal ein Quartier zu verschaffen. Wenn Herr Görres aber seine Familie noch zurücklassen und herkommen will und sich selber umthun (denn man kann sich doch nie auf fremde Augen und fremde Meinung recht verlassen), so werden wir uns sehr freuen, ihn hier zu sehen, und werden alles, was in unsern Kräften steht, dazu beitragen, ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Könnten Sie doch mitkommen, lieber Sulpiz, wie gern sähen wir die heiligen drei Kölner einmal wieder! Von Bildern, Kunst und solchen Sachen ein andermal. Philipps Abwesenheit lässt uns sehr einsam; doch sind wir es im Winter weniger gewesen, als gewöhnlich. Von allen Seiten strömten uns Fremde, alte Bekannte, Reisende und Besuche aller Art zusammen, die nun der theure Eckstein auf eine ungeschickte Weise noch vermehrt. Er weiss hier nichts anzufangen, so wenig als in Heidelberg, und ist nun gesonnen, sich von dem Strom zur preussisch-russischen Armee schwemmen zu lassen. Friedrich nennt ihn gar nicht anders als Hansdampf von Pisa. Wer in aller Welt mag ihm gerathen haben, diesen ungemeinen Unsinn drucken zu lassen? Meine Meinung darüber habe ich ihm nicht verschwiegen. Wallenberg ist noch nicht hier. Gott mit Ihnen, theurer Freund, grüssen Sie Melchior, Bertram und Ihre Schwester in Köln. O du lieber Rhein!

224.

Dorothea an Caroline Paulus in Heidelberg.

Wien, 10. April 1813.

Mein liebes, gutes, herziges Weib, sei mir recht von Grund der Seele gegrüsst! Was sprichst Du von vergessen und dergleichen? Kannst Du mich denn vergessen? Nun, siehst Du, eben so wenig kann ich Dich vergessen. So wie ich Dich liebe, so habe ich seitdem keine andere Frau gefunden, mit keiner in solch wahrhaft kindlicher Vertraulichkeit gelebt Was uns trennt, liegt ja nicht in uns, sondern ausser uns, und wann und wo einmal diese äussere Trennung aufhört, und wir uns wieder finden, da geht die alte Zeit wieder für uns an, wenn auch erst in einem andern Leben. Die Zeiten der Wunder werden jetzt wieder wach. Wer weiss, was noch mit uns kommen kann, und wie bald wir uns vielleicht wieder umarmen? Uebrigens, liebe Elisabeth, sind die Zeiten überall jetzt trübe, und wenn Du Dich vielleicht aus dem schönen, aber engherzigen Heidelberg oft fortsehntest, so ist es uns hier in der weiten, aber dickköpfigen Hauptstadt oft nicht besser ergangen. Für mich ist jede Hauptstadt ein fataler Aufenthalt auf die Dauer. Alle eigentlichen Genüsse sind hier nur für die Reichen, Privilegirten. Unser eins hat das Zusehen und den geheimen Neid Wien ist allerdings in mancher Hinsicht jeder andern Stadt in Deutschland vorzuziehen; nur möcht' ich von Zeit zu Zeit draussen einen freien Athemzug thun und wo möglich mit denen, die ich liebe, die mir in der Erinnerung ewig theuer bleiben ... Vollends jetzt! Wer wird, brav und gefühlvoll wie Du, sich von dem Gottlob jetzt allgemein werdenden Chor ausschliessen wollen? Liebste Elisabeth! auch wir haben unser Opfer gebracht. Gott nehme es gnädig auf und be-

schütze es. Vorigen Dienstag ist unser Philipp von hier abgegangen, er folgt dem Ruf seiner Landsleute. Er ist nach Breslau, seine nähere Bestimmung zu erfahren. Er hat alles aufgegeben, sein ruhiges, freundliches Leben mit uns, dessen schönste Zierde er war; seine Kunst, die er mit Eifer trieb, worin er gute Fortschritte machte.... Von meinem Johann aus Rom habe ich gute Nachrichten. Mir ahnet aber, dass, wenn diese Geschichten bis zu ihm dringen, er eines schönen Morgens gerüstet und gestiefelt zu uns hereintritt und seinem Bruder folgt: denn so etwas ist ansteckend.... Friedrich lässt Dich und den Vater und die schöne Caroline[1]) herzlich grüssen... Friedrich wird hübsch dick — Du würdest ihn wohl schwerlich wieder erkennen, und ich bin in Wien erschrecklich alt geworden. Das hat man vom Leben.... Wilhelm ist in Stockholm. Man wird sehr bald von ihm hören.... Wenn Wien nicht ein so rasend theurer Ort wäre, so würde es uns gut gehen, aber so — ist es noch immer wie ehedem. — —

225.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Breslau, 12. April 1813.

Ich melde Dir hierdurch meine glückliche Ankunft in Breslau. Dienstag um 6 Uhr Abends reisten wir von Wien ab und trotzdem, dass wir wegen Mangel an Pferden 2 Nächte liegen bleiben mussten, sind wir doch vorgestern Abend schon hier eingetroffen — wir d. h. ich und der Baron Eichendorff, ein genauer Freund von mir[2]). Sowohl

1) Paulus und dessen Tochter Sophie, in ihrer Jugend Caroline genannt.

2) Dass Th. Koerner, wie der Verfasser der trefflichen Lebensskizze von Ph. Veit im ‚Deutschen Hausschatz' (2, 104) ge-

Deinen Brief als den vom Onkel Joseph habe ich durch Herrn Schweizer richtig erhalten. Es thut mir leid, dass ich Josephs Wunsch nicht erfüllen kann, zu dem schwarzen Husarenregiment zu treten, so lieb es mir auch sonst gewesen wäre, bei Benny [1]) zu sein. Unsre Wahl ist schon bestimmt, zu dem schwarzen Freicorps unter Lützow nach Sachsen zu gehn, nach dem Rath von allen, die ich hierüber befragt habe. Meine partiellen Gründe dazu sind folgende: Das Freicorps steht schon gegen den Feind und dies ist eine Hauptsache; zur Cavallerie möchte ich nicht gern gehen, weil ich mich nicht von meinem Freunde trennen will, der die Kosten davon nicht bestreiten kann; auch trage ich die Waffen vom Fürsten Lichnowsky und ich glaube nicht, dass diese bei dem Husarenregiment frei stehn. Bartholdy [2]), welcher hier im Generalstabe angestellt ist, thut alles, was in seinen Kräften steht. Schlegel hat mich aus vielen Gründen nicht begleiten können; auch war er in der letzten Zeit nicht wohl.

— — Es thut mir von Herzen leid, Dich nicht in Berlin sehn zu können; wer weiss aber, auf welchen Wegen uns das Schicksal noch zusammenführt? Grüsse tausendmal den Onkel und theile ihm meine Gründe mit über meine Anstellung; es hat mich ordentlich gerührt, mit welcher Sorgfalt der Benny seine Montirung specifizirt, und dass ich seinen Wunsch nicht erfüllen kann. Sollten wir uns länger hier in Breslau aufhalten müssen, so schreibe ich Dir und dem Onkel noch ausführlicher.

glaubt, Veit's Begleiter gewesen, beruht auf einer Verwechselung mit Eichendorff. Nach Tiedge (Koerner's W. Berlin 1869 S. LIV) hatte Koerner bereits am 15. März Wien verlassen.

1) Georg Benjamin, Sohn von Joseph Mendelssohn, später Professor in Bonn.

2) Jakob Salomo, seit 1815 preussischer Generalkonsul in Rom.

226.

Philipp Veit an seine Mutter in Wien.

Breslau, 12. April 1813.

Wir sind glücklich und wie Du siehst schnell genug vorgestern Abend hier eingetroffen, trotzdem dass wir durch den Fürsten Kurakin genöthigt wurden, 2 Nächte im Wirthshause zu liegen, weil er uns allenthalben die Pferde wegnahm; er fuhr mit 3 Wagen, jeden zu 6 Pferden und hatte boshafter Weise Staffetten vorangeschickt, so dass man uns doch keine Pferde gab, wenn wir ihm auch voraus waren; in Olmütz blieb er endlich liegen zu unsrer grossen Freude, und wir wurden ferner nicht aufgehalten. Breslau gefällt mir ungemein wohl, nicht nur das Leben und Treiben hier, welches, wie Du wohl denken kannst, sehr erhebend und belustigend ist, sondern auch die Stadt an und für sich. Die schmalen Häuser mit den vielen Fenstern, die spitzigen Dächer und die Menge gothischer Kirchen erinnern mich lebhaft an Köln. Es ist, so viel ich bis jetzt habe sehen können, sehr reich an schönen Alterthümern, sowohl der Malerei als der Architektur, besonders ist in dieser Hinsicht das Rathhaus äusserst künstlich gebaut, so dass es wohl eine genauere Untersuchung verdiente. Die Kirchen sind meistens aus rothen Backsteinen gebaut, nur sind die Zierathen an den Thüren und Fenstern, die Säulen und kleinen Nischen, in denen die Bilder stehn, von Sandstein äusserst künstlich und reich verziert; dies macht einen höchst sonderbaren Eindruck. Ich möchte Dir sowohl hierüber als über die Bilder, die ich gesehen, mehr schreiben, aber ich bemerke eben, dass mein Brief jetzt schon so aussieht, als wenn es für mich auf der Welt nichts anderes gäbe, als Kirchen und Klöster zu durchstöbern, und finde, dass der Maler eben so wenig das Kunstforschen lässt, als die Katze das Mausen.

Unsre Wahl ist bestimmt, wir stossen zu den Schwarzen; alle rathen uns dazu und wir haben nichts dagegen. Bartholdy ist uns hier sehr hülfreich und betreibt die ganze Sache; er ist beim Generalstabe angestellt und gewinnt Einfluss. Hoffentlich lässt sich die Sache so einrichten, dass wir, ohne erst hier einexerzirt zu werden, dahin reisen, wo das Corps steht, und so kommen wir vielleicht bald in Activität. Ich hätte Euch gern eine Abbildung unsrer Uniform gemacht, aber es laufen hier eine solche Menge verschiedener Uniformen herum, dass ich selbst noch nicht weiss, wie sie aussehen; und wenn ich denke, ich sähe einen Schwarzen und betrachte ihn von allen Seiten, so kömmt nicht lange darauf einer, der noch viel schwärzer ist. Eine genaue Beschreibung will ich Dir aber davon machen. Wir tragen eine Litefka, d. h. eine kurze Pikesche von schwarzem Tuch, weite schwarze Ueberziehhosen und Stiefel, einen Tschaco und schwarze Handschuhe, alles mit rothen Schnüren besetzt. Unsre Waffen sind: eine Büchse oder Stutzen, ein kurzer Säbel an schwarzem Bandelier, eine Pistole und ein Dolch. Da der König jetzt wieder hier ist und das russische Hauptquartier nicht weit, so geht es wieder sehr lebhaft zu; fast alles ist Soldat, das Volk in einer vortrefflichen Stimmung, durch die Gefechte bei Lüneburg und Möckern noch gehoben; nichts aber ist erfreulicher, als das Verhältniss der Offiziere zu den Gemeinen zu sehen und zu hören, mit welcher Liebe einer von dem andern spricht.

Doctor Büsching lässt Dich vielmals grüssen, Friedrich; es ist ein sehr artiger und gefälliger Mann. Ich wohne bei einem Freunde von Eichendorff, dem Professor Klein, ein gescheuter Mann, der Dir nächstens eine Recension von Goethe's Leben schicken wird; Eichendorff getrennt von mir beim Kaufmann Salice; wir sehen uns aber fast den ganzen Tag. Den Brief an die Gräfin Brandenburg habe ich abgegeben, nachdem ich erst durch al-

lerlei Brimbrorium zu ihr gelangte. Sie war so artig, dass es mir ordentlich leid that, nichts von ihr zu bitten zu haben. — Ich werde mich in einem eigenen Briefe beim Fürsten Lichnowsky für seine Güte bedanken. Der Stutzen macht mir ungemein viel Vergnügen, und ich gestehe, dass er viel Antheil hat an der Wahl des schwarzen Freicorps, denn bei diesem sind die Waffen frei. — Lehmann aus Berlin habe ich auch hier getroffen; er liebt den Pater Hofbauer und seine Lehren mehr, als ich geglaubt hätte. Sage ihm dies, es wird ihn freuen, zugleich mit vielen Grüssen von mir an ihn sowohl als Pater Martin.

Ich bitte Dich, liebe Mutter, sage der Pereira und der Saaling noch vielen Dank für ihre Theilnahme; ihre Wünsche haben bis jetzt viel gutes gewirkt; ich lasse sie bitten, nur immer so einige Zeit fortzufahren. Nun? — unbegreifliche Franziska, sobald ich den jungen Oelbaum [1]) sehe, so will ich Ihren Brief an einen seiner Zweige hängen und dies kann vielleicht in 8 Tagen geschehen. Die Uhr mit dem schwarz und weissen Bande schlägt mir näher am Herzen, als mancher denken sollte; dies ist aber nicht so zu verstehen, als wenn ich mein Herz da hätte, wo gewöhnlich die Uhr steckt, sondern sie ist da, wo gewöhnlich das Herz sitzt. Ich bitte, legen Sie mein Andenken der Gräfin zu Füssen.

Grüsst mir ja den alten Eichendorff; lässt sein Bruder etwas Platz, so will ich ihm einige Worte hinzufügen. Grüsse mir auch von Herzen unsere Hudtwalker, wie auch den Eckstein und alle die Besten — die Nina ja nicht zu vergessen. Wentzelmann war grade an demselben Tage abgereist, als wir ankamen. Euer P.

Ich benutze diesen übrigen Raum, mich Ihnen bestens zu empfehlen. Ich hatte heute an meine Eltern und Ver-

1) Der Historienmaler Woldemar Friedrich v. OLivier.

wandten zu schreiben. Da die Briefe schon um 9 Uhr abgegeben sein müssen und nicht um 10, wie ich glaubte, so bleibt mir nun keine Minute Zeit mehr, an meinen Bruder oder Müller zu schreiben. Ich bitte gehorsamst, dieses meinem Bruder nebst dem herzlichsten Grusse zu sagen. Ich schreibe nächsten Posttag desto mehr. Es giebt unglaublich viel zu laufen. Behalten Sie mich und meinen lieben verlassenen Bruder in Ihrer Liebe, so wie wir hier fast stündlich Ihrer gedenken.

Jos. Eichendorff.

227.

Philipp an Friedrich und Dorothea Schlegel in Wien.

Breslau, den 18. April 1813.

Ihr werdet mich in Wien wohl schon über alle Berge glauben und Euch sehr wundern, noch einen Brief von hier aus zu erhalten, ich muss aber zu meiner Rechtfertigung gestehen, dass ich nicht schuld daran bin, sondern lediglich die Trägheit der hiesigen Arbeiter, die mich diese acht Tage hindurch so viel Laufens auf dem hiesigen schlechten Pflaster gekostet hat, dass ich es wohl schon zu einer von den härtern Strapazen unsres Feldzuges rechnen darf. Seit heute Nachmittag endlich gehn wir in völliger schwarzer Uniform herum und wünschen nichts mehr, als dass Ihr uns sehn könntet. Ich hätte gern ein genaues Conterfei von uns beiden nach Wien geschickt, wenn die Zeit nicht so äusserst sparsam zugemessen wäre, da wir morgen früh um 10 Uhr abreisen; sobald ich aber ein Stündchen Zeit finde, so soll es geschehn, und wenn es auch noch unterwegens ist; auf jeden Fall aber von Dresden aus. Wir nehmen uns übrigens höchst kriegerisch aus, besonders machen sich die schwarzen Handschuhe etwas grässlich.

Nehmt mit diesen wenigen Zeilen vorlieb; meine ehemalige Entschuldigung, dass die Post abgeht, gilt zwar hier nicht, denn der Brief bleibt noch bis zum Dienstag hier, aber doch eine andre: es ist nämlich schon 11 Uhr, ich muss noch dem Vater schreiben und meinen Tornister packen.

Der junge Bister ist hier, kommt nahe von der russischen Gränze, um sich ebenfalls bei den Schwarzen zu engagiren. — Grüsse alle meine Freunde und Freundinnen und glaubt, dass ich recht oft mit meinen besten Gedanken bei Euch und ihnen bin.

228.

Philipp Veit an seine Mutter in Wien.

Dresden, 25. April 1813.

Eben als wir von Breslau abreisten, erhielt ich noch Deinen Brief durch Liepman Meyer; ich hatte soeben meinen abgegeben, sonst hätte ich noch einiges hinzugefügt. Wir machten trotz des entsetzlichen Wetters die Reise hierher in 2 Tagen und befinden uns nun seit 4 Tagen hier, wohl und in fortwährender Schiessübung. Meine ehemaligen Freunde waren, wie Du wohl denken kannst, höchlich erfreut, mich zu sehn und so zu sehn; die Ernst vor allen. Ein freies Zimmer, das sie uns anbot, nahmen wir nicht an, weil sie natürlicher Weise jeden Platz zur Einquartierung braucht; wir essen dafür aber fast täglich bei ihr. Das Haus macht ihr übrigens bei weitem nicht so viel Angst und Sorge, als wir uns deswegen in Wien machten, und wenn auch einmal ein Thränlein kommt, so weiss sich ihr Geist bald wieder zu beruhigen. Sie lebt in der Hoffnung, ihren Mann dieser Tage wieder bei sich zu sehn, indessen scheint sich die Sache noch sehr zu verzögern; man spricht hier allgemein, er und sein

Herr [1]) würden, wenn sie kämen, nicht allein kommen, sondern mit einem noch Vornehmern. Gott gebe es!

Gestern sahen wir den Einzug der beiden Fürsten [2]) hier und des Abends war allgemeine Erleuchtung. Sehr interessant sind mir die Kosaken, kaum kann man sie sich abenteuerlich genug denken; sie wissen wohl, in welcher Gunst sie stehn, und man muss sich hüten, sie nicht zu freundlich anzusehn, weil man sonst augenblicklich ihrer Umarmung ausgesetzt ist.

Ich wohne mit Eichendorff wieder bei meinen alten Wirthsleuten, in demselben Zimmer, das Du schon kennst; willst Du mir aber schreiben, so adressire den Brief nur an Michael Kaskel, wenn ich Dir nicht noch eine andere Adresse gebe; denn ich weiss nicht, wie lange wir noch hier bleiben, wahrscheinlich reisen wir schon übermorgen früh dem Corps nach. Unter den unzähligen Schriften, die hier herauskommen, fiel es mir auf, in einer Art von Anekdotensammlung Wilhelms Epigramm zu finden:

„Kaum kommt er in die Stadt,
So fordert er ein Bad &c." [3])

Eben erfahre ich, dass Bartholdy hier angekommen ist, und ich gehe schnurstracks, ihn aufzusuchen. Viele Grüsse an seine schöne Cousine. — Dieser Brief hat ganz den neuern militärischen Zuschnitt, alles so eng und knapp als möglich; trotz der kurzen Worte bin ich aber immer der Alte und denke mit ungetheilter Liebe an Euch zurück. Ein Portrait von uns fing ich eben an, als ich von Theodor Humboldt unterbrochen wurde, der sich jetzt etwas unpässlich hier befindet. Nächstens soll es aber

1) König Friedrich von Sachsen, der mit dem Kaiser von Oesterreich verhandelte.

2) Des Kaisers von Russland und des Königs von Preussen.

3) In A. W. Schlegel's Werke nicht aufgenommen.

erfolgen. Ich empfehle mich dem Andenken und dem Gebet sämmtlicher Freunde und bleibe treu wie immer Euer P.

229.

Philipp Veit an seine Mutter in Wien.

Grimma, den 1. Mai 1813.

Ich nahm mir erst vor, Euch schon aus Wurzen zu schreiben, wo wir gestern mit unserm kleinen Trupp einrückten; die Stadt war aber so besetzt, dass wir die Nacht auf einem Dorfe, Bennewitz, bleiben mussten. Hier bekamen wir Befehl, nicht nach Leipzig, sondern hierher zu marschieren, was mir in vieler Hinsicht sehr unangenehm ist. Unsre Nachtquartiere bis Bennewitz waren alle sehr ruhig und friedlich, aber hier sah es schon etwas ernsthafter aus. Das erste Nachtlager war in Ober-Muschwitz bei Meissen, wo nichts merkwürdiges vorfiel, ausser dass einer der Kameraden mir heimlich die Feldflasche austrank, was ihm sehr schwankende Beine machte; das zweite war in Oschatz, wo mich ein alter kranker Zinngiesser herrlich pflegte; das dritte in Bennewitz, wo wir aber nicht viel schliefen, denn es war unruhig auf der Landstrasse. Vor etwa einer Stunde sind wir, 40 Mann stark, hier eingerückt und denken, wenn nicht vorher Alarm geblasen wird, werden wir mit dem übrigen Corps, das wir hier gefunden haben, morgen früh marschieren. Die erste Compagnie, wobei Koerner und die übrigen Freunde stehn, ist schon fort. Auf dem Wege haben wir heftig kanoniren hören und heute hat sich viel entschieden[1]). Das Zimmer ist voll schwatzender Einquartierung

1) Am 1. u. 2. Mai wurden die Verbündeten bei Weissenfels und Lützen zurückgedrängt, so dass Napoleon am 11. Mai in Dresden einziehen und seinen Bund mit dem Könige von Sachsen erneuern konnte.

und ich bin sehr müde, es ist daher kein Wunder, wenn der Brief etwas konfus ausfällt, Du musst es schon nicht so genau nehmen. Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Wachen und Marschieren, kurz was man so Strapazen nennt, bekömmt mir alles sehr wohl, sowie auch dem Eichendorff. Jetzt eben ist eine Staffette mit ganz herrlichen Nachrichten gekommen. Gott gebe, dass es wahr sei: mein Namenstag wäre dann schön gefeiert. Der Himmel behüte Euch, Ihr sollt wohl bald mehr von mir hören. Ich bitte viele Grüsse an alle geliebten Freunde zu bestellen.

Den 2. Mai. Wir sind noch nicht fort, auch kann ich Dir noch nichts bestimmtes hierüber schreiben; wir werden uns wohl mit noch einigen andern vom hiesigen Corps trennen und suchen gradezu zum Lützow nach Dessau zu kommen. Willst Du Dir einigen Begriff machen von dem hier stehenden Corps, so lies die Beschreibung der Soldaten des Catilina im Sallust. — Ihr und die Freunde lebt mir im Herzen, so wie ein jedes noch so geringe Andenken in solchen Tagen zum unschätzbaren Kleinod wird.

230.

Friedrich Overbeck an Johannes Veit in Orvieto.

Rom, 5. Mai 1813.

Es ist mir nicht vergönnt, mein lieber Veit, Deiner sehr reizenden Aufforderung, Dich in Orvieto selbst aufzusuchen, zu folgen und Dir mündlich den Empfang Deines lieben Briefes sowohl als auch der Grüsse durch die Signorine Conradini zu melden und für beides zu danken; ich will Dir daher in ein paar Zeilen, die Du eigentlich nur als Couvert des einliegenden ansehen musst, sagen, wie grosse Freude mir Dein Brief in jeder Rücksicht gemacht

hat. Für's erste, Du bist körperlich genesen — das ist schon ein grosses! Gott sei Dank! — Dann aber — Du bist am innern Menschen wiedergeboren, hast neue Freudigkeit gewonnen an der herrlichen Natur, der Schöpfung Gottes! hast neues Vertrauen zu den Menschen erlangt, Dich liebevoll zu ihnen zu gesellen, und — wandelst unermüdet in sanftem und stillem Geist vor dem Herrn! Das alles ist Stoff zu vieler, vieler Freude, werth unsers vollen Dankes. — Das Wiederaufwachen der Kunstgefühle ist davon nur die Folge, und Deine liebevolle und fromme Zeichnung [1]) ist mir ein schöner Beweis für das alles. Schade, dass Du ihn nicht unmittelbar ausführen konntest, diesen schönen Auftrag; ich hätte nun an Deiner Stelle sogleich zugegriffen, die Bedingung gemacht, dass der Donator mich während der Arbeit beherbergen und speisen müsse, das Material aus allen Ecken und Enden von Bolsena und Orvieto zusammengetragen und in Gottes Namen Hand an's Werk gelegt. Denn schöneres lässt sich gar nicht denken, als dieses Abenteuer! Bin auch entschlossen, sobald in meiner Kasse einmal wieder Flut eintritt, auf solche Abenteuer auszugehen. — Doch zu Deiner Zeichnung noch ein Wörtlein! Nach dem einstimmigen Urtheile aller ist sie eine Deiner besten, wenn nicht Deine beste Composition, und niemand hat sie ohne Freude und Interesse gesehen. Besonders dünkt mich die Gruppe neben dem Priester gelungen; nur die vordere Mutter mit dem Kinde ist im Ausdruck (dünkt mich) nicht so wahr, auch etwas isolirt. Könnten nicht vielleicht noch mehrere Figuren vorne statthaben? Bei der Ausführung müsste wohl besonders die Perspektive berichtigt werden! Ich schicke sie Dir sogleich zurück, denn Du musst mit Ernst auf die Ausführung denken, NB. nach vorhergegangener Vollendung Deiner angefangnen Arbeiten.

1) Die Messe von Bolsena.

In wenigen Tagen, d. h. Ende dieses Monats, wird Columbo Dir folgen. Er ist sehr begierig, über jenen Auftrag etwas näheres zu wissen; ob er nämlich, wofern Du ihn nicht übernehmest, noch zu rechter Zeit käme, und ob sich die Bedingung der Beherbergung und Beköstigung wohl machen liesse, und wo er der Sache nachzufragen habe. Du würdest uns daher einen Gefallen thun, wenn Du uns noch ein paar Zeilen von Orvieto aus schicken würdest, worin Du uns hierüber und über Deine dortige Lebensart und ökonomische Einrichtung umständlich Nachricht gäbest. Wir sind nämlich noch immer stark gesonnen, vielleicht die Sommermonate dort zuzubringen, allein es hängt besonders für mich viel von dem Grade der Kostbarkeit ab.

Einliegenden Brief habe ich heute von zwei Fremden, die von Wien kommen und Dich in Florenz gesucht haben, erhalten. Deinem Auftrag gemäss erbrach ich ihn, fand zwar nichts an Herrn Platner, dafür aber einen Brief für Herrn Delmar, den ich sammt dem Couvert, welches leer, zurück behalten habe und morgen übergeben werde. — Von Deinem Koffer ist Nachricht da, dass er in Florenz angekommen sei, dass aber der Banquier ihn nicht habe annehmen wollen, weil er noch gar keinen Avis erhalten habe; er ist aber mittlerweile sicher dort aufbewahrt. Uebrigens wird Dir häufig nachgefragt, und Deine plötzliche Abreise ist manchem ein Stein des Anstosses oder doch der Verwunderung.

Von mir setze ich noch hinzu, dass mich die Gnade Gottes nunmehr wirklich in den Schoss der Kirche zurückgeführt hat. Der Palmsonntag[1]) war der unvergessliche Tag für mich, wo ich eintrat in das Heiligthum des Herrn, und Er, der Heilige, mich würdigte, in meine unwürdige

1) Nicht der Pfingstmorgen 1814, wie Rosenthal (1, 260) meint.

Hütte zu kommen. Ganz im Stillen geschah es in einer kleinen Kapelle im Collegio Romano, aber in meinem Herzen war grosses Gepränge! Bete für mich, mein Lieber! und für meine Eltern und Geschwister: für mich, dass der Herr das Werk in mir vollende, das Er angefangen hat; für meine Eltern und Geschwister, dass Er sie mit dem Lichte der Gnade erleuchten wolle. — Die Gnade Gottes sei mit Dir! Es grüssen Dich alle Freunde, namentlich Werner und Columbo, durch Deinen treuen Freund

Overbeck.

231.

Philipp Veit an Friedrich und Dorothea Schlegel in Wien.

Dresden, 5. Mai 1813.

Ihr werdet jetzt wohl schon den Brief aus Grimma erhalten haben, worin ich Euch schrieb, wie es uns bis dahin gegangen, und was wir weiter thun wollten, uns nämlich nach Dessau zum Major Lützow durchschleichen oder schlagen. Es ist uns aber leider ganz anders gegangen. Kaum war unser Brief zur Post getragen, als einer von den Unsrigen, der nach Leipzig ritt, um zu recognosciren, wieder ankam und uns das Anrücken der Franzosen meldete, die sich auch bald mit starkem Kanonenfeuer ankündigten. Unser Plan, zur ersten Compagnie zu gehn, war nun zerstört, und wir mussten uns an die dritte anschliessen, die in Grimma stand. Es wurde Alarm geschlagen und statt vorzurücken, mussten wir die ganze Nacht retiriren. Das habe ich nun gut gelernt, denn wir machten Retirirts bis Meissen, wo ich und Eichendorff noch gestern Abend von unserm Hauptmann kommandirt wurden, hierher zu gehn und alle schwarzen Truppen, die sich hier und in der Gegend befänden, zu ihm zu führen. Lasst Euch daher durch keine Nachricht verführen, zu

glauben, als sei unser Corps schon im Feuer gewesen, selbst das erste Bataillon ist es noch nicht. Ich bleibe übrigens auf keinen Fall lange hier und gehe vielleicht heute noch zu Lützow ab, wenn es nämlich möglich ist, hinzukommen. Die Gardejäger sind ganz entsetzlich mitgenommen worden; Steffens aber ist nicht dabei gewesen. Es ist übrigens ganz eigen, wie das grosse Interesse verschwinden kann, wenn man so in der Masse verkrümelt ist; dazu kommt, dass man bei der Armee selbst am allerwenigsten erfährt, so dass ich ganze Tage lang beinahe für nichts anderes gesorgt habe, als für meine Waffen, Tornister und Nachtlager, und das grosse Ganze weit in den Hintergrund zurücktrat. Hier in Dresden habe ich wieder Zeit, mich darum zu bekümmern, und ich höre nichts als gutes. Gebe Gott, dass die Sache allgemein werde. Die Ehre unsres Namens ist gerettet.

232.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Fürstenwalde, 23. Mai 1813.

Seit meinem letzten Brief aus Grimma, den Du wohl erhalten baben wirst, habe ich nicht Gelegenheit gefunden, Dir wieder zu schreiben, indem fast meine ganze Zeit durch den Dienst, durch Marschieren und Schlafen eingenommen war. — Ich schrieb Dir damals, so viel ich weiss, von meinem Plan, zum Hauptcorps zu gehn, auf was Art es immer sei; dies wurde uns aber vereitelt, indem wir plötzlich die Kanonen hinter uns hörten und uns also genöthigt sahen, mit der vierten Compagnie unter Hauptmann Seidlitz weiter zu gehn; dies geschah denn auch fleissig bis Meissen, von wo ich nach Dresden commandirt wurde. Von hier, glaube ich, wirst Du Nachricht von mir durch Lehmann erhalten haben, den ich dort sah.

Nach verrichteten Geschäften ging ich nach Meissen zur Compagnie zurück; unterwegs schon übernahm Jahn selbst die Führung derselben und versprach uns, wenn auch auf Umwegen, uns dem Corps nachzuführen; so marschierten wir über Cottbus hierher. Was ferner mit uns geschehn wird, weiss ich nicht, doch scheint es auf einen längern Aufenthalt hier abgesehen. Wenn wir auch bis jetzt noch nicht zum wirklichen Gefecht gekommen sind, so weiss ich doch recht gut, wie einem unmittelbar vorher zu Muthe ist, denn bis jetzt waren wir Tag und Nacht schlagfertig und mehreremal schon standen wir mit gespanntem Hahn des Todes gewärtig. Ich bin nun in meinem Vaterlande, 7 Meilen von Dir entfernt, und es ist leicht möglich, dass ich einmal auf Commando nach Berlin geschickt werde, und wie gross meine Freude sein würde, Dich wieder zu sehn, kannst Du leicht denken; bei alle dem aber gestehe ich offenherzig, dass ich mich herzlich aus diesen unendlichen ermüdenden Sandwüsten und Haiden heraussehne, die wir von Dresden bis hierher zu überstehn hatten. Wenigstens habe ich mir in Wien den Weg meines Feldzuges in Gedanken ganz anders vorgezeichnet. — Ich bitte Dich, lieber Vater, den Brief der Mutter mitzutheilen, indem mir nicht so viel Zeit übrig bleibt, ihr zu schreiben. Bleiben wir noch hier, so schreibe ich Dir nächstens mehr. — Da ich nicht nach Leipzig gekommen bin, so habe ich den Wechsel von 100 Thlr. wieder zu Kaskel mitgebracht, habe mir aber nur 20 Thlr. davon geben lassen.

233.

Friedrich Overbeck an Johannes Veit in Assisi.

Rom, 31. Mai 1813.

— — Es wird hier, unter uns wenigstens, gewaltig einsam — der Herr zieht mich aus wie Hiob! Doch hat er mir ja zu gleicher Zeit gegeben, was mehr als Ersatz ist, oder doch es sein könnte und sollte, und ich lerne nach und nach mit dem Heiligen sagen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! — Auch bin ich Gottlob noch immer gesund, wiewohl die gewaltige Hitze mir schon arg zusetzt; wir werden diesen Sommer alle zu Aethiopen werden, wenn das so fortgeht. — Es grüssen Dich die Freunde und bitten mit mir vereint um baldige Nachricht. Columbo hofft Dich hald in Florenz zu sehen, wiewohl er noch die Zeit seiner Abreise nicht festgesetzt hat. Werner denkt vielleicht anfangs Juli von hier nach Deutschland zu gehen, weiss aber auch noch nichts gewisses. Wintergerst und Xeller haben aus der Schweiz und letzterer auch aus Biberach geschrieben, bis wohin sie glücklich gelangt sind.

Viele Grüsse auch noch insbesondere von Signor Giovachino und Signora Benedetta [1]). Letztere hatte in meinem früheren Brief ein paar Zeilen eingelegt und bittet Dich, sie doch zu beantworten. — Ich schliesse für heute und umarme Dich als Dein treuer Freund

Overbeck.

1) Pulini, bei welchen Veit und Overbeck wohnten.

234.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Florenz, am 22. Juni 1813.

Ich habe meine Reise über Perugia und Assisi glücklich vollendet und bin am 9. dieses hier angekommen. Deinem Wunsche gemäss habe ich nicht gespart, um meine Gesundheit wieder herzustellen, und mich besonders in Rücksicht der Zeit länger als gewöhnlich aufgehalten, um alles mit Ruhe sehen und geniessen zu können. In Orvieto war ich 5 Wochen; mein Hauptaugenmerk dort war der Dom, welchen zu erbauen die Stadt Jahrhunderte lang alle ihre Kräfte aufgeboten hat. Das Merkwürdigste an diesem alten gothischen Gebäude war mir 1) die überaus künstliche und reiche in Marmor gearbeitete vordere Façade, mit Basreliefs verziert aus dem alten und neuen Testament, von Nicola [?] Pisano; 2) eine Kapelle, der heiligen Jungfrau gewidmet, innerhalb der Kirche linker Hand. Diese ist von zwei der grössten Meister des Alterthums ausgemalt und zwar so, dass Lucas Signorelli die Hölle und Fra Giovanni da Fiesole die Seligen des Himmels vorgestellt hat. Ersterer ist der Lehrmeister von Michael Angelo und letzterer war ein Mönch, welcher mit so vieler Andacht gemalt hat, dass man ihn öfters Thränen bei der Arbeit vergiessen sah. Auch ist er nach seinem Tode von der Kirche selig gesprochen worden und hat uns in Rom sowohl, als in den meisten Städten Italiens unsterbliche Werke hinterlassen. — —

Die Betrachtung dieser Meisterwerke würde mich noch länger beschäftiget haben, wenn ich nicht dort eine Zeichnung ausgeführt hätte zu einer Processionsfahne, das Wunder in der Messe zu Bolsena vorstellend. Ich habe Dir von dieser Aufgabe, welche ich unterweges erhalten, in meinem letzten Briefe geschrieben. Da es mir aber

unmöglich war, es jetzt auszuführen, so habe ich den Gedanken dazu entworfen und sie meinem Freunde Overbeck nach Rom zur Beurtheilung überschickt. — Sowohl die glückliche Lage von Orvieto, welche ganz für meine Wünsche geeignet war, als auch der herrliche Wein, welcher dort zu Hause ist, wirkten unglaublich schnell auf meine Gesundheit. Ich fand mich in kurzem wieder hergestellt und neue Freude am Leben und an der auflebenden Natur; es war gerade die herrlichste Frühlingszeit, in welcher gewiss jeder Mensch ein Vorgefühl der Seligkeit empfindet, eines Zustandes, den wir hier auf Erden nur durch Ahndung erkennen.

Die Stadt ist auf einem mächtigen Felsen gegründet, welcher fast eine deutsche Meile im Umfange hat, und diente den Päbsten in Zeiten, wo innerliche Kriege Italien zerstörten, zu einem Zufluchtsort gegen die Feinde. Die Thürme und verfallenen Mauern, welche aus jener Zeit noch erhalten sind, geben ihr ein wunderbar romantisches Ansehen, und aus der Mitte derselben erhebt sich nun über alle Gebäude der majestätische Dom. Ein verfallenes Castell, ausserhalb mit der Statue eines Pabstes verziert, welcher dort belagert war, bildet das Stadtthor. Hier ruhete ich oft bei Sonnenuntergang und sah in das weite Thal hinaus und begleitete mit den Augen einen Fluss, der sich in vielen Krümmungen durch die fruchtbaren Wiesen und Felder windet. Mit dem Sinken der Sonne vergoldeten sich die Gegenstände um mich her und wurden lebendig in dem mannigfaltigen Spiel der sich verändernden Farben. Heitere Lieder durchdrangen die Luft von Vögeln und frohen Menschen, die ihr Tagewerk beendigt, nun mit Spaten und Hacke in ihre Wohnung zurückkehrten. Andere hatten die Heerden getränkt und geweidet, andere brachten Lebensmittel in die Stadt und alle zogen friedlich vor mir vorüber zum Stadtthor hinein. Ich konnte mich nicht satt sehen an diesem Anblick und

erwartete auf diesem meinem Lieblingsplätzchen, auf einer steinernen Bank sitzend, oft die einbrechende Nacht und die Sterne, welche hinaufstiegen.

Ich habe bisher weder Zeit noch Lust gehabt, mich im Sprechen der italienischen Sprache zu üben, besonders da der wenige Umgang, den ich in Rom gesucht, grösstentheils mit Deutschen war. Auf dieser Reise aber, wo ich einerseits genöthiget war, mich italienisch verständlich zu machen, indem ich ganz allein gereist bin, von der andern Seite auch Italiener kennen lernte, die mich in vieler Rücksicht sehr interessirten, habe ich recht sehr das Bedürfniss gefühlt. Meinem Hause in Orvieto gegenüber wohnte eine Marchesa Gualterio, aus einer der ältesten und ersten Familien Italiens. Diese alte Dame hatte mich öfters in meinem Fenster zeichnen sehen und liess mich unter dem Vorwande, einige Cartons aus der Schule der Caracci bei ihr zu sehen, zu sich rufen. Sie schien sich sehr für mich zu interessiren und bot mir sogar an, mir Unterricht in der italienischen Sprache zu geben. Ich habe sowohl in ihr als an ihrer Familie Menschen von edlem Sinne und feiner Bildung kennen gelernt, konnte aber diese Bekanntschaft nicht weiter benutzen, da die Zeit meiner Abreise herangekommen war. Der junge Marchese gab mir noch einen Brief nach Perugia an einen Freund mit.

Die Reise dorthin habe ich in Begleitung eines Chirurgi aus Fano gemacht, welcher sich mit seiner jungen, sehr hübschen Frau mehrere Jahre in Orvieto aufgehalten hatte und nun mit selbiger und drei schönen Kindern und allem Hab und Gut nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Der Weg von dort nach Perugia, welcher über die Apenninen führt, hat so viel beschwerliches, dass gar kein Fahrweg dahin führt; es geht über schroffe Felsen, wo kaum noch der Fuss eines Maulthiers sicher steht. Unser Zug war deshalb etwas abenteuerlich. Voran ritt die

Dame auf einem Pferde, dann folgte der Mann auf einem andern, dann ein Esel, welchen ich bestieg, wenn mir das Gehen zu sauer wurde oder vielmehr das Steigen, dann ein Maulthier mit dem Gepäck und endlich noch ein anderes mit zwei grossen Körben, in welchen sich die Kinder befanden. Hinterher gingen die Maulthiertreiber mit beständigem Schreien und beschlossen den Zug. Am zweiten Tage unserer etwas sehr beschwerlichen Reise langte unsere Karavane endlich in Perugia an.

Ich wendete 2 Tage dazu an, in der Stadt herumzugehen und mich mit dem Wichtigsten bekannt zu machen, und ging dann gleich nach Assisi, weil ich auf dem Rückwege von dort noch längere Zeit in Perugia bleiben wollte. Meine Reisetasche liess ich deshalb dort im Wirthshause und ging blos mit meinem Portefeuille unter dem Arm und noch einigen Hemden zum Wechseln zu Fusse morgens früh von Perugia weg. Der Weg führt durch schöne Kornfelder, mit Ulmbäumen und Weinstöcken bepflanzt; von der Ferne aber konnte ich nichts sehen, weil alles in eine dicke Nebelwolke verschleiert war. Gegen Mittag endlich, als ich mich der Stadt näherte, verzogen sich diese Wolken in die Gebirge, und ich sah nun Assisi vor mir auf einem Berge liegen. Das Sanctuarium des heiligen Franciscus, welcher aus dieser Stadt gebürtig ist, ist die schönste Zierde derselben, und ich habe in den 3 Wochen meines Aufenthaltes dort kaum Zeit gehabt, mich mit den Kunstschätzen der Kirche und des Klosters bekannt zu machen. Ausserdem sind aber noch viele andere Kirchen und Klöster dort, welche, obwohl sie jetzt verlassen dastehen und ausgeplündert, dennoch Assisi zu einer der sehenswerthesten Städte machen. Besonders was die Lage anbetrifft, so kann ich selbige an Schönheit mit nichts vergleichen, was ich bisher gesehen. Was mir den Aufenthalt dort ausserdem noch besonders angenehm gemacht, ist folgender Zufall. Ich ging eines Abends mit

einem jungen italienischen Geistlichen [1]) spazieren, dessen Bekanntschaft ich einige Tage vorher in den Grotten des heiligen Franziskus gemacht hatte, und ehe ich's mich versehe, falle ich und verstauche mir den Fuss so schmerzhaft, dass ich nicht weiter gehen kann. Mein Begleiter brachte mich in ein benachbartes Haus, wo mir Umschläge gemacht wurden, und weil ich nicht gerne in mein Wirthshaus zurück mochte, so bot er mir sein eigenes Zimmer zur Wohnung an. Ich nahm es an und so ward ich dann in sein Haus zu Pferde transportirt und in's Bett gebracht. Nach 8 Tagen konnte ich endlich wieder ausgehen. Wir hatten uns indess kennen lernen und wurden intime Freunde, und ausserdem fand ich bei seiner Familie eine so gute Aufnahme, dass ich noch eine andere Woche bei ihm blieb und sehr vergnügt lebte. Ich habe ihm gesagt, Du hättest den Wunsch, nach Italien zu kommen, worüber er sich sehr freute und mich versicherte, Du solltest in Assisi eine gute Aufnahme finden. Er reiste alsdann in meiner Gesellschaft nach Perugia, wo wir mehrere Tage beisammen waren und dann mit dem Versprechen von einander schieden, Freunde zu bleiben, und dass ich wo möglich ihn bald wieder besuchen möchte, wozu Gott seinen Segen gebe.

Die Reise von dort über Arezzo nach Florenz machte ich in einem verschlossenen Wagen mit einem Vetturin, weil beständiges Regenwetter eingetreten war, hatte aber, wie gewöhnlich mit diesem Volk, so auch diesmal sehr viel zu zanken und theuer zu bezahlen. Ich langte indess nach 3 Tagen glücklich hier an und fand zwar bei meinem Banquier meinen Koffer, aber weder Briefe von Dir noch von der Mutter, worauf ich sehr begierig war, hoffe indess, dass nur die jetzigen Begebenheiten an dem Ausbleiben Ursach sein

1) Canonikus Cimini von Assisi.

werden. Ich wohne in dem Hause einer alten Dame[1]), die einst ein sehr grosses Haus gemacht; habe aber leider noch kein gutes Arbeitszimmer finden können, um das Dir versprochene Bildniss vollenden zu können. Es geht hier in Florenz ein wenig vornehm zu, und es wird mir schwer werden, mich darin so schnell finden zu können, um so mehr da ich von Rom komme, wo die höchste Freiheit herrscht. Ich schreibe Dir daher noch nichts weiter von hier, bis ich ein wenig mehr einheimisch geworden. — —

235.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Havelberg, 26. Juni 1813.

Verzeih, lieber Vater, dass ich Dir nicht schon früher geschrieben; wir haben uns aber bis jetzt auf so elenden Dörfern umhergetrieben, dass es fast nicht möglich war, einen Brief zu befördern. Meine Compagnie steht auch jetzt noch nicht hier, sondern in Schönhausen; ich befinde mich nur auf Urlaub hier. Nach Berlin war es mir nicht möglich Urlaub zu bekommen, wie man denn überhaupt sehr sparsam damit ist. Der Baron Eichendorff ist aber auf Commando dahin und wird sich auf jeden Fall sogleich bei Dir melden. Ich bitte Dich, lieber Vater, ihm all das Gute zu erzeigen, was Du mir zugedacht hast. Nichts schändlicheres und langweiligeres übrigens als ein Soldat in Friedenszeiten, obgleich es uns an äusserer Thätigkeit gar nicht fehlt, da wir täglich zweimal exerciren und auch häufigen Wachtdienst thun müssen. Ich für mein Theil sehne mich herzlich aus diesem Leben heraus und wünsche nichts sehnlicher, als dass sich die Sache

1) Teresa Tartini, Via della Furca No. 4677.

bald entscheiden möge. Der Streich, den die Franzosen unsrer Cavallerie bei Lützen [1]) gespielt haben, ist durchaus nicht von solcher Bedeutung, als man anfänglich glaubte. Es kommen täglich und stündlich welche über die Elbe zurück und es wird sich wohl nach und nach das meiste wieder sammeln. Das Gemetzel hat von halb 9 bis 10 in der Nacht gedauert. Viele sind verwundet; dass aber welche geblieben seien, weiss man noch nicht bestimmt. Ich werde gestört und muss daher den Brief schliessen. Ich bitte Dich, ihn wieder, wie den vorigen, nach Wien zu besorgen, da mir nicht Zeit übrig bleibt, der Mutter zu schreiben. P.

Liebe Mutter, empfiehl mich bestens der Frau von Humboldt und allen Freunden. Eckstein ist Oberjäger bei der zweiten Compagnie geworden; Eichendorff wird wahrscheinlich nächstens gewählt werden; Körner ist Lieutenant und hat diese Expedition mitgemacht; er ist auch am Kopfe verwundet, liegt aber gerettet diesseits der Elbe. Meyer und Olivier habe ich noch nicht gesehn, da der eine auf Urlaub, der andre auf Commando ist; sie kommen aber vielleicht morgen wieder hierher.

236.

Philipp Veit an Friedrich und Dorothea Schlegel in Wien.

Schönhausen, 1. Juli 1813.

Gestern erhielt ich einen Brief von Euch vom 20. Mai, den einzigen, den ich überhaupt von Euch bekommen. Wie erwünscht er mir in meiner Einsamkeit kam, kannst Du Dir leicht denken; denn seit Eichendorff's und meiner übrigen Freunde Abwesenheit lebe ich in meinem Bauernhofe wie ein Einsiedler. Vielleicht kann ich bald das

1) Der Ueberfall bei Kitzen in der Nähe von Lützen.

Bild der schönen Gräfin[1]) vollenden und in dem Falle komme ich zurück, ohne eben grosse Heldenthaten ausgeübt zu haben. Euer ist die Schuld, auf Euch hatte man gehofft und von Euerm Entschluss hing alles ab, und so komme auch alles Böse, was daraus entsteht, auf Euch zurück[2]). Sollte Jahn ausführen, was er mir versprochen, so habe ich bald Gelegenheit, unsern Fouqué zu sehn. Er will mich zu ihm schicken, da er sich hier in der Nähe aufhält[3]). Jahn schickt Dir hiermit das erste Heft einer Sammlung von Liedern, die bei unserm Corps theils gesungen werden, theils noch eingeübt werden sollen. Du wirst darunter eines von Deinen bemerken, das gestern mit einer guten sang- und marschmässigen Melodie von Zelter in der Kirche allhier gesungen wurde.

Ich war vor einiger Zeit in der alten Stadt Havelberg, um Meyer und Olivier zu sehn, sie waren aber nicht da, und konnte also auch den Brief der Franziska an Olivier noch nicht abgeben. Ich empfehle mich ihrem Andenken, dem der Gräfin und aller Freunde, sowie ich mich für ihr gütiges Andenken recht von Herzen bedanke.

237.

Philipp Veit an Friedrich und Dorothea Schlegel in Wien.

Nennhausen, 9. Juli 1813

Ich weiss gewiss, wenn Ihr seht, woher dieser Brief kommt, so werdet Ihr Euch wundern und freuen zugleich, so wie ich mich freue und von Herzen vergnügt bin über die hier verlebte Zeit, die mir eine wahre Ermuthigung ist für die Tage, die ich vielleicht noch von Euch ent-

1) Zichy. Vgl. S. 119.

2) Nämlich auf Oesterreich, dessen Allianz mit Russland und Preussen erst am 27. Juli ratificirt wurde.

3) In Nennhausen bei Rathenow in der Mark Brandenburg.

fernt sein werde. Ihr glaubt nicht, welch einen reichen Schatz von Liebe Ihr Euch hier gesammelt habt, so dass ich von unserm Fouqué sowohl als von seiner Frau auf das gastlichste empfangen und die 6 Tage, die ich hier sein konnte, wie ein Freund des Hauses aufgenommen wurde. Ich hoffe, Dir noch einmal mündlich recht viel davon erzählen zu können, und somit will ich Dir nun in aller Kürze von meinen jetzigen Angelegenheiten schreiben. Ich bin nämlich mit meiner Lage nicht zufrieden, und wenn Du wüsstest, wie ich allein stehe und verlassen bin, so würdest Du es leicht begreifen. Ich passe nicht zu den Leuten, zu denen ich gestellt bin, sie haben keine Freudigkeit, es fehlt ihnen der rechte Sinn[1]; vielleicht liegt es auch mit an mir selbst, dass ich mich nicht genug in sie zu finden weiss; kurz, ich muss durchaus irgend einen Schritt thun, um meine Stellung zu verändern. Fouqué ist mit mir ganz derselben Meinung, und so höre, was wir beschlossen. Setzest Du Dich selbst wieder in Bewegung, wie wir alle hoffen und glauben, so kannst Du wohl denken, dass ich am liebsten dort wäre. In dem Falle schreibe nur unverzüglich an Fouqué, welch ein Amt Du eigentlich bekleidest, und auf welche Art Du glaubst, dass ich dort am leichtesten und wirksamsten eintreten könne. So kann er es vielleicht bewirken, dass ich ohne ein Ansuchen von meiner Seite, gleich von oben herab auf irgend eine Art dorthin geschickt würde, und das wäre mir freilich vorzüglich wünschenswerth. Da dies aber noch lange dauern kann, so werde ich einstweilen zu Fouqué's reitenden Jägern einzutreten suchen, was ich überhaupt nur gleich von Anfang an hätte thun sollen. Fouqué's Adresse ist: Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Lieutenant der freiwilligen Jäger im brandenburgi-

1) Ueber die ungleichartigen Elemente der Lützow'schen Schaar vgl. Varnhagen's Denkwürdigk. 4, 13 f.

schen Kürassier-Regiment im V. Kleistischen Armeecorps. Zugleich schicke ich Dir eine kleine Zeichnung, die ich von Fouqué gemacht habe[1]). Das Portrait seiner Frau habe ich in derselben Art etwas mehr ausgeführt; da er mich aber für sich selbst um eine Copie davon gebeten hat, und ich diese nicht mehr ganz zu Stande gebracht habe, so werde ich ihm das Original lassen und Euch bei nächster Gelegenheit die vollendete Copie nachsenden. — Ich habe kürzlich von Euch einen Brief vom 1. Mai erhalten, mit einigen Zeilen von unsrer Franziska; zugleich auch eine Menge einliegender Briefe an Körner, die ich jetzt aber nicht besorgen kann, da ich überhaupt nicht weiss, wo er ist; ob man gleich weiss, dass er gerettet ist. Meyer's Vater habe ich in Rathenow besucht und von ihm erfahren, dass sein Sohn vom Corps abgegangen und als Offizier zur Landwehr getreten sei. — Ich empfehle mich dem Andenken aller theuern Freunde und Freundinnen, die sich mein so gütig erinnern, den Fortgang der guten Sache Eurem und aller wahren Christen Gebet. Zuletzt noch sehr viel herzliche Grüsse von Fouqué und seiner trefflichen Gemahlin.

238.

Philipp Veit an seine Mutter in Wien.

Berlin, 17. Juli 1813.

Wenn Du meinen Brief aus Nennhausen bekommen hast, so wird Dir mein Abschied vom Lützow'schen Corps nicht mehr unerwartet sein; er ist uns auf eine höchst ehrenvolle Art ertheilt, und bis jetzt haben noch alle Leute meinen Entschluss gebilligt, sogar Jahn und die

1) Davon erschien in Wien ein kleiner Kupferstich. Vgl. Briefe an Fouqué. Berlin 1848. S. 59.

übrigen; so leid es ihnen auch that, uns zu verlieren. Wir sind hier nun schon wieder in voller Thätigkeit mit Anschaffen und Equipiren, wie wir denn überhaupt in diesem Feldzuge immer dann am thätigsten waren, wenn wir uns zu irgend einer That vorbereiteten. Heute Nachmittag probire ich ein Pferd und den Mittwoch etwa werde ich so weit sein, bald zu Fouqué stossen zu können; Eichendorff aber reist noch als Schwarzer mit der Post nach Breslau und denkt von dort aus seine Anstellung besser bewirken zu können.

In dem Brief, den ich von Euch durch den Vater bekommen habe, sprichst Du von einem früheren, in welchem mir Friedrich gerathen, was ich thun solle, wenn man den Treubruch der Franzosen[1]) nicht rächt. Diesen Brief habe ich nun nicht bekommen und so unlieb es mir ist, Eure Meinung hierüber nicht zu wissen, so denke ich doch, Ihr werdet mit dem jetzigen Entschluss zufrieden sein. Der Waffenstillstand ist verlängert und ich habe also noch Zeit, mich gehörig einzuüben. Wenn nur nicht all unser Bestreben unnütz gewesen ist! Ich bitte Euch, lasst mich Nachricht von Euch bei Fouqué vorfinden. — Der Himmel behüte Euch und alle Bekannte und Freunde, die ich von Herzen grüsse, so wie sich auch die hiesigen alle sehr empfehlen. — Der Vater ist gesund und froh; so gerne ich ihm und mir auch die Freude machen möchte, länger hier zu bleiben, so eile ich doch zu meiner Bestimmung. Wer weiss, wozu ich dort nützen kann.

P.

Ich benutze den wenigen Raum, mich Ew. Gnaden bestens zu empfehlen. Ich theile auch künftig Philipps Schicksale, und wir versprechen uns beide noch eine tüchtige Arbeit und fröhlicheren Erfolg auch für uns, als bis jetzt. Ergebenster Eichendorff.

1) Der Ueberfall bei Kitzen geschah während des Waffenstillstandes.

239.

Dorothea an Gräfin Julie Zichy in Baden.

Wien, 19. Juli 1813.

— — Von Philipp habe ich während des Waffenstillstandes Nachricht gehabt; er steht in Havelberg und befindet sich ganz wohl, nur ungemein verdriesslich darüber, dass er weder sein eignes noch des Feindes Blut zu vergiessen Gelegenheit gefunden; denn die Abtheilung des Corps, wobei er sich befindet, hat den Feind zwar oft gesucht, aber bis jetzt noch nicht gefunden. Seine Heldenthaten beschränken sich bis jetzt auf Marschiren und Geduld haben; freilich eine etwas starke Prüfung für ein jugendliches Gemüth, das von den Ufern des Rheines träumte und nun an den Ufern der Havel erwachen muss! — Olivier und Meyer stehen bei derselben Abtheilung der Infanterie und sind ebenfalls noch ganz und heil; Körner aber, der Adjutant des Majors Lützow bei der Cavallerie des Corps ist, war bei jenem unglückseligen Angriff dabei, hat eine Wunde am Kopf bekommen und ist sterbend in einem Gebüsch liegen geblieben, wo Bauern ihn gefunden und gerettet haben; er ist glücklich nach Böhmen entkommen und ist in Carlsbad, wo er durch die Herzogin von Kurland und ihre Schwester, die Frau v. Recke, gepflegt und geheilt wird und vielleicht jetzt schon wieder bei seinem Corps sich befindet. Er hat an einige seiner hiesigen Freunde einen Bericht über jene entsetzliche Stunde geschickt, der jeden Lesenden mit Grausen und Abscheu erfüllen muss [1]). Wie muss diese

1) Von diesem nicht weiter bekannten Briefe hat Dorothea folgenden Auszug hinterlassen, worin Th. Körner ausführlicher als sonst die Affaire bei Kitzen erzählt.

„Aus einem Brief eines Offiziers des Lützow'schen Corps.

unerhörte Treulosigkeit nicht die jungen Gemüther empören und wie wird nicht Rachsucht und Erbitterung täglich erhitzter! Gott wolle sich der armen Menschheit erbarmen und diese Schrecknisse zum Heil der Seelen wenden! Die Namen der bei dieser unseligen Gelegenheit

C[arlsbad], 4. Juli 1813.

— — Der Waffenstillstand ward uns, die wir in Plauen standen, erst am 14. v. M. von französischer Seite officiell durch einen Kurier bekannt gemacht, und wir gebeten, auf dem nächsten Wege nach Preussen — nach dem 10. Artikel — zurückzukehren. Lützow marschirte am 15. Wir passirten bis zum 17. Mittags drei französische Colonnen, die uns auf's friedlichste aufnahmen, es wurden sogar Höflichkeiten an uns verschwendet. Der General der letzten rieth uns an, um allen möglichen Verdriesslichkeiten zu entgehen, durch einen Parlamentair vom Herzog v. Padua einen Offizier zu fordern, der uns bis über die Elbe begleiten solle. Wir gingen dies ein, der Parlamentair wurde geschickt, und wir hielten so lange auf dem Schlachtfelde von Lützen. Auf einmal — sie hatten sich indessen zusammengezogen — kamen die Feinde mit einer Uebermacht von 5000 Mann, zwei Reg. Cavallerie und zwei Reg. Infanterie und 4 Kanonen unter dem Divisionsgeneral Fournier, in Schlachtordnung auf uns los. Major Lützow ritt mit mir dem General entgegen; er erklärte, durchaus nichts feindliches gegen uns vorzuhaben, nur habe er Befehl, uns von weitem zu beobachten. Major Lützow befahl seinem Häuflein (500 Mann im ganzen) auf der Strasse nach Leipzig fortzumarschiren, um dem Parlamentair zu begegnen, der aber bereits in Leipzig festgehalten war. So zogen wir langsam weiter. Plötzlich umsprengten uns die württembergischen Jaeger mit geschwungenen Säbeln und boten uns Pardon an. Alles zog, Major Lützow befahl aber, die Säbel einzustecken, es sei Waffenstillstand. Damit ritt ich auf die Feinde los, sie fragend, ob man so Wort halte, aber 3 dieser Schurken antworteten mir, da ich den Säbel nicht gezogen hatte, mit drei Hieben über den Kopf, wovon jedoch nur einer fleischte. Das Gemetzel ward nun allgemein, der Major schlug sich mit 400 Mann durch, 100 schwer Blessirte fielen in der Feinde Hände. Mich hatte ein Freund aus dem Gedränge — ich hatte mich in die Mähne des Pferdes geklammert — gezogen, riss mich in ein nahes Gebüsch, dort verloren wir uns, und am andern Morgen fanden mich gutherzige Bauern fast schon sterbend." — —

gemachten Gefangenen wie der Gebliebenen sind bis jetzt noch nicht bekannt. —

Leben Sie wohl, theuerste Gräfin, ich küsse Ihnen die Hand und umarme die Kleinen, Julie und Felicie. Schlegel empfiehlt sich Ihnen gehorsamst.

240.

Philipp Veit an seine Mutter in Wien.

Breslau, 29. Juli 1813.

Aus meinem Briefe von Berlin, wenn er anders zu Euch gelangt ist, wirst Du ersehen haben, welchen Entschluss ich gefasst und was ich schon davon ausgeführt habe. Meinem Plan zu Fouqué zu kommen gemäss, reiste ich gestern vor 8 Tagen wohlgemuth von Berlin weg, nicht anders meinend, als in einigen Tagen am Orte meiner Bestimmung zu sein. Wie aber meistentheils die Sachen anders kommen, als man denkt, so musste ich schon in Züllichau zu meinem grössten Leidwesen erfahren, dass Fouqué schwerlich zu seiner Schwadron, sondern wegen Verlängerung des Waffenstillstandes wahrscheinlich nach seinem Gute zurückgekehrt sei. Schon war ich auf dem Punkte, wieder umzudrehen, fand es aber doch gerathener, hierher zu gehn, um etwas bestimmtes erfahren zu können; und so wandle ich wieder in denselben Strassen als Kürassier umher, die ich vor einem Vierteljahre als Lützow'scher Infanterist verliess, so dass mir die ganze Zwischenzeit nur wie ein Traum erscheint. Ich denke aber dieser Tage gewiss etwas bestimmtes von Fouqué zu erfahren, so dass mein Loos wohl bald entschieden sein wird. Eichendorff reiste einige Tage später in Gesellschaft von Savigny von Berlin fort, ist aber nun auch hier und wir handeln stets gemeinschaftlich. Der Vater wird es Dir wohl geschrieben haben, dass ich mit Onkel

Joseph und seiner Familie hierher gereist bin; den Benny trafen wir hier, er ist ein sehr guter Junge und ein äusserst braver schwarzer Husar; er lässt vielmal grüssen, sowie auch der Onkel; die Tante wird selbst ein Brieflein beilegen. Lebe recht wohl und empfiehl mich allen meinen lieben Freunden. Willst Du mir schreiben, so adressire nur an Herrn Lipmann Meier und Sohn. Ich darf nicht vergessen, liebe Mutter, Dich von Madame Jonas herzlich zu grüssen; sie hat es mir eigentlich aufgetragen.

241.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Florenz.

Döbling bei Wien, 31. Juli 1813.

— — Gestern endlich kam mir ein sonst höchst gleichgültiger Brief von Delmar aus Florenz vom 13. d., der die mir höchst wichtige Nachricht enthielt, dass Du in Florenz und gesund seist. Gott sei gedankt! Ich eile nun, Dir zu schreiben, und muss es dem guten Glück überlassen, ob der Brief Dich finden wird, denn ich habe keine Adresse von Dir. Herzlichen Dank für die Federzeichnung [1]), sie gefällt uns ungemein wohl, wir können die Einfachheit der Zusammensetzung, die Schönheit der Gewänder nicht anders als sehr loben, so wie auch die Stellungen der meisten Figuren, insbesondere der heiligen Caecilia und Catharina. Den Liguori müsstest Du wohl lieber ganz weglassen, weil er noch zu neu ist, als dass man, glaube ich, seine Gestalt so rein nur idealisiren dürfte, und individualisiren darfst Du ihn nicht, denn Du weisst es, der vortreffliche Mann hatte eine verunglückte Gestalt. Kannst Du dafür nicht den heiligen Petrus nehmen? Deine eigne Kritik, dass die Figur der Mutter Got-

1) Vgl. S. 87.

tes weiter zurück gebracht werden muss, finde ich sehr gegründet; dadurch gewinnst Du allerdings Freiheit für die übrigen Gestalten. Könnte Anna nicht neben der Jungfrau sitzend, sich mit dem Kinde beschäftigend oder doch über dasselbe nachsinnend dargestellt werden? Dadurch, dünkt mich, und dass vielleicht von der andern Seite die heilige Dorothea das Körbchen dem Kinde knieend darreicht, würde etwas Handlung in die Darstellung können gebracht werden, ohne dass die Einfachheit gestört wird. So könnte auch ein Lamm zu den Füssen der Mutter spielen, mit dem Kopfe sich gegen ihre Kniee anschmiegen, und Johann Baptist, der auf jeden Fall mehr hervortreten und mit einem Fell bekleidet dargestellt werden muss, mit sehr tiefer, ernster Geberde darauf hinzeigen. Erinnere Dich des alten Correggio in Dresden; so muss der Täufer dargestellt werden. Ich kann mir nicht anders denken, als Correggio muss eine Offenbarung über diese Gestalt haben; mich dünkt, man darf jetzt gar kein anderes Ideal für ihn erfinden wollen. Der Stab mit der Schlange kömmt mehr dem Evangelisten zu. Meinst Du nicht auch, dass man diesen Urgestalten alles, was sie charakterisirt, treulich lassen muss? Wie die Antiken ihrem Merkur, ihrem Apoll &c. ihre unveränderten Kennzeichen gaben und liessen, so müssen auch wir den Täufer am Lamm, den Evangelisten an der Schlange, wie Caecilia an der Musik erkennen. Alles dies schreibe ich Dir aber nur als Bemerkerin, keineswegs aber als Tadlerin. Hast Du das Bild etwa schon angefangen, so bitte ich Dich gar sehr, es zu vollenden nach Deinem eigenen Gusto; es wird auch so, wenn Du das Gemälde so bewundernswürdig fleissig wie die Federzeichnung ausführst (die mich wegen ihrer Sauberkeit und Ausführlichkeit höchlich erfreut) etwas werden, dessen Du Dich nimmer wirst zu schämen haben, und Deiner Tante wie mir eine Freude für's ganze Leben machen. Dass diese Tante jetzt mit

uns sich im Glauben vereinigt hat[1]), wird Dir eine liebe Nachricht sein; sprich aber mit Niemand darüber, als von wem Du überzeugt bist, dass es ihn interessirt und der nicht darüber hin und her schwatzt. Was Du mir über Overbeck schreibst, hat mich gerührt; es ist mein Stolz und eine eigne Art von Sicherheit und Zufriedenheit, dass meine beiden Söhne sich gern die Vortrefflichsten zu Freunden und Führern wählen und lieber einsam wandeln als in schlechter oder auch nur mittelmässiger Gesellschaft.

3. August. Ich ward neulich im Schreiben unterbrochen; ich musste auf ein paar Tage in die Stadt und dort erhielt ich dann gestern zu meiner unaussprechlichen Freude Deinen Brief aus Florenz. Die Einlage an den Vater habe ich gleich auf die Post besorgt, der gewiss so wie auch ich ein Fest feiern wird bei Empfang dieses so sehnlich erwünschten Schreibens. Deinen darin erwähnten Brief aus Orvieto habe ich nie erhalten, welches mir besonders der Zeichnung[2]) wegen sehr leid thut, dergleichen ist nicht leicht zu ersetzen. Hast Du die blaue Farbe nicht mit dem Brief durch Eggers erhalten? Dass der durch den dänischen Reisenden verloren gegangen[3]), thut mir gar sehr leid, insbesondere weil er viele Nachrichten enthielt, die der Post nicht anvertraut werden. Er enthielt die interessantesten Details über alles, worüber Du jetzt wohl schwerlich welche erfahren wirst. Auch über Philipp's Entschluss. Er ist jetzt nicht in Wien. Wir haben Nachrichten von ihm, zuletzt aus Schlesien. Er ist gesund und es geht ihm, zwar mit vielen Strapazen, wie es seinem jetzigen Stand angemessen ist, doch ganz gut. An Kunst, siehst Du wohl, ist freilich jetzt nicht zu denken. Man arbeitet sehr am Frieden; dann

1) Henriette — nach der Taufe Marie Henriette Mendelssohn.
2) Die Messe von Bolsena. Vgl. S. 166, 172.
3) Der erst später eingehändigte Brief Nr. 222.

wird er Dir bald von hier aus wieder schreiben. Deine Reisebeschreibung und die manchen Abenteuer, besonders das mit der alten Dame in Perugia [?] haben mich sehr ergötzt. Siehst Du wohl, was den Weltkindern, wenn sie hübsch artig und manierlich sind, alles für Zierlichkeiten begegnen? Freilich muss man mit der Welt und mit den Menschen leben, wenn man ihnen nützlich sein will, und doch so viel als möglich sich rein von ihnen erhalten, nie etwas von ihnen in der stillen Kammer des innern Herzens mit sich ziehen. Aber was mich sehr, sehr bewegte und wofür ich Gott nicht innig genug danken kann, das ist Deine immer grösser werdende Erleuchtung im Glauben, im Christenthum. Das und nichts anderes war es ja immer, was wir Dir so gerne gegeben hätten. Aber alles will seine Zeit haben und Du musstest nach einem andern Himmelsstrich, um durch ein anderes Werkzeug auf den rechten Weg geleitet zu werden. Gottes Segen und sein lebendig machender Geist sei mit Deinem Denken und mit dem Geistlichen, der durch jene Reise und Deinen Fall Dein Freund werden musste. Beten wir in Demuth und Unterwürfigkeit die Wege der Vorsehung an. Ich bin in meinem Herzen jetzt mehr als jemals überzeugt, dass das Gebet der Menschen, wenn es zur Ehre Gottes, zum Wohl des Nächsten und zum Heil der Seele geschieht, allemal Wirkung hat; ich habe darüber Beweise in meinem Leben, die mich immer mehr zum Gebet ziehen; es ist etwas göttliches, die Leiter, die uns zu Gott führt. Was mit Dir geschieht und auch schon oft und jetzt mit Philipp, ist mir wieder ein neuer Beweis, und zwar immer mehr das Gebet in Vereinigung mehrerer Christen, in Vereinigung mit dem Priester im heiligen Messopfer, nach der heiligen Communion und nur gar selten in der Einsamkeit, auch da nur, wenn ich mich mehr an das allgemein ausgesprochene Gebet, ohne besonders ausgedachte Worte hielt. Ach, liebster Sohn, welche Gna-

denschätze fliessen uns, so oft wir nur wollen, vom Thron des Sohnes zu. Lass uns ja in seinem Blute, in seinen Wunden, die bei der Auferstehung uns vorleuchten werden, leben und sterben. Ich könnte Stunden lang mit Dir darüber sprechen. Wie mich Deine Erleuchtung beseligt, kann ich nicht aussprechen. Schliess mich und auch Deinen Bruder bei Deinen heiligen Communionen mit ein; er führt jetzt ein Leben unter meist rohen Menschen, doch ist sein liebster Freund und Kamerad ein Gleichgesinnter, das ist uns ein Trost. Mit dem geistlichen Stand, das lass nur noch; überlass alles Gott, der Dich führen wird, und überlege alle solche wichtige Dinge, besonders Standesveränderungen, am Fuss des Kreuzes. Die Stelle aus dem italienischen Werk ist schön und passend für unsern Fall; man findet in allen wahrhaft katholischen Schriften solche vortreffliche Dinge, wenn man sie mit reinem, vorurtheilslosem, demüthigem Sinn lesen will. Die Schriften der heiligen Theresia sind voll der gotterleuchteten Dinge. Sailer's Uebersetzung des a Kempis habe ich zufälliger Weise jetzt erhalten und mir sogleich angeeignet; es ist trefflich, so wie der Uebersetzer selbst ein vortrefflicher Mann sein muss, wie ich von vielen gehört, die ihn kennen.

Platner hat einen sehr schönen Aufsatz über Schick gemacht, er ist im Juli-Stück des ‚Museums‘ [1]) gedruckt. Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Schick's Bilder, die ich hier gesehen habe, sind dennoch die besten unserer Zeit bis jetzt. Wir hatten hier eine Ausstellung auf der Akademie, wo ein gewisser Petter, ein junger lebhafter Mann, ein grosses Gemälde ausgestellt hatte, die erste Zusammenkunft Maximilians I. mit Maria von Burgund. Es war das ausgezeichnetste auf der Akademie und nicht ohne Geist, viel Effekt und überhaupt, nach dem Urtheil der

1) Bd. 4, 26—71.

Kenner, viel verdienstliches. Maler Koch aus Rom sehen wir oft, er ist doch ein sehr genialer Mensch. Er bewirbt sich um den Preis in München und malt auch eine Opferscene nach der Sündfluth. Wir haben hier durch ein Gerücht erfahren, dass einer unsrer besten Freunde, Dein Firmelungspathe, Karl von Hardenberg, gestorben sein soll. Das wäre ein sehr empfindlicher Verlust für uns. Vergiss nicht, ihn in Deinem Gebete einzuschliessen, so wie den Grafen Stolberg, Deinen Taufpathen, und die Seinigen, die auch für Dich beten.

Ich lebe jetzt hier in Döbling bei Pilat's, die nach Prag gereist sind und mir unterdessen Kinder und Haus anvertraut haben; sie kommen aber in einigen Tagen wieder, dann denken wir wieder in die Stadt zu ziehen und dann werde ich auf einige Wochen zur Arnstein [gehen], wo Abraham Mendelssohn mit Frau und Kindern jetzt lebt. Er hat ganz allerliebste Kinder. Lea lässt Dich sehr grüssen; auch Deine Tante und Cousine aus Altona [1]), mit denen ich mich wieder in Briefwechsel gesetzt; ferner Friedrich von Herzen. Er hat sich so wie ich über Deinen Brief gefreut, und alle Freunde und Bekannte, besonders Humboldt's und die geistlichen Herrn. Schreib ja bald wieder, liebster Sohn! Du erfreuest Deine Mutter, die Dich umarmt und segnet. — Sutter ist noch immer in Wien, ich sehe ihn aber selten.

242.

Friedrich Schlegel an Philipp Veit.

Wien, 10. August 1813.

Geliebter Freund, ich habe Dir einen langen Brief unter Einschluss an Fouqué geschrieben, die Mutter des-

1) Recha Meyer, geb. Mendelssohn und deren Tochter.

gleichen nach Breslau unter der Adresse von Lipmann. Unsre herzlichen Wünsche begleiten Dich überall und in jedem Augenblick. Heute, den 10. August, ist die Ungewissheit hier grösser, als sie noch je war, indem die widersprechendsten Gerüchte sich durchkreuzen. Im Fall des Krieges geht es wahrscheinlich zunächst nach Brünn, wo die Staatskanzlei wahrscheinlich auch hin verlegt wird. — Sei entschlossen, wenn es zum Schlagen geht, aber verliere auch nicht die Geduld, wenn es wieder heimwärts geht. Gott wird schon alles zum besten wenden, auch die Eseleien der Dummköpfe und schwachmatischen Menschen. — Eine für mich sehr traurige Nachricht muss ich Dir mittheilen, an der gewiss auch Du Antheil nimmst. Karl Hardenberg ist gestorben; ich erfuhr es von Fremden und weiss noch nichts näheres.

Ich benutze die gute Gelegenheit, Dir ein kleines Gebetbüchlein zu schicken, ein Psalterium der Mutter Gottes, welches so klein ist, dass es schon in den Tornister gehen wird. — Gedenke nur, dass sie es ist, die im Herzen des Kriegers die Milde und die Liebe bewahrt und die den Wandrer auf dem Jahrmarkte des Lebens rein und in der geistigen Liebe erhält. Lebe wohl, geliebter Philipp! — Grüsse Eichendorff.

243.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Florenz, den 20. August 1813.

— — In dieser Woche habe ich eine neue Arbeit für Dich angefangen. Es ist nämlich in der Gallerie der Akademie hier ein Bild von Pietro Perugino aus Valombrosa hergebracht worden, welches unstreitig zu dem Ausserordentlichsten gehört, was dieser Meister (bekanntlich Lehrer des Rafael) und überhaupt je ein Mensch

hervorgebracht. Es stellt eine Madonna vor in Umgebung einer Engelglorie und mehrerer untenstehender Heiligen. Unter diesen zeichnet sich besonders der Erzengel Michael aus, in ritterlicher Kleidung und von unerreichbarer Schönheit, so dass viele glauben, er sei von Rafael selbst hineingemalt. Ich will es versuchen, Dir von demselben eine Copie mit Oelfarben zu machen, und wenn es mir gelingt, nur die Hälfte der Schönheiten des Originals hineinzubringen, so wirst Du gewiss Freude genug daran haben.

Um mich zur Arbeit zu stärken, habe ich zuvor eine kleine Reise nach Pisa gemacht, einer Stadt unweit Livorno, 6 Meilen von Florenz, sehr angenehm zu beiden Seiten des Arno angebaut. Ich wollte diese Reise schon früher machen und verschob sie, um in Gesellschaft zweier Berliner zu reisen, Herren v. Winterfeld, welche sich diesen Winter hier aufhalten. Ich habe einige Tage sehr glücklich dort in Anschauung der uralten Malereien verlebt, welche sich im Campo Santo befinden und mir einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen haben. — — Meinen herzlichen Dank für die gute Aufnahme von Overbeck's Bild. — —

244.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Wien, 24. August 1813.

Diese Gelegenheit durch die zurückgehende Gesandtschaft, vielleicht die letzte auf lange Zeit, will ich nicht vorübergehen lassen, Ihnen zu danken für Ihren liebenswürdigen, freundlichen Brief. Wie sehr erfreulich und rührend war es mir, dass Sie sich meiner in diesen Tagen erinnerten, da ich eben auch ganz erfüllt vom Andenken an jenen Abschied des geliebten Rheinlandes war. Wir

stehen nun wieder recht in der Mitte der Wirbel der vordrängenden Bewegung der Zeit und der zurückhaltenden der irdischen Lenker und gar vieler Zeitgenossen; wer hübsch fest im Kern ist und nicht von diesen Mühlsteinsbewegungen zermalmt wird, der kann sich dann freuen, geschliffen und abgerundet geworden zu sein; aber etwas schwindelig wird einem allerdings zu Muthe.

Vortrefflich ist es, dass Sie durch göttliche Hülfe des Ehrenfrohndienstes enthoben sind, dass Sie ungehinderten, festen Schrittes Ihr Kunstleben mitten durch die zusammenstürzenden Trümmer zu führen vermögen, und abermals vortrefflich, was Sie von Bereicherung Ihrer Kunstsammlung melden und von Melchiors Ausbildung und Herrlichkeit; wie konnte eine so gesunde, kernfeste, edle Natur unter so guter Anleitung anders werden! Grüssen Sie mir den trefflichen Jüngling recht von ganzer Seele, ich wünsche ihm Glück und allen Segen des Geistes Gottes. Wird es wieder einmal frei in der Welt, dass man ungehindert sich bewegen darf, so gelobe ich es als eine Wallfahrt, Sie und Ihre Gemäldesammlung wieder zu sehen, zumal Sie so wunderherrliche Dinge dazu bekommen haben! Ja, wenn es einmal wieder recht gut würde, dann hätte ich noch ein ganz anderes Plänchen mit Ihnen und Ihrer Sammlung *in petto*, bis dahin aber schweige mein Mund.

Von meinen Söhnen habe ich auch grosse Freude. Johann ist in Florenz und macht sehr gute Fortschritte. Philipp geht durch alles Verderbliche wie Tamino durch Feuer und Wasser, es berührt ihn gar nicht. Er ist nach allgemeinem Zeugniss (um wie viel mehr nach dem unsrigen, die wir ihn so zärtlich lieben) ein ganz trefflicher Jüngling, geliebt und geachtet von allen, die mit ihm umgehen. Er hat nach dem, was mit dem Lützow'schen Corps vorgegangen, nach jenem schändlichen Attentat, wovon bis jetzt immer noch keine Genugthuung erfolgte, das Corps verlassen, sowie viele andere der besten auch,

und ist nebst seinem treuen Kriegskameraden, einem Baron von Eichendorff, zu den reitenden Jägern des brandenburgischen Kürassierregiments im Kleist'schen Armeecorps gegangen, wo er neben dem Dichter Fouqué dient. Dieser liebt ihn sehr; Philipp hat ihn während des Waffenstillstandes zu Nennhausen besucht. Es heisst, das Kleist'sche Armeecorps stehe jetzt in Böhmen. Vereinigen Sie Ihr Gebet mit dem meinigen, lieber Sulpiz, um den göttlichen Schutz für den lieben Jungen. Ich habe ihn freilich mit grossem Muth der gerechten Sache geopfert, aber unser Herz hängt sehr an ihm. Was müsste es erst sein, wenn wir gezwungen gewesen wären, ihn der bösen Sache zu opfern! Noch einmal wünsche ich Ihnen Glück, dass Sie von der französischen Garde losgekommen! Köln ist und bleibt unsere wahrhafte Vaterstadt im rechten und ächten Sinn, denn von dort schreibt sich das meiste, ja wohl alles, was in den Söhnen, was wir in unserer eigenen Seele für gut achten dürfen; denken Sie also selber, was Sie uns sind und alle, die Theil daran haben, dass wir in Köln waren.

Tieck ist mit allen Burgsdorff's und vielen Finck's nach Prag geflüchtet, vielleicht sind sie jetzt wieder in Berlin. Er hat nicht wieder an Friedrich geschrieben, seitdem dieser ein Ansinnen wegen eines Darlehens ablehnen musste. Es thut uns diesmal doppelt leid, einem Freunde auf der Flucht nicht aushelfen zu können, aber es geht auch uns noch sehr knapp im Geleise her, und oft hilft man sich wunderlich genug, oder vielmehr Gottes Hülfe bleibt nimmer aus. Goethe ist in Töplitz gewesen, ich weiss nicht, ob er noch dort ist. Der flüchtet vor dem äussern Feinde und giebt seine ganze Seele ungehindert dem innern Feinde preis. Es giebt nicht viele Bücher, die meiner innern Natur so zuwider sind als seine letztern, namentlich die ‚Wahlverwandtschaften', und vollends sein sogenanntes Leben! Was er über die Sakramente und

was er über Ihr Werk kund thut [1]), ist doch so bei den Haaren herbeigezogen und so deutlich nur eine Bescheinigung seines Eigenthumsrechtes. Wie es dann aber zu gehen pflegt, es beweist gerade im Gegentheil, dass diese Gegenstände ihm allezeit fremd geblieben, seiner Seele nie einheimisch gewesen sind. Wie würden wir darüber disputiren, wenn wir zusammenkämen, denn unbestritten lassen Sie mir dergleichen gewiss nicht, das weiss ich wohl.

Das ‚Museum' geht ganz tapfer seinen monatlichen Gang fort; Friedrich schiebt es treulich fort, giebt ihm aber selber nur spärliche Nahrung. Jetzt hat er eine Recension des Heyne von Heeren gegeben [2]). Vorigen Monat stand ein schöner Aufsatz aus Rom über den Maler Schick darin. Dass Sie es nicht ordentlich bekommen, ist die Schuld der Buchhandlung, die alles schlecht betreibt und die allein schuld ist, wenn die ganze Unternehmung mit dem kommenden Jahr zu Grunde geht. Was Sie über A. W. S[chlegel] schreiben, ist ganz auch unsere Gesinnung darüber. Ich fürchte, der gute Mann wird vielen Verdruss am Ende davon haben. Seine Schrift in der Angelegenheit [3]) macht viel Aufsehen bei den diplomatischen Herren, mir aber ist gar nicht gut bei dieser Sache zu Muthe, aus gar vielen Gründen. Erst muss man Thieren, die solches in der Art haben, nicht leicht den Gefallen thun, ihnen die Pfoten zu leihen, damit sie die Bratfische aus der Pfanne langen können; dann ist diese Sache doch nur zufällig und auf diesen Augenblick zu der unsrigen geworden oder vielmehr mit in die unsrige verflochten worden. Ferner ist sie A. W. persönlich ganz fremd, und er

1) Im 7. u. 8. Buch von Dichtung und Wahrheit.

2) Heyne, biographisch dargestellt von Heeren. Mus. 4, 177—185.

3) Betrachtungen über die Politik der dänischen Regierung. Von A. W. S. 1813.

ordentlich *par contrecoups* ein politischer Schriftsteller geworden. Etwas solches wie diese schreckliche Anmassung über Dänemark, dünkt mich, darf nur von einem Schweden ausgesprochen werden, wenn es nicht ein falsches Ansehen erhalten soll. A. W. hätte sich wenigstens nimmermehr zu dieser Schrift bekennen sollen, wenn er auch in diesem Dienst sie anfertigen m u s s t e. Es ist als hätte ihn diese neue Würde und dieser Auftrag dermassen berauscht, dass er gar nicht mehr wusste, wo er die Füsse hinsetzt. Bei einem solchen tanzenden Zustand verliert man den Kopf nicht selten.

Lieber Freund, die[1]) werden wir vielleicht diesesmal los — diesesmal wenigstens ist es wahrscheinlicher als je; aber meine Seele ist dennoch voller Traurigkeit, wenn ich mir diejenigen betrachte und überdenke, die sich als Werkzeuge aufwerfen. Noch ist es mir bei keinem, als wäre sein Beruf von oben bestätigt. Doch der Wille Gottes geschehe! Bitten wir um Kraft und Erleuchtung, dass wir, so viel an uns liegt, ihn wirklich erfüllen helfen auf Erden. Ich kann Ihnen nicht verschweigen, obgleich es vor jedem andern ein Geheimniss ist, dass Friedrich auch einen Auftrag erhalten hat, mit welchem er sehr beschäftigt ist[2]); aber Gott sei gedankt, von ganz anderer Art, als jener an seinen Bruder. Ob es je bekannt wird, was er schreibt, ist wohl sehr unwahrscheinlich, wohl nicht anders als durch seine Wirkungen, wozu uns Gott seinen Segen und Erfüllung geben wolle. Auf jeden Fall dient seine Arbeit zur Ehre Gottes, zum Nutzen der Menschen und zum Heil der Seele; und so kann ich Ihnen sagen, dass Friedrich sowohl als ich recht froh und vergnügt über diesen Auftrag sind.

1) Franzosen.

2) Vgl. dessen Brief vom 20. October 1813 in A. W. v. Schlegel's Briefwechsel 24d.

Leben Sie wohl; geht es übel, schreibe ich Ihnen wohl einmal wieder aus der Bulgarei. Bleiben Sie unsere Freunde! Eh' wird der Rheinstrom seinen Lauf verändern können, als wir aufhören, seine Ufer und dessen Bewohner zu lieben.

245.

Friedrich Overbeck an Johannes Veit in Florenz.

Rom, 27. August 1813.

Ich bin ohnedies schon so tief in Deiner Schuld in mancherlei Rücksicht, und Du häufest immer mehr Güte auf Güte. Was soll ich sagen, wie soll ich Dir danken für Deine Gaben sowohl als für das, was Dich so freigebig macht, Deine Liebe und Freundschaft für mich? Soeben habe ich davon Gebrauch gemacht und zwar den ganzen Credit erschöpft, weil es gerade bei mir auf's äusserste gekommen war. Denn sowie der Herr allezeit auf seinen verborgenen Wegen sorgt für die, die seiner Hülfe vertrauen, davon Er mir, wie Du Dich erinnern wirst, so oft und so wunderbare Beweise gegeben hat, fügte es sich auch diesmal, dass ich soeben den letzten Bajocco für mein Abendbrod ausgegeben hatte und ohne zu wissen, wovon ich am folgenden Tage leben werde, nach Hause kam und Deinen lieben Brief vorfand. Er, der es Dir in's Herz gegeben hat, Deinem hülfsbedürftigen Freunde zu rechter Zeit beizuspringen, erfülle auch Dich nach seinem Reichthum mit seiner Gnade und helfe aller Deiner Nothdurft ab! — Deine lieben Briefe habe ich, so viel ich glaube, alle erhalten. Auch darin bin ich Dein Schuldner, muss es aber auch heute noch bleiben, indem der Ueberbringer dieses, Herr Müller, der sich mit diesen Zeilen beschweren will, sehr plötzlich abreist, und ich daher nur in Eile wenige Zeilen schreiben kann. Auch wirst Du hoffentlich von Schadow manche nähere Nach-

richt über mich und Deine übrigen Freunde erhalten haben. Gerne möchte ich Dir über die Kunst so manches sagen, was ich auf einen besondern Brief verspare; denn ich bin brüderlich um Dich besorgt, dass Du überall die kürzesten Wege gehest und das Beste erwählest. Nicht dass ich mir anmasste, Dir dieses unfehlbar anzeigen zu können, allein so manche Erfahrung, die ich gemacht habe, kann Dir vielleicht nützlich sein.

Die Hoffnung, Dich vielleicht bald wieder hier zu sehen, macht mich so wie unsre guten Hausleute recht froh; auch die Kinder reden oft von *Signore Giovanni nostro,* den sie nicht vergessen können. Mir geht es fast immer so, dass ich erst nach der Trennung von einem Freunde erkenne, was ich ihm hätte sein können und sein sollen; und so freue ich mich, dass mir ein gutes Geschick Gelegenheit geben will, gegen Dich noch nachzuholen, was ich versäumt habe. Ach! mein Lieber, was könnten wir Menschen einander nicht alles sein, wie könnten wir einander helfen und fördern zu allem Guten, wie könnten wir durch gegenseitige Liebe, Eintracht, Duldung den Herrn unter uns fesseln, dass die Erde ein Vorhof des Himmels wäre; und wie wenig sind wir einander meistens, ja wie hinderlich sind wir einander oft! Wir aber, die wir durch gleiche Barmherzigkeit berufen sind zu gleicher Herrlichkeit, aus der Finsterniss des ungeistlichen Lebens in allerlei Lüsten zu dem Lichte des Glaubens, der da tilget unsre Sünden — lass uns wachsen und zunehmen, bis dass wir hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniss und uns bauen zu einem geistlichen Hause, zur Behausung Gottes im Geiste.

Nach Orvieto habe ich geschrieben wegen des verlornen Briefes, weil er sich hier auf der Post nicht gefunden. Findet er sich dort, so erhältst Du ihn durch Cornelius, dem ich Deine Adresse geschickt. — Herr Platner trug mir unlängst auf, mich bei Dir zu erkundigen,

ob Du wegen seiner an Herrn Schlegel übersandten Schriften nachgefragt habest, und Dich zu bitten, darüber baldigst Antwort zu geben. Columbo, der Dich herzlich grüsst, bittet Dich, wenn Du Gelegenheit dazu finden solltest, durch einen Reisenden ihm einige seiner Bücher zurück zu schicken, namentlich den Herodot.

Der Friede Gottes sei mit Dir. Dein treuer Freund und Bruder Overbeck.

In Eile.

246.

Philipp Veit an Friedrich und Dorothea Schlegel in Wien.

Töplitz, 6. September 1813.

Zu meinem unaussprechlichen Trost und Freude erhalte ich endlich Nachricht von Euch: gestern einen Brief und heute mündlich durch Pilat, den ich hier aufgesucht habe. Ich sehnte mich danach wie der Hirsch nach der Quelle, und ich höre von Pilat, dass Ihr Euch auch über mein langes Stillschweigen beklagt; wie kann ich aber schreiben, da wir beständig bivouaquiren und mir die Sorge für mich und mein Pferd mehr Zeit wegnimmt, als es überhaupt in der Welt giebt? Doch müsst Ihr einmal durch einen Brief von Fouqué an seine Frau erfahren haben, dass ich nach der Schlacht bei Dresden und bei Kulm noch gesund war. Wie ich zuerst österreichische Truppen sah, glaubte ich ganz gewiss, Du würdest auch nicht weit sein. Nachdem ich aber mit Pilat gesprochen, so ist es so auch gut; doch wünsche ich von Herzen, Dich entweder bald bei uns oder mich bei Euch zu sehn, denn beides wäre ein Zeichen vom glücklichen Fortgang der guten Sache. Leider habe ich, trotz aller angewandten Mühe, mit Eichendorff nicht zusammen bleiben können; er ging zuletzt nach Prag, um österreichische Dienste

zu suchen, und von da, wie Pilat erzählt, unverrichteter Dinge nach Schlesien. Wie schmerzhaft mir die Trennung von ihm war, kannst Du leicht denken, und wenn ich nicht mit Fouqué zusammen wäre, so könnte ich die Einsamkeit mitten im Getümmel schwerlich ertragen. Am meisten erhält und ermuntert mich, nebst dem herrlichen Gange der guten Sache, das Bewusstsein Eurer Liebe und des Antheils, den so viele vortreffliche Freunde in der Ferne an mir nehmen. Gebe nur Gott, dass der Krieg bald so glücklich beendigt sei, als er begonnen hat, und ich mich wieder ruhig an meine Staffelei setzen kann, ohne dass mir die Muse meine Treulosigkeit vergilt. Somit Gott befohlen, des Herrn Friede sei mit Euch und mit uns allen. — Noch muss ich Dich von Fouqué grüssen, dem Du unglaubliche Freude durch Deinen Brief an ihn gemacht hast. P.

Meinen besten herzlichsten Gruss, theurer Freund! Ihr Gruss fiel in mein wildes Lagerleben herein wie Saitenklang in Rossesgewieher. — Wie lieb mir Veit ist, hat er Ihnen wohl selbst geschrieben, nicht wahr? Nehmen Sie derweil mit diesen gekritzelten Zeilen vorlieb. Ein Epos erzeugt sich mir während des Krieges [1]). Wann sprechen wir künstlerisch darüber?

Gott mit Ihnen! Gott mit uns! Ihrer Frau Gemahlin meine beste Empfehlung.

Aus treuem Herzen ganz der Ihrige

Fouqué.

1) Corona, ein Rittergedicht in drei Büchern. Stuttgart und Tübingen 1814.

247.

Dorothea an ihren Sohn Philipp.

Wien, 11. September 1813.

Mein guter herzallerliebster Philipp, Dein Brief war uns eine wahre Wohlthat; auf diesen Brief hatten wir erst gewartet, um uns recht freuen zu können über alle die guten erfreulichen Nachrichten. Wäre nur das Wetter nicht so gar wie behext und bezaubert, damit ich über Märsche und Lagerleben und Bivouaks doch etwas beruhigt sein könnte. Ich beschwöre Dich Philipp, dass Du Dir, sobald Du in eine Stadt kömmst (schon in Töplitz geht es); dass Du Dir nicht allein einen Mantel schaffst, im Fall Du keinen haben solltest, sondern auch warme Strümpfe und etwas Flanell, entweder als Leibbinde oder als Kamisol. Wenn Du kein Geld dazu hast, so borge es Dir von Pilat, ich werde es hier seiner Frau wieder bezahlen; ich zittere, wenn ich an Deine Gesundheit denke in diesem entsetzlichen nassen Wetter. Gott und seine Heiligen wollen Dich beschützen! Wenn Du Dir meine Angst denkst, so weiss ich gewiss, Du wirst nicht leichtsinnig etwas verabsäumen. Fouqué's Brief an seine Gemahlin nach den Tagen von Dresden und Kulm haben wir nicht gesehen; wir hatten gar keine Nachricht von Dir, ausser dass das Kleistische Armeecorps allenthalben genannt war und wir Dich dabei wussten. Schreibe uns doch, wenn Du kannst, das heisst bei den Schlachten! Unsre Freude, Dich neben Freund Folko [1]) und unter seiner Obhut zu wissen, kannst Du Dir wohl denken. Hast Du denn meinen Brief erhalten, worin ich Dir für die Zeichnung von ihm gedankt? Hast Du denn überhaupt meine fünfhundert Briefe erhalten? denn weniger habe

1) Name eines Ritters im ‚Zauberring‘ von Fouqué.

ich Dir gewiss nicht geschrieben. Ich bitte Dich, schreibe uns etwas mehr über Dich: z. B. man sagt uns, Du habest jemand, der Dein Pferd besorgt, nach Deinem Briefe aber scheint es, als wäre das keinesweges der Fall. Wie siehst Du aus, was hast Du an? wie ist Dir zu Muth? was hast Du für ein Pferd? kannst Du auch wohl zum Beten kommen? nur ein Vater unser und Ave Maria, und nur alles und immer in der Gegenwart Gottes! — Hast Du etwa ein lichtbraunes Pferd oder einen Polaken oder sonst einen aus dem ‚Zauberring'? — Eichendorff ist zum Blücher'schen Corps, wir wissen aber noch nicht, wie oder was? Weisst Du nichts von Benny, von Eckstein, von Deinem Onkel Nathan, von Meyer, Körner, Olivier &c.?? Dein Onkel Abraham war mit seiner Frau und vier Wunderkindern hier, ist aber nun wieder zurück nach Berlin. Die Kinder sind wirklich wunderherrlich.

Gebe Gott, dass wir Dich bald wieder an Deiner Staffelei sitzend wissen und ein Liedlein pfeifen hören; ist Dir die Muse etwas griesgrämisch geworden, so wende Deinen Sinn zum heiligen Geist, der es wohl weiss und versteht, alle guten Gesinnungen zum Zwecke anzuordnen, wenn sie uns auch noch so disparat erscheinen. Ein Krieger für die Gerechtigkeit darf auch dann in andern Geschäften auf sein Licht und seine Erleuchtung hoffen. Wir sind wohl; Friedrich wartet, dass man ihn rufe; er ginge gar zu gern. Wenn es Dir im Gewühl manchmal zu bunt wird, so denke, wie ungeduldig Du wärest, wenn Du hier sitzen müsstest und Dich in Warten, in Bangigkeit und in Zweifel verzehren müsstest. — Alle Freunde und Freundinnen, auch die göttliche Julie, denken Deiner mit Liebe, segnen Dich und grüssen Dich. Ich umarme Dich herzlich, guter lieber Philipp. Grüss doch ja unsern vortrefflichen Folko, dem ich Dich auf's beste empfehle; seine Liebe für Dich stärkt und erhebt mich. *Apropos!* Streiche doch nicht so viel aus in Deinen Briefen, ich

will nicht allein Deine Weisheiten, sondern auch Deine Dummheiten lesen. Es verdriesst mich alles Ausgestrichene, dadurch werden auch die Briefe um so viel kürzer.

Deine Mutter.

Geliebter Freund, wie gross meine Freude war, als nach langem Warten Hartmann vorgestern Abend mir Deinen Brief brachte, kann ich Dir gar mit Worten nicht sagen. Ich beneide den Pilat recht, dass er Euch da im Bivouak gesehn und besucht hat; wie gerne lagerte ich so einige Zeit bei Euch und hörte es auch einmal wieder knallen. Indessen muss man eben thun, wozu man berufen ist. Ich bin nur froh, dass ich wenigstens in meinem Zimmer mit meinem dicken Kopf für die gute Sache arbeiten kann. Die Aufträge, die ich habe, sind sehr wichtig und so recht nach meinem Wunsch. Ausser denen, wovon Dir Pilat gesagt haben wird, hatte ich auch noch eine Arbeit für die Kirche durch den Nuntius, denen wohl noch andre folgen. Man athmet nun auf, und da muss doch auch für Rom gesorgt werden. — Lieber wäre mir's freilich bei Euch, oder wo es sonst knallt. Wenn ich aber je gesandt werde, so würde es wohl anders wohin sein als grade zu Euch. — Adam Müller ist mit Roschmann nach Kärnthen und Tyrol, der Erzherzog Max aber nach Sardinien. Das adamitische Erziehungswesen [1]) wird also nun wohl auseinander gehn. Was der älteste Eichendorff machen wird, weiss ich noch nicht, den jüngsten haben sie von Hause gleich wieder fort zur Armee gestupft; in allem andern ist er gar nicht zu tadeln, nur hätte er nicht darauf bestehen müssen, gleich Offizier werden zu wollen. Liebster Philipp, nimm Dich in Acht mit dem Obst, wenn ihr etwa einmal dergleichen erwischt. Es ist für den Soldaten im Herbst ein trügerisches Labsal, Hauptursache der meisten Krankheiten in dieser

1) Adam Müller's Institut.

nassen Zeit. Knödel sind das wahre Reiteressen, ich hoffe, ihr werdet nie Mangel daran haben. Ich umarme Dich von ganzem Herzen, sowie auch den edlen Folko, der mit den Zeilen von seiner Hand grosse Freude gemacht.

Friedrich.

248.

Dorothea an ihren Sohn Philipp.

Wien, 19. September 1813.

Herr von Humboldt wird Dir, wenn er Dich erreichen kann, diesen Brief und das beiliegende Päkchen Chocolad einhändigen. Ich habe erfahren, dass Chocolad im Felde von grosser Ressource ist; Du wirst ihn also nicht sowohl kochen und auf einmal verzehren, sondern einige Täfelchen immer in der Tasche bei Dir tragen, wo es Dir bei mancher Gelegenheit ganz wohl thun wird, ein kleines Stück zu essen. Theodor Humboldt hat sich während drei Tagen, dass sie keine Lebensmittel hatten, von etwas Zucker erhalten, den er durch Zufall bei sich gehabt. Wenn ihr in Sachsen vordringt, könnte es euch leicht an Speise und Trank fehlen, da das arme Sachsen unendlich leiden muss. Halte gut Haus mit diesem kleinen Vorrath, ich erlaube Dir, dem Meister Fouqué im Nothfall etwas mitzutheilen davon.

Die Herzen aller gutgesinnten Menschen werden jetzt erhoben bei den Thaten unsrer Landsleute. Gott erleuchte die Machthabenden mit seinem heiligen Geist, damit diese Opfer nicht vergeblich fallen! Doch das sollte man gar nicht fürchten; jede Anstrengung für die Gerechtigkeit ist ein Samenkorn, das seine Frucht trägt. Körner's Tod wirst Du erfahren haben; Du kannst wohl denken, wie schmerzlich er seinen Freunden ist. Gott wolle die verlassnen Eltern gnädigst trösten, für diese ist der Jammer

gross, besonders für die Mutter. Bei dem vortrefflichen Vater darf man voraussetzen, dass seine Seele höherer Ansichten empfänglich ist und dass der Schmerz ihn mehr reift und erhebt, als niederwirft. — Liebster Philipp, sei tapfer und ehrenvoll, nimm aber Deine Gesundheit wahr. So oft das nichtige Leben in der Welt mir Raum gönnt, bin ich in der Gegenwart Gottes, um seinen Schutz für Dich flehend, und der göttlichen Mutter im Himmel bist Du stündlich empfohlen.

In einem Bericht des General Hirschfeld wird bemerkt, dass die Berliner Landwehr unvorsichtig vorgedrungen, auf keinen Appell gehört und darüber beinah ein Unglück geschehen sei; wenigstens sind mehr Leute als nothwendig dabei aufgeopfert. Liebster Philipp, sei Du in jedem Augenblick Deinen Obern gehorsam, wie sich für einen geistlichen Ritter (denn für einen solchen darfst Du Dich halten) ziemt. Glaube nicht, dass einer nichts ausrichtet; das Beispiel eines guten Menschen wirkt unendlich viel. Wir sehen jetzt, was die wenigen vortrefflichen Menschen, die sich freiwillig hingaben, auf die Masse gutes gewirkt. Einstimmig sagt man, dass die preussische Armee jetzt die erste und trefflichste, ja ohne Beispiel heldenmässig ist. Wenn im Himmel die Freude über einen rückkehrenden Sünder gross ist, so ist auch auf Erden das Beispiel derer, die mit solcher Aufopferung vergangene Fehler büssten und gut machten, keine geringe Freude. Wenn Du kannst, so schreibe doch, wie es Dir ergeht; Du kannst leicht denken, mit welcher Begierde wir Nachrichten von Dir erwarten. Gott segne Dich, Allerliebster, und stärke Dich. Alle Freunde und Friedrich grüssen Dich tausendmal. Schreibe mir doch, wie es mit Deiner Wäsche aussieht, ob Du etwas brauchst.

249.

Friedrich Overbeck an Johannes Veit in Florenz.

Rom, 20. September 1813.

— — Deinen lieben Brief vom 13. d. M. habe ich erhalten und danke Dir herzlich dafür; Dein abermaliger Fall[1]) ist mir ein Beweis, dass Du noch der Alte bist, und wiewohl ich den Stein nicht gesehen habe, der Dir denselben verursacht, also auch nicht beurtheilen kann, wie schwer es mag gewesen sein, ihm auszuweichen, so möchte ich doch so ganz im allgemeinen wohlmeinend rathen, in Zukunft Sonne und Mond lieber ein wenig mehr unbeachtet zu lassen und statt dessen mit den Blicken mehr am Boden zu haften, sintemal Sonne und Mond noch niemand im Wege gewesen, aber kleine Steinchen schon zum öftern grosse Leute haben zu Fall gebracht. Auch habe ich kürzlich von Dir aus Orvieto vernommen, wo Du noch in gutem Andenken bist und noch immer das Mitleid der Einwohner beschäftigst, die sich nicht darüber beruhigen können, dass Du nicht etwa *qualche passione* habest und Dir noch einmal ein Leid anthun mögtest, welches man aus einigen Aeusserungen zu schliessen Grund zu haben glaubt. — Von Deiner gegenwärtigen Beschäftigung sage ich nur so viel, dass ich nicht ganz billigen kann, dass nicht das Alte erst fertig gemacht wurde, ehe etwas neues angefangen ward, mich aber doch zufrieden geben will, wenn ich denn nur den Michael fertig sehe, worauf ich nun mit allem Ernste dringe; sollte aber auch der unvollendet bleiben, so will ich meine Hände gewaschen haben. — In der Hoffnung, Dich bald wieder zu sehen, habe ich mich kurz gefasst. — —

1) Vgl. S. 175 f.

250.

Philipp Veit an seine Mutter in Wien.

Postelberg, 29. September 1813.

Sehr froh und vergnügt über die schnelle und erfreuliche Antwort auf meinen Brief aus Töplitz, habe ich es doch nicht lassen können, das Schreiben, wie gewöhnlich, fast bis auf den letzten Augenblick zu sparen, trotz der schönsten Gelegenheit, da ich schon seit 8 Tagen hier ein allerliebstes Zimmer auf dem Schlosse in aller Ruhe einnehme. Das wird nun aber wohl am längsten gedauert haben und beinahe möchte ich wieder auf meine alte Art schreiben: „Deinen lieben Brief vom 11. habe ich erhalten, ich bin gesund und wohl, muss aber schliessen, denn die Post geht ab, das nächstemal mehr. Euer P. 1813.“ —

Du siehst, dass mich bis jetzt der Krieg noch nicht ganz transferirt hat, und hat er mir mein bischen Tugend nicht ganz genommen, wie ich hoffe, so hat er mir dafür die meisten Fehler gelassen. Pilat habe ich wieder in Töplitz gesehen, was er Dir wohl geschrieben haben wird. Er ist äusserst freundschaftlich gegen mich, so dass ich mit Fouqué schon längst übereingekommen bin, ihn künftig Pylades zu nennen. Den Bartholdy habe ich aber verfehlt. — Die Nachricht von Körner's Tod habt Ihr nun schon. Wie sehr sie mich auch im Anfange erschreckt hat, indem ich mit meinen blöden Sinnen ihn vor allen am wenigsten dazu bestimmt glaubte, so ward ich hernach wunderbar über seinen Tod getröstet, indem ich es fast einsah, wie heilsam und nothwendig er war für seine irdische Laufbahn und für das Heil seiner Seele. Du wirst Dich erinnern, wie er den letzten Mittag bei uns versicherte, er sei ganz fest überzeugt, es werde ihm sehr glücklich in diesem Feldzuge gehn; und so ging es auch

und wohl noch glücklicher, als er glauben konnte. — Es hat mich sehr gefreut, den Eichendorff wieder bei der Armee zu wissen, obgleich ich ihm damals selbst rieth, nach Hause zu reisen; ich wollte wohl, er wäre hier bei uns, doch ist er da auch gut, und ich hoffe ihn einmal desto fröhlicher wieder zu sehn; ich bitte Dich, sorge ja wo möglich für den braven Bruder, damit er in Wien bleibt; denn die beiden kenne ich als so eingewienert, dass sie schwerlich wo anders fröhlichen Herzens sein können. Deine Thätigkeit, Friedrich, ist ein Trost der Deutschen und der Christen; ich möchte wohl mehr davon wissen; Du wirst gewiss wieder einmal recht ordentlich drunter fahren. Gebe Gott sein Gedeihen! —

Um Dich nun recht durch meine Genauigkeit zu erfreuen, liebe Mutter, so will ich Dir auf alle Deine Fragen in derselben Ordnung antworten, wie Du sie an mich richtest. Bei den Schlachten von Dresden und Kulm war ich allerdings zugegen. — Deinen Brief, worin Du mir für die Zeichnung von Fouqué dankst, habe ich nicht bekommen, eben so wenig die übrigen fünfhundert Briefe. — Ich habe jetzt jemand, der mir mein Pferd besorgt, einen trefflichen alten Knappen mit einem schwarzen Bart. — Wie ich aussehe, weiss ich nicht, weil ich mich seit dem Waffenstillstande nicht im Spiegel gesehn habe. — Ich habe wollene Strümpfe, Leibbinde und Kamisol. — Wie mir zu Muth ist, das ist schwer, in der Kürze zu beantworten, denn mir ist manchmal gut, manchmal schlecht, manchmal gar nicht zu Muth; meistens aber gut mit ein bischen Sehnsucht wie immer. — Ich habe ein braves Pferd. — Zum Beten kann ich recht oft kommen, das kann mir Gott sei Dank niemand verwehren; ich bin ja auch in katholischen Landen, wo ich die heilige Messe hören und wohl auch beichten und communiciren kann. Das eine Vater unser und Ave Maria will ich aber zu Eurem Gedächtniss täglich beten. — Ich habe kein licht-

braunes Pferd, sondern im Gegentheil einen Schimmel, *vulgo* Sümmel genannt; einen muntern, gewandten, in der Escadron beliebten und bekannten Polaken. — Ich weiss nichts von den Leuten, nach denen Du fragst, als was Du auch schon von ihnen wissen musst. Benny ist beim Bl. Corps; Eckstein bei Jahn; Nathan ist Hauptmann bei der Märkischen Landwehr; Meyer Offizier daselbst.

Fouqué wurde in dem letzten Bivouak plötzlich krank, hat sich aber nun hier in Postelberg so ziemlich wieder erholt, so dass er in einigen Tagen wohl wird aufstehen können. Wir wohnen und essen zusammen hier auf dem Schloss und sehnen uns eben nicht sehr nach der Bivouaksküche zurück. — Ich möchte wohl Friedrichs Gesicht sehn, wenn er einmal von unsrer Bivouakssuppe essen sollte.

Hier hast Du nun meinen Brief mit allen Weis- und Dummheiten; ich denke aber, nächstens wirst Du mir schreiben, um Gotteswillen wieder nach Leibeskräften auszustreichen. Was macht Nina und Fanny? Empfiehl mich ihnen ja, sowie dem P. Hofbauer und Martin, dem N. Eichendorff und Hudtwalker, Frick und allen geliebten Freunden und Freundinnen, besonders der milden Gräfin Julie, die ich innig verehre. Hast Du keine Nachricht von Johann und will Eggers sich nicht rühren? Lebt wohl und schreibt recht bald wieder, denn nicht nur ist es mir jedesmal ein Trost, sondern auch dem edlen Folko eine rechte Freude. Beinahe hätte ich vergessen, Euch anzukündigen, dass ich Oberjäger geworden bin und einen Beritt von 14 Mann unter mir habe. O ho! P.

Mein lieber Veit hat Ihnen geschrieben, verehrte Freundin und sehr lieber Freund, wie still einträchtiglich wir hier zusammen wohnen auf hohem Schlosse. (Es heisst aber nicht Postelberg, wie er Ihnen schreibt, sondern ohne Zweifel Apostelberg). In meinem genesenden Zustande dichte ich viel an dem Ritterepos, zu dem Ihre

Frage, lieber Friedrich, warum der ‚Zauberring‘ nicht metrisch sei, mit ein Hauptwecker gewesen ist. Bald wird mich nun das grosse Epos, in dessen Schlachtgebilden auch meine Gestalt mit unterläuft, wohl wieder in seine Wirbel ziehn. Gott segne Ihre Arbeiten, lieber Friedrich. Sie kämpfen auf eine ganz absonderlich heilkräftige Art. Eine grosse Lust müsste es Ihnen sein, zu sehn, wie sich Oesterreicher und Preussen einander so ordentlich verstehen und so herzinnig lieb haben. —

Wie Philipp aussieht, möchten Sie gern wissen, verehrte Freundin, und er hat es Ihnen nicht geschrieben. Nun ich will sehn, was ich vermag. Brauner mag er geworden sein, sonst kann er sich wohl nicht sehr verändert haben; ein recht guter Anflug von Bart geht um Oberlippe und Kinn. — Ich wollte, Sie hätten ihn in der Schlacht gesehn. Da machte mir sein fromm freundlicher, gesetzter Ernst, sein christliches Dreinschauen in das Nothwendige viele Freude. — Er trägt entweder einen grünen Reiterwamms — in unsrer Soldatensprache Litefka genannt — mit rothem Kragen oder ein grünes Collet mit kornblauem Kragen und rothem Vorstoss, und ein sehr schönes, grades Schwert an der Seite. — Unser Regimentscommandeur schätzt ihn ausnehmend, er hat die allgemeine Liebe und Achtung [1]).

1) In seiner Selbstbiographie (Halle 1840, S. 326) schreibt Fouqué: „Ein gar edler junger Freund war mir seit jener Zeit beschieden, mit mir ziehend fortan gegen den Feind: Philipp Veit, ein Sohn Dorothea Schlegel's aus erster Ehe, Friedrich Schlegel's Stiefsohn, klar und heiter wie der Frühling, ernst und sinnig wie der Herbst. Welch ein Segen dieser Jüngling, als Freiwilliger in unsre Schwadron eintretend, für mich ward, vermag ich kaum zu schildern. Sein inniges Festhalten an mir, seine geistvollen Anschauungen und Gespräche auf dem Marsch und in der Beiwachtruhe, seine ritterliche Kriegsfreudigkeit im Gefecht, klarster Besonnenheit voll, in tiefer Seele leuchtend ihm der selige Christenglaube, — es rührte, hob, erfreute meinen Geist als eine stets erneuende Quelle seliger Jugend.“

Gestern hatten wir einen schönen Abend. Er las mir müdem und etwas erschöpftem Kranken schöne Legenden aus einem Buche vor, das er dem hiesigen Geistlichen abgeliehen hatte; mir war ungemein still und fromm und behaglich zu Sinne. Leben Sie wohl, theure Freundin und lieber Freund. Ich empfehle mich in Ihr Gebet und bin aus treuem Herzen ganz der Ihrige Folko.

251.

Friedrich Schlegel an Philipp Veit.

Wien, 30. September 1813.

Wir haben uns sehr gefreut, durch Pilat zu hören, dass Du am 21. gesund in Töplitz warst. Hättest Du doch auch nur selbst geschrieben! Es würde uns eine unsägliche Freude gemacht haben. Du solltest Dir überhaupt einige Blätter Papier und eine Bleifeder für in den Mantelsack zu verschaffen suchen; Pilat hätte Dir gewiss alles gern verschafft. Thu es denn wenigstens für die Zukunft. Das beifolgende kleine Gebetbuch habe ich Dir schon einmal früher schicken wollen, aber die Gelegenheit zerschlug sich damals wieder. Ich hoffe, es wird klein genug sein, um eine Stelle im Mantelsack dafür ausfindig machen zu können. Es ist der Psalter Mariä von Bonaventura. Ich kann Dir eine angenehme Nachricht mittheilen von einem unsrer Freunde, die Dir gewiss lieb sein wird. Willisen ist glücklich in Prag angekommen, und wird nun gleich in Dienste treten; hoffentlich wirst Du ihn also bald sehen. Wie er es gemacht hat, um seine Freiheit zu retten, weiss ich noch nicht[1]). N. hat seiner Mutter einen fünf Seiten langen Brief geschrieben. Wenn Du uns doch auch einmal die Freude machtest! —

1) Vgl. S. 142.

Diesen Brief nimmt der jüngste Olivier mit, der jetzt auch in den Krieg geht; ich hoffe, er wird ihn Dir selbst geben können. Ein Pfund Chocolade für den Nothfall auf solche Tage, wo ihr unter den Waffen oder in der Schlacht vielleicht Noth leiden müsst, hat der alte Hardenberg für Dich mitgenommen. Wir hoffen, Du wirst sie richtig erhalten haben. —

Die Mutter grüsst Dich von ganzem Herzen und betet täglich und stündlich für Dich. Sie überlässt es heute mir, zu schreiben, weil sie ziemlich unwohl ist und sich ruhig halten muss. — Ich arbeite fleissig. Von den Aufträgen, die ich erhalten habe, wird Dir Pilat wohl gesagt haben. Ich bin sehr froh darüber; indessen wäre ich doch auch gern in der Nähe der Begebenheiten. Noch ist aber nichts darüber bestimmt. — Sonst ist hier alles beim Alten. Nina ist gar unwohl aus Steyermark zurückgekommen. Sie leidet sehr an der Brust, so dass wir nicht ohne Sorgen für sie sind. — Alle grüssen Dich herzlich und denken mit Freundschaft und Liebe an Dich; auch der alte Hofbauer und Martin. Der jüngste Eichendorff war nach den letzten Nachrichten auf dem Wege zur Armee nach Böhmen. Das Müllereum[1]) geht jetzt auseinander.

252.

Friedrich Overbeck an Johannes Veit in Florenz.

Rom, 6. November 1813.

— — Wir erwarten nun keinen Brief mehr von Dir, sondern Dich selbst; denn Du wirst Wort halten trotz schlechten Wetters und Weges. Sollte aber dennoch ein Hinderniss eingetreten sein, so bitten wir, dass Du uns nicht in Sorgen um Dich lassest. Herzlich freue ich mich

1) Adam Müller's Erziehungsinstitut.

auf Deine Studien, die Du mitbringen wirst, insonderheit auf den Kopf nach Perugino und auf Deine Erzählungen und gemachten Erfahrungen und Deine Schilderungen der im Florentinischen vorhandenen Kunstwerke. Diese sollen mich schadlos halten dafür, dass ich selber nicht meinem Wunsche folgen kann, mit eignen Augen all die Herrlichkeiten zu schauen.

Mit Dir erwarten wir zugleich auch unsern lieben Schadow von Livorno zurück, der uns kürzlich die letzten Nachrichten über Dich gegeben, nämlich dass er Dich in Florenz gesehen und zu seiner und unserer grossen Freude so vortheilhaft verändert gefunden. Der Herr sei ferner mit Dir, mein Bester! und leite Dich auf seinen Wegen immer grösserer Vollkommenheit zu. Er lasse uns alle wachsen in der Erkenntniss seines heiligen Willens und in der Kraft ihn zu erfüllen. Es grüssen Dich alle hiesigen Freunde und es umarmt Dich zärtlich Dein treuer

Overbeck.

252.

Dorothea an ihren Sohn Philipp.

Wien, 21. November 1813.

Wir haben täglich gehofft, doch einige Zeilen von Dir zu erhalten, aber vergebens! Du wirst wohl nicht haben schreiben können, oder Dein Brief ist wohl verloren gegangen. Ich will nun auch nicht länger warten und an Pilat diesen Brief und das Päkchen für Dich schicken, vielleicht erreicht es Dich bald. — Deine wunderbare Rettung in der Schlacht bei Leipzig erfuhren wir bald nach den Siegesnachrichten, erst durch Pilat, dann durch Humboldt und zuletzt noch von dem Vater und von der Herz, denen Ernst (er ist mit dem gefangenen König in Berlin) die entsetzlichen Details von der grossen Gefahr,

in welcher Du geschwebt, erzählt und die er uns dann wieder zu unserm Schrecken berichtet. Viele Tage lang konnte ich das Bild nicht vor meiner Seele wegschaffen, es war wie festgebannt vor meinen Augen — unaufhörlich danke ich Gott und der heiligen Jungfrau für Deine wunderbare Errettung. Dein guter Schutzengel behüte Dich ferner! — Es ist nun schon lange her, seitdem wir diese Nachricht über Dich erhalten, seitdem wissen wir gar nichts von Dir, als gestern stand im ‚Beobachter‘, „das v. Kleistische Corps stehe vor Erfurt;“ wir vermuthen also, dass Du auch dabei sein wirst, wenn Du an dem heutigen Tage nicht schon auf dem Wege nach dem Rhein zu bist. Es heisst, Blücher sei in Köln, aber gewiss weiss man es noch nicht. Wärst Du doch auch dort! Die Freude der Kölner, Dich so zu sehen, würde unbeschreiblich sein, und wie würdest Du Dich freuen, die geliebten Ufer wieder zu sehen! —

22sten. Gestern ward ich unterbrochen; überhaupt kann ich jetzt selten zu einer ruhigen Stunde kommen, um ohne Störung mich mit dem beschäftigen zu können, was mir das Liebste wäre. Solltest Du doch noch über den Rhein und etwa nach Koblenz kommen, so sieh zu, dass man Dich in die Lakirfabrik in der alten Burg an der Moselbrücke einquartiert. Die Fabrik gehörte damals Dreien: Fink, Schaffhausen und Dietz. Dort nenne nur unsern Namen und Du wirst wie in Freundeshaus aufgenommen sein; vielleicht auch kannst Du ihnen dadurch, dass Du Dich selbst und bewährte ordentliche Leute bei ihnen einquartieren lässt, einigen Dienst leisten. Suche alsdann auch den Maler Mosler auf. In Köln brauche ich Dich wohl nicht zu erinnern, wo Du gut aufgenommen bist! Wir haben einen rührenden Brief von Sulpiz gehabt aus Heidelberg; er und seine Landsleute befürchten, aufgeopfert zu werden. Uns flehen sie an, dass wir sie nicht in Feindes Hand lassen möchten! — Wer weiss,

was geschieht? man spricht zwar von Frieden, aber wir hoffen doch immer noch das linke Rheinufer zu befreien!

Lieber Philipp, es sind nun beinahe zwei Monate, dass Du uns schriebst, am 29. September von Postelberg in Böhmen; dieser Brief kam grade in den Tagen an, an welchen Du in der grossen Gefahr bei Leipzig warst; da, als ich mich Deines Briefes, Deines Wohlseins, Deiner Beförderung zum Oberjäger freute, grade in demselben Augenblick waren wir so nahe daran, Dich zu verlieren! Wie war es möglich, dass wir uns freuen konnten, dass wir gar keine traurige Ahnung hatten? Doch es wäre auch wohl Undankbarkeit, wenn ich immer wieder auf Deine Gefahr und nicht vielmehr auf Deine wundervolle Errettung zurückkommen wollte! Was wirst Du uns nicht alles zu erzählen haben, wenn wir Dich wiedersehen. Eher erfahren wir doch gewiss nicht recht viel von Dir, bis Du es uns halb mimisch, halb zeichnend darstellen kannst, was Dir alles begegnet ist, was Du empfunden hast, wie Dir in der Schlacht war, wie eine solche Schlacht wohl einem gottesfürchtigen, fühlenden Menschen vorkömmt, ob Du verzagt warst, ob Du das Bewusstsein der Gefahr hattest und des nahen Todes, ob Du nach der Errettung gleich recht lebhaft dankbar warst oder ob noch betäubt? ach und noch so vieles — aber ich will gern warten. Zu einem erzählenden, ausführlichen, schriftlichen Bericht, dazu kömmst Du nicht (ich weiss, dass Du als Oberjäger viel zu thun und zu schaffen hast) — wenn Du uns also nur recht bald ein paar Zeilen von Deinem Wohlbefinden schreiben wirst! — Es war ein blessirter Preusse hier, ein Schlesier, namens Meyer, er ist hier geheilt worden und ist vor einigen Tagen zur Armee zurück; er diente vorher unter den freiwilligen Gardejägern und behauptete, jetzt zum v. Kleistischen Corps zu kommen. Diesem habe ich viele Grüsse an Dich aufgetragen; einen Brief oder gar das Paket mit Sachen wollte ich ihm nicht

mitgeben, es könnte doch mit seiner Anstellung anders kommen und er Dich nicht finden. In dem Pakete wirst Du Beweise finden, wie theilnehmend diese Damen für Dich sorgen; sie denken Deiner sehr oft mit grosser Freundlichkeit, und es wäre recht, wenn Du sie in Deinem nächsten Briefe, jede namentlich, besonders grüssen liessest und etwas artiges erwidertest. Auch Humboldt's und die Gräfin Julie denken Deiner mit Theilnahme; ferner Collin, der mir oft schon auftrug, Dich zu grüssen; dann Koch; dieser hat drei treffliche Gemälde hier verfertigt, wovon das eine, das Opfer Noah, nach München, zwei andre, Schweizer Gegenden vorstellend, nach Tyrol kommen — wahrhafte Meisterwerke, wie wir sie jetzt wohl selten entstehen sehen. Wenn ich erst weiss, wo Du bist, und ob unsre Briefe Dich treffen, dann schreibe ich Dir mehr über diese Gemälde. — Von Deinem Bruder habe ich seit dem August nichts weiter gehört. Ich schrieb Dir damals, dass ich einen Brief von ihm aus Florenz gehabt (jener Brief an Dich ging vielleicht verloren); wenn ich ganz bestimmt wüsste, dass dieser richtig in Deine Hände käme, so schickte ich Dir Deines Bruders Brief mit, aber ich traue nicht, und ich möchte ihn nicht gern verlieren, es ist ein trefflicher Brief. Unter anderm räth er Dir auch, lieber nach Florenz als nach Rom zu gehen — er hat keine Ahnung von Deinem jetzigen Treiben und was überhaupt vorgeht. — Er ist voll der trefflichsten Ansichten und Gesinnungen und war in Rücksicht des Glaubens Gottlob so ganz auf richtigem Wege, wie es scheint, dass es mir ein wahrer Trost ist. — Von Eggers kamen auch diesen Sommer zwei Briefe an Dich mit Einlagen an seine Mutter; diese habe ich besorgt, jene Briefe an Dich aber verwahrt und in Wahrheit nur zum kleinsten Theil gelesen; sie Dir nachzuschicken, schienen sie uns theils zu unwichtig, theils auch der Postenlauf zu unsicher. Auch er hatte nicht die geringste Ahnung von dem, was

geschieht, noch von Deinem Leben. Seine Briefe scheinen abwechselnd etwas dummes Zeug zu enthalten und etwas Künstleransicht, unter anderm Polemik gegen die deutsche Baukunst &c. &c. Schreibe mir doch, lieber Sohn, ob Du nicht ein Päkchen Chocolade bekommen hast mit einem Brief von mir; ferner ein kleines Buch von Friedrich zum Geschenk, gleichfalls mit einem Brief. Friedrich arbeitet zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Welt. Freilich sollte man ihn in's Hauptquartier kommen lassen und seine ungeheure Arbeit dadurch etwas erleichtern, dass man ihm wenigstens die äussere Existenz befreit — doch es geschehe der Wille des Vaters im Himmel! — Wenn Gott unsern Waffen ferner beisteht, so dürfen wir wohl bald hoffen, den heiligen Vater wieder auf seinem Stuhl zu sehen; dann, mein Sohn, sehen wir uns mit Gottes Hülfe in Rom wieder, wenn Du nicht früher zu uns zurückkehrst.

Dein Vater schrieb mir voller Freude über die Nachricht Deines Wohlbefindens nach dem Tage bei Leipzig, aber er war betrübt, keinen Brief von Dir zu haben; ich habe ihn ersucht, sich mit mir zu trösten. Möchten wir doch bald, wenn auch nur mit einigen Zeilen von Deiner Hand erfreut werden! — Dresden ist nun frei, die Beschreibungen des Elends dorten sind empörend — was werden wir von Charlotten und von unsern andern Bekannten dort erfahren! Die schöne Stadt! — Eckstein ist Offizier beim Kronprinzen von Schweden; Eichendorff bei der Landwehr; Olivier bei der deutschen Legion unter General Bentheim. Adam Müller ist als Gouvernements-Gehülfe nach Tyrol und hat den ältesten Eichendorff mit hingenommen. Klinkowström ist beim Minister Stein angestellt und Hudtwalker ist mit dem jungen Grafen Stadion in Tübingen. Keiner ist uns geblieben als unsre guten geistlichen Herrn, die täglich in der heiligen Messe Deiner gedenken, auch der vortreffliche Nuntius. Pater

Hofbauer sagt in seiner bekannten Manier: „Ich lass ihm sagen, wir beten für ihn, dass uns der Mund weh thut.“ Mein mütterliches Gebet vereinigt sich getrost mit dem Gebet dieser frommen Männer und jeden Tag suche und finde ich meinen Trost um Deine Abwesenheit in der Gegenwart Gottes, wo Dein Andenken nicht aus meiner Seele weicht. Ich höre mit Mühe auf zu schreiben, ich möchte gern immer von Dir selber mit Dir reden, welchen Eindruck Dir Dein jetziges Leben und die ganz unerwarteten Erfahrungen machen mögen, und dann wieder von dem trefflichen Fortgang der grossen Sache, von unserm Erstaunen, unserer ahnungsvollen Freudigkeit bei diesen grossen Entwicklungen dieser man möchte sagen sichtbaren Gottes-Hülfe; aber wo anfangen? und wie soll ich enden? Welche Stunden werden das sein, wenn Du erst wieder zwischen uns sitzen und wir uns mündlich über alles das unterreden werden! Gott der Allmächtige wolle Dich recht bald wieder in unsre Arme führen! Er erhalte Dich und segne Dich und sei Dein Schirm in jeder Gefahr des Leibs und der Seele! Ich umarme Dich mit herzlicher Liebe. Deine Mutter.

Bald hätte ich gar vergessen, Dir zu sagen, wie sehr es mich freut, stärkt und tröstet, Dich in so guter Gesellschaft zu wissen, wie der vortreffliche Fouqué; ich lege ein paar Zeilen für diesen edlen Freund bei. Er ist doch völlig wieder hergestellt und Du noch bei ihm? — Wenzelmann soll in der Schlacht bei Bauzen geblieben sein; das ist mir von Herzen leid; wenn Du kannst, so frage doch nach ihm.

24sten. So eben hören wir, der Feldmarschall Schwarzenberg habe die Capitulation von Dresden nicht ratificirt. So wenig man gegen diese Massregel sein kann, so sehr muss man sich um die Seinigen dort grämen! Ach mein Gott, die arme Charlotte und Auguste — — und alle die guten Leute! — Es war ein gewisser Kohler hier bei uns

aus Bayern, der Dich noch von Jena aus sehr wohl zu kennen vorgab. Er sagte, Du seist sehr oft bei ihm auf seinem Zimmer gewesen, er wohnte mit Winkelmann zusammen. Der hat sich mal gewundert, als er erfuhr, Du seist Soldat! — Friedrich umarmt Dich, grüsst und segnet Dich. — Die 25 fl. an Humboldt sind bezahlt.

254.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Ziegenhayn, 4. December 1813.

Vor allen Dingen, lieber Vater, muss ich Dir anzeigen, dass ich durch des Königs Gnade zum Offizier ernannt worden bin [1]) und dass ich, was die Hauptsache ist, sowohl die Mühseligkeiten des Feldzuges als die gefahrvollen Stunden in der Schlacht [2]) mit Gottes Hülfe glücklich und gesund überstanden habe. Ich konnte Dir und der Mutter damals keine ausführlichere Nachricht von mir geben, indem ich nur auf sehr kurze Zeit Urlaub hatte, die ich meistens zu meiner höchst nöthigen Restauration anwenden musste. Mehrere sehr vergnügte Stunden brachte ich indessen in Gesellschaft von August Wilhelm Schlegel, Pilat und Ernst aus Dresden zu. Du kannst denken, wie uns alle der Gedanke an die eben gelieferte höchst glorreiche Schlacht erhob, die den Grundstein zur Befreiung Deutschlands so herrlich legte. Ich hoffe zu Gott, dass auch wir uns eben so vergnügt wiedersehen werden, wenn der Feldzug beendigt sein wird. Wenn ich nur einigermassen Nachricht von Euch als [auch] meinen Freunden bei der Armee hätte.

Nun noch zu einer wichtigen Angelegenheit, lieber

1) Durch Patent vom 18. November 1813.

2) bei Leipzig.

Vater. Da ich nun Offizier bin, so muss ich mich beinahe ganz von neuem equipiren, und ich rechne hierin auf Deine gütige Unterstützung. Vor allen Dingen brauche ich einen guten Mantel, indem mir meiner in der Schlacht bei Leipzig grober Weise durch eine Granate von der Schulter gerissen wurde, ohne mich weiter zu beschädigen, als dass ich ziemlich unsanft vom Pferde geworfen wurde. Bis jetzt habe ich mich mit einem grossen weissen Beutemantel beholfen, in welchem ich mich wie ein Gespenst ausnehme, wenn ich auf meinem weissen Pferde so lang und weiss durch die Reihen reite [1]. — Alsdann ein Ueberrock, denn meine Lützower Litefka ist nun gar zu schäbig; ausserdem noch ein paar Reithosen, einige Wäsche und zuvörderst noch ein Pferd mit Sattel und Zaumzeug. Zu diesem allem will mir unser Major Loebell das Geld vorschiessen, da ich es nur hier anschaffen kann; er hat mir zu dem Behuf 200 Thlr gegeben, mit der Bitte, Du möchtest so gut sein und diese Summe an seine Frau in Potsdam gegen eine Quittung, die Du mir schicken wirst, auszahlen. Ihre Adresse ist: An die Frau Majorin v. Loebell &c. &c. in Potsdam, Schwertfegergasse Nr. 11. Sollte ich nicht alles Geld brauchen, so verspreche ich Dir, es nicht unnütz auszugeben, wie man denn in so elenden Dörfern, als wir bis jetzt gesehen haben, spar-

1) Dieses Bild mag wohl Fouqué in der provenzalischen Sage ‚Sängerliebe‘ S. 348 vorgeschwebt haben, wo er seinen Freund unter dem Namen Sebastian als Tempelritter im weissen Ordensmantel einführt. (Alearda = Princessin Wilhelm von Preussen, nach dem Feldzug von Ph. Veit portraitirt; Arnald = Fouqué; Gryba = Groeben; Balta, nach der Taufe Sebastian = Ph. Veit.) Unter dem Namen Sebastian hatte Veit ein Gedicht für Fouqué's ‚Frauentaschenbuch‘ eingesandt und dieses Pseudonym auch später für seine poetischen Publikationen in Silbert's ‚Oelzweigen‘ 1823 (Bd. 5 S. 40 und 116) beibehalten. Bekanntlich führt Sternbald's Jugendfreund, gleichfalls ein Maler, in Tieck's Künstlerroman den Namen Sebastian.

sam zu sein lernt. Was nun die Schärpe, Porte-epée, Epaulettes und die Schnüre um den Tschako betrifft, so bitte ich Dich recht sehr, mir solches so bald als möglich *in natura* zu schicken, da es hier im Hessenlande nicht zu bekommen ist. Ich glaube, Du wirst es ohne Gefahr hierher nach Ziegenhayn schicken können, indem wir wahrscheinlich längere Zeit hier stehn bleiben. Erkundige Dich aber in Berlin noch genauer darnach. Sollte ich noch einen bessern Weg erfahren, so werde ich Dir nächsten Posttag noch schreiben. Ich bitte Dich aber recht sehr, die Sachen so schnell als immer möglich zu besorgen, indem man ja immer nicht wissen kann, wie schnell wir wieder in Aktivität kommen. Verzeih meine vielen und kostbaren Bitten. Falls Du der Mutter schreibst, so melde ihr doch ja meine glückliche Beförderung. Ich bete täglich zu Gott, dass er mich bald gesund zu Euch zurückführen möge.

255.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Frankfurt.

Wien, 8. December 1813.

Wenn ich mich nicht herzhaft entschliesse zum Schreiben, so weiss Gott, wann Sie einen Brief von uns erhalten möchten, und es wäre doch ganz sündlich, jetzt den Briefwechsel nicht zu beleben, da es uns vergönnt ist, so viel zu schreiben, als uns einfällt, und da wir Ihnen auf Ihren wahrhaft rührenden Brief nicht geantwortet, Ihnen kein Zeichen gegeben haben, wie sehr Sie uns erfreuten, und mit welcher Theilnahme uns Ihre Freude an den grossen Ereignissen sowohl, als auch Ihre Besorgnisse für das Vaterland erfüllten. — Ja wohl auch wir sind recht bange um das Schicksal des geliebten Ufers, besonders da wir darüber klagen hörten, dass nicht allein der Feind,

dass auch die Kosaken es feindlich behandeln; und dass man dieses zulässt, erfüllt uns nicht allein mit lebhafter Theilnahme, sondern auch mit grosser Besorgniss für die Zukunft, für die Plane, die man macht! Doch in Gottes Hand wird ja auch Euer Schicksal gewogen; was kann man anders als beten und sich ergeben! — Gestern erfuhren wir, dass Sie in Frankfurt sind, dass Sie dem Kaiser Franz Ihr Werk[1]) vorlegen werden; es zu dieser Stunde vielleicht schon gethan haben. Bravo, lieber Sulpiz! Gott sei gedankt, dass diesem heiligen Werk, welches in die Obhut aller guten Geister und himmlischen Kräfte empfohlen, von ihnen geleitet und beschützt werden muss, dass diesem nicht jener von Gott von Anbeginn her verfluchte Name[2]) vorstehe; mir ist ordentlich ein Stein vom Herzen genommen. Gebe nur Gott, dass der Sinn unseres Kaisers bewegt werde, sich des Werks anzunehmen, es wird ein Stein in seiner Krone sein, wenn er sich die Glorie dieses Unternehmens aneignet. — Sie sollten nun aber auch hübsch an ihre hier vergrabenen Freunde denken und ihnen allerlei aus Frankfurt schreiben, damit man doch ein wenig mitlebt. Wien ist in diesem Augenblick wie todt, da alles Leben bei der Armee ist, und man sehr besorgt scheint, die Hauptstadt weder an Leid noch Freud mehr Antheil nehmen zu lassen, als ihr eben zu nehmen einfällt. Dass Sie uns im künftigen Jahr zu besuchen gedenken, ist eine schöne Hoffnung; wie würde ich mich freuen, Sie wieder zu sehen, sollte ich auch in der nächsten halben Stunde mich mit Ihnen zanken müssen. Fürchten Sie das nicht, ich bin geduldiger geworden und auch wohl etwas gescheuter; übrigens aber werden Sie mich die Alte finden, der Gesinnung für die Freunde nach gewiss; nur dass die Zeit, anstatt mit ihren leisen Flügeln über

1) Geschichte und Beschreibung des Doms zu Köln.
2) Bonaparte.

mich unmerklich hinzuschweben, etwas mit breiten Elephantenfüssen über mich weggetrampelt zu sein scheint. Erschrecken Sie also nicht gar zu sehr, wenn Sie mich wiedersehen, und machen Sie mir ein hübsches, freundliches Gesicht. Kommen Sie auch nur bald! Uebrigens geht es uns immer noch so, wie Sie uns kennen. Friedrich schreibt einiges und denkt ungeheuer viel; wäre es umgekehrt, so wäre es für uns besser und für die Welt eben recht; wir gehören nun aber einmal nicht zu den Kindern dieser Welt, wie Sie wissen. Von unserm Sohn Philipp haben wir nur erfahren, dass er nach grossen Gefahren am 20. October glücklich und gesund in Leipzig gewesen sei. Aber in der ganzen Zeit kein Wort weiter, wir wissen nicht, ob er mit vor Erfurt oder mit nach Holland ist, wie einige behaupten wollen. Das ist eine rechte Betrübniss für mich, lieber Sulpiz, denn ich liebe den Philipp sehr, wie er es auch verdient, so auch Friedrich. Denken Sie nur, dass wir von Wilhelm nicht einen Brief erhalten haben, seitdem er Wasa-Ritter geworden ist. Ei, du armer Ritter!

Unter und zu den schönen Sachen, die man jetzt hört, thut und erfährt, gehört auch, dass die hohen Verbündeten dem Dichter Werner seine Primatische Pension[1]) zahlen. Das ist schön und sehr erfreulich. Der Kronprinz von Bayern hat Friedrich durch mehrere Personen grüssen lassen; neulich hat er ihm durch Koreff danken und die Hand drücken lassen, dass er so unveränderlich treu, immer der deutschen Sache angehangen und für sie gearbeitet habe. Sehen Sie, so erhält doch jeder seinen verdienten Lohn. Ich habe auch noch andre Gesinnungen und Betrachtungen, die gehören aber nicht in den Cours, sondern in die ge-

1) Das von Fürstprimas Dalberg verliehene Jahrgehalt wurde später von dem Grossherzog von Weimar fortgezahlt.

heime Schatzkammer. Adieu, theurer Freund, Gott gebe Ihnen die Erfüllung Ihrer Wünsche und dann noch etwas darüber, denn brave Leute fordern immer zu knapp.

[Nachschrift von Fr. Schlegel.] Nächstens mehr von mir; auch über die Rheinländer. Ich arbeite Tag und Nacht; dass ich aber hier arbeiten muss, ist freilich sehr unrecht. Herzliche Grüsse.

256.

Philipp Veit an seine Mutter in Wien.

Ziegenhayn, Freitag 10. December 1813.

Ich hatte schon einen Brief an Euch angefangen voller Klagen, dass ich so lange keine Nachricht von Euch hatte, als ich endlich den trostreichen Brief vom 22. November mit den liebenswürdigen wollenen Geschenken erhielt. Beklage Dich nur, als wäre ich nicht dankbar genug für das freundliche Wohlwollen der schönen Damen, da ich doch von ihrer Güte nicht genug singen und sagen kann und recht innerlich von ihr gerührt bin. Eure Liebe und das Andenken der Freunde ist ja mein bester Schatz, Stärkung in Gefahr, Trost bei Widerwärtigkeit und Beschwerden und Ergötzung in so manchen leeren Stunden.

Durch den Vater wirst Du es wohl früher, als dieser Brief zu Dir gelangt, erfahren haben, dass ich bei unsern Jägern zum Offizier befördert bin. Eigentlich bin ich in Fouqué's Stelle getreten, der nach unser aller Rath den Abschied begehrt hat, da seine Gesundheit die Beschwerden eines längern Feldzuges durchaus nicht ertragen konnte. Wie viel ich dabei verliere, kannst Du leicht denken, indessen bin ich durch ihn noch mit mehreren vortrefflichen Leuten bekannt worden, für deren Freundschaft ich Gott nicht genug danken kann. Bei seiner Ab-

reise habe ich noch eine kleine Zeichnung verfertigt und sie ihm zu seinem eignen Troste mitgegeben. Ein bekränzter Ritter steht zwischen Felsen an einem Flusse und steckt eben friedlich sein Schwert in die Scheide. Vor ihm liegt das getödtete Ungeheuer und einige kleinere verbergen sich in die Felsenritzen; ein Drache fliegt über das Wasser zurück. In den Wolken erscheint eine Krone, in der ein Kreuz schwebt, mit Palmen umgeben.

So mancher Brief von Euch mag verloren gegangen sein; das Büchlein von Friedrich, von dem Du mir schreibst, habe ich auch nicht bekommen; die Chocolade aber schickte mir Humboldt noch in Postelberg. Die Ursache der Briefunordnungen liegt wohl darin, dass wir, obgleich vom Kleistischen Corps, uns doch nicht bei der Belagerung von Erfurt befinden und als Avantgarde unter den Befehlen des Grafen Pahlen schon bis in die Gegend von Frankfurt vorpoussirt waren; wir marschirten aber gradatim wieder zurück bis hierher, wo wir schon seit einiger Zeit Ruhe haben. — Wie leid thut es mir, dass ich den Eckstein in Leipzig verfehlt habe; gewiss war er da, denn des Kronprinzen Hauptquartier war es ja. — Den Wilhelm [1]) aber habe ich da gesehen, er sieht als Regierungsrath ungemein vornehm aus, der Wasa-Orden und die güldnen Quasten an den Stiefeln stehen ihm sehr gut und der kleine Spiess an der Seite lässt auch nicht übel.

Sehr lieb ist mir die Nachricht, die Du mir von Eichendorff's und der andern Freunde Anstellung giebst; vielleicht habe ich einmal Gelegenheit sie zu sehn. Wie sehr sehne ich mich nach dem Augenblick, Euch einmal alle wiederzusehn und die Arbeiten zu vollenden, die ich dort angefangen habe. Schenkt mir der gütige Himmel diese Gnade, so will ich recht fleissig sein, denn ich arbeite viel in Gedanken an grossen Bildern. — Behaltet

1) August Wilhelm v. Schlegel.

mich lieb, denkt ferner mein und empfiehl mich den Freunden allen. Der Himmel schenke uns ferner Sieg und baldige Rückkehr. Die beiden frommen Geistlichen [1]) mögen nicht müde werden, für mich zu beten, es ist von grosser Wirkung. Einige Stunden von hier liegt ein katholisches Städtlein, Neustadt genannt, wo ich zuweilen hinreite, und wo ich mich ihrer Lehren besonders erinnere.

257.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Florenz.

Wien, 11. December 1813.

— — Wir sind ganz wohl und gesund und so manches gute Gelingen erlaubt uns eine heitre Zukunft zu hoffen. Vielleicht besuchen wir Dich bald, wenn Du noch lange in Italien bleibst. Du wirst hoffentlich unsern Besuch gern sehen und uns gut empfangen; dann werde ich Dir Dinge erzählen, die ich jetzt nicht schreiben kann und die Dich freuen werden. Wie glücklich Deine Bekannten und Verwandten zu Hause sind, das kannst Du gar nicht glauben. Der eine schrieb mir neulich: „Wir sind so glücklich, als wir unglücklich waren.“ Hoffentlich warst Du scharfsinnig genug, Dich nicht über die Gerüchte zu grämen, die dort über die Unsrigen im Umlauf mögen gewesen sein. All dergleichen sind lauter Verleumdungen. Nie haben die Geschäfte unsrer Familie mehr Ausbreitung gehabt und nie waren sie solider und ehrenvoller [2]). Die letzte Nachricht von Philipp ist vom 20. October, wo er gesund war. Er schrieb nicht selber, sondern Freunde, die ihn an jenem Tage gesehen haben. Wo er jetzt ist, wissen wir nicht.

1) P. Hofbauer und P. Martin Stark.

2) Oesterreich's Haltung im Befreiungskriege.

Während dem Kriegsgetümmel und Politikgeschwätz hat Koch drei treffliche Bilder gemalt; eins für die Münchner Preisaufgabe: das Opfer Noah nach der Sündfluth; die beiden andern: Schweizergegenden nach der Natur. Ich kann mich nicht satt an diesen Bildern sehen, denn sie haben das Eigenthümliche, dass sie einen auf den ersten Blick nicht sogleich anziehen, je länger man aber das Auge daran heftet, desto mehr wird man wie hineingezogen, denn man macht immer neue Entdeckungen darin, bis man endlich die wirkliche Umgebung vergisst und völlig in jener Darstellung lebt. Wenn die Schweizer Gegenden eine Darstellung der treuesten Wahrheit der Natur genannt werden dürfen, wo man alle Schauer der Einsamkeit und der Majestät der uralten Gebirge wirklich nicht allein sieht, sondern fühlt, so muss man bei dem Opfer eine ganz wundervolle Fülle der Phantasie, eine wahrhafte Schöpfung in dem vollkommenen Reichthum des ersten Hauchs des Lebens nach der strafenden Verwüstung bewundern. Jene Gegenden sind Scenen aus der Schöpfung, dieses ist die Schöpfung selbst. Vom verwesenden Leichnam bis zur hellen Lebensfülle in den obersten Regionen der Lüfte; vom Wasserspiegel und unzähligen Quellen und Bächen und Wasserstürzen in tausend verschiedenen Brechungen bis zum Aether über den Spitzen der höchsten Berge und den Lichtgebilden und dem Duft im frischen Sonnenlicht; vom kletternden Affen und hüpfenden Eichhörnchen bis zum ernsten Elephanten, dem majestätischen Löwen und aufwärts zum Paradiesvogel, zum Vogel Greif und wieder abwärts zum Einhorn und den Wunderthieren allen der Phantasie; vom Esel, der in seiner thierischen Freude sich wälzt, bis zur Entzückung des Patriarchen Noah, der Anbetung seiner Frau und den Beschäftigungen der übrigen Mitglieder der Familie — alles ein Meer von Leben, von neuem Gefühl der Existenz, von Erstaunen der Wunder, in frischen herrlichen Farben.

Nur muss man gestehen, dass die Thiere viel besser sind als die Menschen auf diesem Bilde. Die Figuren auf den Schweizerlandschaften und auf andern Gemälden von ihm sind alle schöner und bedeutender als grade auf diesem Opfer. — Es war auch eine Ausstellung hier, von welcher Sutter gewiss berichtet haben wird. Ein gewisser Petter zeichnete sich vortheilhaft aus unter der neuern Misere und der ältern Philisterei. — Durch Koch habe ich erfahren, dass Overbeck zur Kirche eingegangen ist. Ist dies wahr, dann kann ich sagen, dass mich lange nichts so erfreut hat. Siehst Du ihn oder schreibst Du ihm, so wünsche ihm Glück in meinem und in Friedrichs Namen, versichere ihn unsrer innigen Theilnahme. Er wird sowohl als Künstler als auch persönlich den heilsamen Einfluss gewiss spüren, den diese liebevolle Mutter in Streit und in Ruhe, in Schmerzen wie in Freuden, allen ihren Kindern zu Theil werden lässt. Schreibe mir, lieber Johann, durch welches Wunder zunächst diese heilsame Veränderung in ihm hervorgebracht worden ist, und dann auch über Deine eignen Fortschritte auf dem Wege des Heils. Dein letzter Brief enthielt in dieser Hinsicht sowohl, als in jeder andern die schönsten, trostvollsten Gesinnungen. — Delmar ist wieder nach Berlin, sein Vater ist gestorben. D. Koreff ist hier seit einigen Tagen, er behauptet Dich zu kennen. Sutter ist nicht bei uns gewesen, seit Philipp fort ist. Friedrich schreibt schöne Sachen, von denen aber zur Zeit noch nichts gesprochen wird. Dich grüsst er mit rechter Liebe, so auch unsre geistlichen Freunde, Humboldt's und Czerny's.

Da ich eben nach Deiner Adresse suche, kann ich sie durchaus nicht finden; ich schicke also den Brief an Overbeck nach Rom und bitte Dich, Deine Adresse zu melden. — Ich umarme Dich von Herzen. Diese flüchtigen Zeilen sollen Dich blos zum Schreiben spornen; bedenke, dass wir sehr in Unruhe Deinetwegen sind.

258.

Dorothea an ihren Sohn Philipp.

Wien, 23. December 1813.

— — Diesen Morgen kam ein erwünschter Brief vom Vater, der die Nachricht enthielt, dass Du am 4. December an ihn geschrieben aus einem Ort (er schreibt Ziegenheil, soll wohl Ziegenhayn heissen?), dass Du gesund und Offizier geworden bist! Es ist der beste Beweis Deines guten Verhaltens und lobenswürdigen Betragens, wofür ich Gott aus Herzensgrunde danke, denn diese Sorge — obgleich ich herzliches unumschränktes Vertrauen auf Dein Ehrgefühl und Deine durch Gott Dir geschenkte Sittlichkeit und auf so manche schöne Gabe Deiner Seele hege — diese Sorge um die Gesundheit Deiner Seele ist immer die erste, die um Deine körperliche Gesundheit die zweite, die ich täglich vor Gott niederlege und der Fürbitte der göttlichen Mutter im Himmel empfehle. Mein geliebter Sohn, mein lieber Philipp, ich segne Dich mit meinem besten Segen aus der Fülle und Tiefe des Herzens. — Diese Nachricht von Dir hat mich wie aus einem schwülen Meer von Angst gezogen; auch Friedrich. Schreib uns doch bald, liebes Kind, lass mich selbst von Dir hören, wie es Dir geht und wie alles gekommen ist. Halte es nicht für überflüssig und für aufzuschieben; bedenke doch, wie verlassen wir jetzt hier sind, wie Du uns an allen Ecken fehlst, und wie ein Brief von Dir so lange mit Trost und Nahrung vorhalten muss. Bis heute zehrte ich immer noch an Deinem letzten von Postelberg. — Friedrichs Aussicht, in's Hauptquartier gerufen zu werden, hat sich noch nicht bestätigt. Der Minister hat ihm seine Dankbarkeit versichern lassen, der Kronprinz von Bayern hat ihm durch einen Reisenden die Hand drücken lassen.

Werner hat jetzt meine Antipathie gegen ihn voll-

kommen gerechtfertiget, dass Friedrich sogar sie gut heissen muss. Er hat ein Ding drucken lassen, ‚Weihe der Unkraft‘ (der Titel ist so unsinnig wie das Werk), worin er Busse thut und ‚die Weihe der Kraft‘ [1]) so zu sagen widerruft. Erinnert Dich das nicht an Pater Hofbauer's Geschichtchen: „Es gilt nicht, es gilt nicht!“ Anstatt aber, was eigentlich sündlich darin ist, das Unrecht gegen Kaiser und Kirche zu widerrufen, bereut er oder thut, als bereute er den ‚Karfunkel‘ und die ‚Hyazinthe [2])!‘ Das ganze Ding ist ein solcher Extract von Hochmuth, Eitelkeit und Verwirrung, dass man durchaus gar keinen Begriff davon haben kann, wenn man es nicht selbst liest. Eigentlich ist es nur, dass er sich ganz ausser Athem läuft, um der jetzigen Mode von Deutsch und Religion nachzukommen, damit er — Werner — nicht zurückbleibt; denn in Rom ist er, wie er nun sieht, etwas altmodig geworden. Dabei ist es ein Gemengsel von Nibelungen, Kirchenväter, Evangelium, Dante und Friedrichs Lied eines Gefangenen [3]) — kurzum, eine wahre Tollhauswuth. Friedrich hat den excellenten Gedanken gehabt, diese Zacharias Werner's Busse mit Don Quixote's Busse in der Sierra Morena zu vergleichen, wie er sich selbst die Schläge auf den H — — zuzählt, um die Pflichten eines irrenden Ritters zu erfüllen. Ist das nicht sehr hübsch? Wenn Folko noch mit Dir ist, so theile ihm diesen Witz von Friedrich doch mit, es wird ihn freuen. Ich habe neue Erzählungen von Folko gelesen, erst den ‚Todesbund‘, den ich früher schon kannte, und dann sehr liebe hübsche Geschichtchen, voll Wärme und Phantasie.

Aber nun muss ich Dir auch etwas Unangenehmes

1) Martin Luther oder die Weihe der Kraft. Berlin 1807.

2) Verwirrende allegorische Attribute des Theobald, des Famulus von Luther, und der Therese, der Gesellschafterin von Katharina von Bora in der oben genannten Tragödie.

3) Rückkehr des Gefangenen. W. 10, 152.

mittheilen: Czerny ist sehr krank an einem Fleckfieber, der Arzt (Malfatti) ist sehr bedenklich. Auch Nina kränkelt beständig fort und sieht leider sehr krank aus; Du wirst sie sehr verändert finden. Dann haben wir an Hardenberg einen sehr lieben Freund verloren. Er starb in Weissenfels am 2. Mai, während des Kanonenschalls der Schlacht bei Lützen.

Es ist mir, als könnte ich mich gar nicht von dem Brief losmachen, wenn ich Dir schreibe, und doch weiss ich nicht einmal, ob er Dich trifft, oder wo meine Briefe an Dich ein Ende nehmen. Hast Du ein Paket mit warmen Strümpfen und Leibbinde erhalten, das ich Dir vor einigen Wochen durch Pilat schickte? Dass Du von allen Menschen freundlich und mit grösster Theilnahme gegrüsst wirst, darf ich wohl nicht erst wiederholen. Ich adressire an den Lieutenant in Gottes Namen, ich weiss aber nicht, ob dies Deine Titulaturen sind.

259.

Philipp Veit an seine Mutter in Wien.

Ziegenhayn, 23. December 1813.

Ich benutze unsre jetzige Ruhe, um so oft als möglich an Dich zu schreiben, liebe Mutter. Unter andern Eroberungen dieses Krieges, wird er am Ende auch noch meine Schreibscheu besiegen; wenn man nur einigermassen gewiss sein könnte, dass auch die Briefe wirklich ankommen. Diesesmal habe ich noch den besondern Zweck, Euch von Herzen fröhliche Weihnachten zu wünschen. Der Himmel erhöre Eure frommen Wünsche und lasse uns bald wieder so vergnügt beisammen sein, als wir vor einem Jahre dabei waren! Die kleine Scheere, die mir Franziska damals kaufte, hat sich unter manchen in diesem Feldzuge eingebüssten Sachen glücklich erhalten.

Unter anderm verlor ich auch in der Schlacht mit meinem Mantel das kleine Gebetbuch, in dem einige Worte von Dir eingeschrieben waren; ich habe aber schon wieder ein neues. Das beste Weihnachtsgeschenk könnte mir diesmal Napoleon machen, wenn er uns endlich Ruhe und Frieden wiedergäbe; denn was Ihr auch sagen mögt, Sirach's Worte bleiben wahr: ein magrer Vergleich ist besser als ein fetter Prozess. — Nach des Herrn Willen! — Eigentlich hatte ich im Sinn, Dich einmal, wenn ich wieder zu Euch käme, mit dem eisernen Kreuz zu überraschen, es ist aber nichts daraus geworden; nun so macht es Euch doch vielleicht Vergnügen, wenn Du weisst, dass ich dazu vorgeschlagen war [1]). Es fällt mir dabei eine verrückte Geschichte ein, die Fouqué zuweilen erzählte, der denn überhaupt eine wahre Fundgrube von Geschichten war. Ein preussischer Offizier nämlich hatte eine grosse Verehrung der Alten und eine besondere Vorliebe für die Familie der Grachen, so dass er sich viele ihrer Sprüche zu eigen gemacht hatte. Er hielt sich wacker im Kriege und als er während des Waffenstillstandes zu seiner Familie reiste, fragten ihn einige Freunde, ob er nicht das Kreuz bekommen hätte? Er nahm darauf seine Frau bei der Hand, stellte sie ihnen vor und sagte: Seht, diese ist mein Kreuz. — Ich habe dem guten Fouqué versprechen müssen, nach dem Kriege auf einige Zeit zu ihm zu kommen und ihn und seine Frau zu malen; werde es aber schwerlich halten und sogleich, nachdem ich so lange wie nöthig bei dem Vater geblieben bin, nach Wien kommen und die schönen Damen dort noch ein klein bischen mit Sitzen plagen, bis die angefangenen Bilder fertig sind, und dann habe ich wieder eine Menge neue in Vorrath. Vor-

1) Ph. Veit, trotzdem er von seiner Escadron für dieses Ehrenzeichen vorgeschlagen war, wurde wohl deshalb übergangen, weil er soeben durch das Offizierspatent ausgezeichnet ward. Das eiserne Kreuz erhielt er erst am 27. August 1838.

züglich freue ich mich auf die Ausführung eines Bildes, zu dem ich hier eine ziemlich fertige Skizze gemacht habe. Die heilige Jungfrau kniet im niedrigen Stall und hält das Jesuskindlein vor sich, rechts nahen sich die drei Weisen mit ihren Gaben, links die Hirten mit den ihrigen, eine Glorie von Engeln senkt sich von oben nieder; alles geht zur engen Hütte ein. Im Hintergrunde ist auf der einen Seite die Verkündigung der Hirten und auf der andern der Berg dargestellt, auf dem sich die heiligen Könige erkennen. — Das zweite Bild ist eine Kreuzigung, die auch schön skizzirt ist: Maria sinkt in Ohnmacht und wird von einer heiligen Frau unterstützt; Johannes, der Sohn der Kirche, wendet sich in flehender Stellung gegen den todten Heiland und zeigt auf seine erblassende Mutter. Rechts im Mittelgrunde sieht man Christi Auferstehung. — Das dritte ist in eine Kirche gelobt [1]), wenn mich Gott glücklich heimführt und soll auf italienisch heissen: *Madonna della pace.* Sie steht mit dem Kinde triumphirend auf dem Monde und hält statt des eisernen Scepters einen Palmzweig. Zu ihren Füssen kniet der heilige Georg mit dem getödteten Lindwurm und der heilige Sebastian, von der Säule losgebunden, mit den Pfeilen in der Hand. Gebe Gott sein Gedeihen dazu. Ich kann jetzt eher Skizzen und allerlei Zeugs mit mir schleppen, denn ich habe nun mehr Pferde und überhaupt mehr Bequemlichkeit; auch die Gage ist mitzunehmen, monatlich 27 Thlr.

Was ist das für ein Buch, das Du mir geschickt hast, lieber Friedrich? Empfiehl mich allen Freunden, liebe Mutter, und sage noch einmal herzlich Dank für Leibbinden, Strümpfe und alles Wollene. Ich lege mich der schönen Gräfin zu Füssen und schäme mich jedesmal, wenn ich daran denke, wie ich der herrlichen Frau für alle ihre Mühe nur ein unfertiges, verdorbenes, zerrissenes

1) Vgl. S. 118 Note 2.

Bild hinterlassen konnte. — Grüsse doch ja auch alle Maler, sowohl die Spass verstehn als die nicht. Dass aus des guten Koch's Küche so treffliche Gerichte hervorgegangen, freut mich von Herzen, wie wünsche ich sie zu schmecken! Der Himmel segne Dich und Euch alle.

260.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Ziegenhayn, 31. December 1813.

Ich danke Dir recht von Herzen für Deine so liebevollen und väterlichen Briefe, sowie für die Güte, meine Bitten so schnell und so vollkommen befriedigt zu haben. Sei versichert, dass alles, was an mir liegt, geschehn soll, Dein Vertrauen zu rechtfertigen und Dich künftig nicht mehr mit solchen Ausgaben zu beschweren; es müsste denn ein ganz besonderer Fall eintreten. Wenn unsre Gage regelmässig ausgezahlt würde, so setzten mich die 26 Thlr., die ich vom Monat December an erhalte, von selbst in den Stand, meine vermehrten Ausgaben bestreiten zu können. Von der Veranlassung meiner Standeserhöhung, lieber Vater, weiss ich grade so wenig als Du. Ich war schon seit einiger Zeit zum Porte-epée-Fähnrich vorgeschlagen und wir erwarteten täglich die Bestätigung vom König, als auf einmal während des Marsches der Oberstlieutenant v. Loebell zu mir kam und mir ankündigte, dass statt derselben meine Ernennung zum Offizier in unserm Regiment eingegangen sei; ich ward aber von ihm zu den Jägern versetzt, weil es diesen an Offizieren fehlte. Meiner Meinung nach habe ich es dem Grafen Hacke, unserm vorigen Commandeur, zu verdanken, bei dem ich in hohen Gnaden stehe. Dieser trug mir schon früher, als wir noch in Böhmen standen, eine Lieutenants-

Stelle bei der Infanterie an, die ich aber aus mehrern Gründen nicht annahm. — Sollte mich der Himmel ferner so gütig erhalten wie bis jetzt, so siehst Du vielleicht, wenn ich nach beendigtem Feldzuge nach Berlin komme, ein Kreuzlein auf meiner Brust; wenigstens bin ich dazu vorgeschlagen. Ich bitte Dich aber recht sehr, es niemand zu sagen, denn es könnte leicht sein, dass nichts daraus würde, denn die Ehrenzeichen für die Offiziere unsres Regiments sind schon eingegangen und für mich ist noch keines dabei. Glaube mir, lieber Vater, dass ich mich darüber zu trösten weiss; ich kann mit Gottes Hülfe auch ohne Kreuz ein guter Maler werden. Du musst nicht denken, als habe ich meine Malerideen aufgegeben, im Gegentheil, ich mache Skizzen und zeichne die Leute. Mein guter Bruder hat nicht die geringste Ahndung von meinem jetzigen Treiben und giebt mir in einem Brief an die Mutter den Rath, lieber nach Florenz als nach Rom zu gehn. Wie anders wären doch die Sachen gekommen, wenn ich mit ihm nach Italien gereist wäre.

Grüsse mir ja die Herz, lieber Vater, und alle möglichen Veit's und Merten's, die sich meiner so gütig erinnern, auch die Mendelssohn's nicht zu vergessen. — Inliegend sind zwei Briefe, die ich schon zu Anfang dieses Monats an die Mutter schrieb und die mir zu meinem grossen Leidwesen vorgestern von der Feldpost wieder zugestellt wurden. Schliesslich gratulire ich Dir zu Ende dieses glorreich vollbrachten Jahres zum neuen und wünsche, dass uns Gott die Gnade schenken möge, uns bald wieder glücklich zusammen zu sehn.

Aus Ph. Veit's Feldbrieftasche[1]).

In einer entweihten Kirche.

Stürzt ein ihr Mauern, ihr geweihten Bogen,
Erhebt euch aus den Grüften, heil'ge Leichen!
Was sieht man euch, ihr Farben, nicht verbleichen,
Die frommen Bilder schmerzlich nicht verzogen!

O Langmuth Gottes, Güte sonder Gleichen,
Entweiht stehn die Altäre, ganz entzogen
Ist uns der fromme Dienst, gehöhnt, belogen,
Und dennoch bleibt der Himmel ohne Zeichen.

O hört ein Wort! Als an den Kreuzesbanden
Der Herr der Welten hing, voll Blut, verachtet,
Da sprach man frevelnd, steige zu uns nieder.

In's Grab getragen wurden dann die Glieder —
Zum Schrecken aller, die ihn todt geachtet,
Ist glorreich er am dritten Tag erstanden.

1) Veit hatte dieselbe auf dem Wege nach Havelberg im Sande verloren, später aber, nachdem sie ausgetrommelt ward, wieder erhalten. Ausser verschiedenen Notizen und den Portraits seiner Waffengefährten: Fouqué, Jacob Berchtold, Graf Groeben, Graf Kanitz, enthält sie die folgenden dichterischen Versuche Ph. Veit's. Von den drei ersten hatte der unbekannte Finder Abschrift genommen und sie nach der Schlacht von Leipzig drucken lassen.

Vor einem alten Marienbilde.

Maria mild, wie stehst du so verlassen
Mit deinem Kindlein in dem öden Gange!
Mich däucht, o reine Frau, es sei gar lange,
Dass dich die Menschen einsam schmachten lassen.

Du armes Kind blickst auf, als sei dir bange
Nach Herzen, die dich lieben und nicht hassen,
Wie sonst, als deine Gnade zu erfassen,
Die Menge zu dir eilt' in frommem Drange.

Getrost, o Frau, getrost, du holder Knabe,
Den hellen Morgen künden manche Zeichen;
Schon seh ich in der Ferne fromme Boten.

Bald wird dir grössre Ehre noch geboten,
Auf den Altären wird man Opfer reichen,
Und hier bring ich mich selbst als erste Gabe.

Vor der Schlacht bei Leipzig.

Die Sonne steigt am Morgen
Mit blut'gem Scheine auf,
Wir stehn in grossen Sorgen
Um dieses Tages Lauf.
Der Kampf soll nun beginnen,
Es naht des Feindes Macht,
Und wer da soll gewinnen,
Wird heute ausgemacht
Im Streite.

Ach reicher Gott im Himmel,
Hör' an das heisse Flehn,
Dass in dem Schlachtgetümmel
Wir rechter Art bestehn.
Lass deine Engelschaaren
Zu unserm Schutze nahn,
Vor Schmach uns zu bewahren
Und uns auf blut'ger Bahn
Zu leiten.

Zu deines Thrones Stufen
Dringt innig das Gebet;
Du hast uns ja berufen,
So bleib auch bei uns stet.
Das Kreuz sei unser Zeichen,
Das Kreuz sei unser Schild,
Wir wollen nicht mehr weichen,
Bis mit dem Blut entquillt
Das Leben.

Lied vom Steuermann [1]).

Uns ist in Sturmesnoth
Ein Steuermann gegeben,
Der lenkt das schwache Boot
Mit Macht, dess freut sich unser Leben.

Ein friedeleuchtend Bild
Strahlt er am nächt'gen Himmel,
So unverzagt und mild
Im Sturm und wogenden Getümmel.

Wie auch die Hölle tost,
Die grimmen Wellen brausen,
Der Teufel sich erbosst
Und füllt das bange Herz mit Grausen,

Ein Stern auf dunklem Grund
Wird nimmer von uns weichen
Und ist von Gottes Huld
Ein ewig liebestrahlend Zeichen.

Wohlan, du frommer Knecht,
Von Gottes Gnad' umflossen,
Als Held vollführ' es recht,
Ein Trost den zagenden Genossen.

1) Pius VII. — Veröffentlicht in Fouqué's Frauentaschenbuch f. d. J. 1815 S. 275.

So steure muthig fort,
Ein ächter Christusstreiter,
Schon winkt im sichern Port
Der Sieg im Abendglanze heiter.

Sebastian.

Madrigal.

Was soll im muntren Kreise
Der muth'gen Freunde jugendliches Scherzen?
Mich hält im trüben Herzen
Ein andres Bild mit Wehmuth ganz gefangen:
Wie dort in seltnem Bangen
Den thränenschweren Blick die Freundin wandte,
Ein glühendes Verlangen
In meiner Brust entbrannte,
Dem fremden Leid mich so zu überlassen,
Dass ich nichts andres kann im Busen fassen.

Sonett.

In schnöden Fesseln sahst du mich erkranken,
Da hast du mich, allmächt'ger Gott, befreit,
Den matten Geist hast du in mir erneut,
Wie soll ich dir für diese Gnade danken?

Ach, wie so manchen hat es schon gereut,
Der in des wilden Lebens ew'gem Schwanken
Sich Tröstung sucht in sündlichen Gedanken,
Und nicht bei dir, der sie so gnädig beut.

O wer nur einmal sich dir ganz geschenkt,
Wen einmal deine reiche Huld umflossen
Und tief aus deinem Liebeskelch getränkt:

Dem sind die ew'gen Schätze aufgeschlossen,
Und wenn ihm auch kein Trost auf Erden bliebe,
Er ist beseligt, tauschend Lieb um Liebe.

An den Märtyrer Sebastian.

Sebastian, deine Schmerzen,
Wie sind sie mir bekannt,
Der glüh'nde Pfeil im Herzen,
Vom Feinde zugesandt.

Sebastian, deine Wunden,
Sie brennen auch in mir,
Ich bin wie du gebunden,
Dem Tode nah gleich dir.

O Jüngling, der vollendet,
Im Schmerz das Ziel ereilt,
Dein Leiden hat geendet,
Die Wunden sind geheilt.

Ich bin noch fest gekettet,
Kein hoffnungsvolles Licht,
Kein Engel, der mich rettet,
Kein tröstendes Gesicht.

Als du dahin gesunken,
Vom Tode übermannt,
Die Seele liebetrunken
Dem Körper sich entwandt',

Da naht' in sel'gem Glänzen
Die freundlichste Gestalt,
Scheucht mit den Palmenkraenzen
Die feindliche Gewalt.

Entrissen bist du wieder
Der finstern Todesgruft,
Und durch die starren Glieder
Dringt sel'ger Lebensduft.

Sinnsprüche.

In einem kleinen Dorfe in Sachsen fand ich in einem geplünderten Bauernhause folgende Sprüche in einem alten Buch aufgezeichnet, dessen Titel ich vergessen habe. Sie können als Anhang betrachtet werden zu den tiefsinnigen, leider noch so unbekannten Sprüchen des frommen Angelus Silesius.

Los von Kreaturenlieb,
Tod an eignem Willenstrieb,
Inn- und äusserlich viel schweigen,
Stets in Gott sich lieblich neigen,
Wie ein Kind mit ihm gemein —
Selig, wer stets so kann sein.

Stets hast Du was im Kopf, stets hast du was zu thun;
Wenn Gott schon zu dir kommt, so kann er doch nicht ruh'n.

Ach, wär' mein Geist so rein, so bilderlos und still,
Gleichwie ein weisses Blatt, worauf man schreiben will,
Bald würde Gottes Sohn durch seines Lichtes Strahlen
Sein wunderschönes Bild in meinem Grunde malen.

Lass nichtes neben Gott in deinen Grund hinein,
Sonst wird dein Herz, o Mensch, ein Baals-Tempel sein.

Noch mehr, rief Xavier, wenn Gott ihm Leiden schickte;
Es ist genug, sprach er, wenn ihn die Gnad' erquickte.
So kühne bin ich nicht, weil meine Liebe klein;
Doch schickt Gott gröss're Kraft, so geb' er gröss're Pein.

IX. Im Befreiungskriege.

1814.

—

261.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Kirchhayn, 5. Januar 1814.

Wir sind plötzlich aus unsrer Ruhe aufgeschreckt worden, lieber Vater! Gestern kam die Marschordre, und wir rücken nun wohlgemuth dem lieben Rhein zu, wo wir erst unsre nähere Bestimmung erhalten werden. Ich schrieb Dir zuletzt noch aus Ziegenhayn mit einer Einlage an die Mutter; der Himmel weiss aber, ob bei dem jetzigen Postwesen oder vielmehr Unwesen der Brief richtig ankommt. Wenn ich nur nicht bei dieser Gelegenheit um die schönen Sachen komme, die Du so gütig warst mir zu schicken; denn bis jetzt sind sie noch nicht angelangt. Ich vergass es damals, Dich noch um eine Gefälligkeit zu ersuchen, will es aber jetzt gleich nachholen. Bei meinem ersten Aufenthalte in Breslau nämlich übergab ich dem Herrn Schweizer eine goldne Kette zur Verwahrung, zu der Uhr gehörig, welche mir die schöne Gräfin Zichy in Wien schenkte. Da ich sie nun nirgend so sicher und wohl aufgehoben weiss als bei Dir in Berlin, wo sie wenigstens die Franzosen schwerlich abholen dürften, so ersuche ich Dich recht sehr, sie Dir nächstens von Herrn

Schweizer auszubitten und sie bis zu meiner Ankunft in Berlin, welche der Himmel beschleunigen wolle, aufzuheben. Morgen früh geht unsre Reise weiter, wie es heisst bis Giessen. Sollten wir in ein Städtchen kommen, wo eine Post ist, so erhältst Du nächstens wieder Nachrichten von mir, da ich überzeugt bin, dass es Dir Freude macht. Ich bitte Dich aber recht sehr, Dich nicht zu verwöhnen und nicht ängstlich zu werden, wenn sie länger ausbleiben sollten, denn man hat am Ende doch nur selten Zeit und Gelegenheit dazu.

262.

Dorothea an Fr. de la Motte Fouqué in Nennhausen[1].

Wien, 15. Januar 1814.

Wir haben so sehr lange keine direkten Nachrichten weder von Ihnen noch von Philipp erhalten, dass Sie es meiner Ungeduld schon zu Gute halten müssen, werther Freund, wenn ich endlich, von manchen Gerüchten mehr beunruhigt als befriedigt, mich grade an Sie selber wende, um irgend etwas mit Gewissheit zu erfahren. Man sagt, Sie hätten Ihrer Gesundheit halber den Abschied genommen und seien nach Ihrer Heimath zurückgekehrt. — Frau v. Wolzogen hat Sie in Weimar gesehen, sie hat es der Frau v. Humboldt hergeschrieben und mir manches liebe wohlwollende Wort wiederholen lassen, welches Sie, gütiger lieber Folko, zu Gunsten unsers Philipps bei ihr gesagt, wofür ich Ihnen den herzlichsten Dank weiss. Fr. v. Wolzogen hat aber jenes Gerücht Ihrer Heimreise und der schwachen Gesundheit mit keinem Wort erwähnt; sie schrieb blos, „sie habe Sie in Weimar gesehen.“ Wir

1) Aus: Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin 1848. S. 374—377.

sind also wieder ungewisser geworden, zumal ich auch aus Berlin, wo ich eigentlich hinschrieb, mich nach Ihnen zu erkundigen, gar keine Antwort in Betreff Ihrer erhielt. Sie können wohl denken, dass wir recht besorgt um Sie sind. Denn gewiss nicht wegen einer geringen Ursache würden Sie in diesem entscheidenden Augenblicke sich zurückgezogen haben! Auch wegen Philipps, den wir mit so grosser Beruhigung in Ihrer Nähe uns so gerne dachten, der nun so allein, in einer ihm so ganz fremden Bahn, sich ganz verlassen fühlen muss. — Sollten Sie wirklich bei Erhaltung dieser Zeilen in Ihrer Heimath sein, so bitte ich Sie in meinem wie in Friedrichs Namen, uns einige Worte zur Lösung aller dieser beunruhigenden Zweifel zu schreiben. Ist aber das Ganze ein blosses Gerücht, und Sie etwa wieder bei der Armee, so nehmen Sie, theure Frau von Fouqué, unsre Bitte zu Herzen, schreiben Sie uns gefälligst, was Sie von Ihrem Gemahl und was Sie von unserm Philipp neuerdings erfahren haben. Den letzten Brief von Philipp, worunter auch ein paar freundliche Worte von Ihnen, lieber Freund, war vom 29. September von Postelberg aus Böhmen, seitdem erhielten wir keine Zeile von ihm. Seine unter göttlichem Schutz überstandenen Gefahren bei Leipzig, sowie seine Ernennung zum Offizier erfuhren wir durch fremden Mund; wir haben doch wohl Recht zu klagen über ein solches Vergessen der Seinigen. — Wir haben ihm recht oft und mit jeder Gelegenheit geschrieben, auch einige Male ihm Pakete zugesendet, nie aber einen Wink erhalten, ob er diese Briefe und Sachen erhalten. Jetzt muss er ja wohl über den Rhein sein? oder vielleicht noch diesseits? Denken Sie sich nur, wie wir über der Karte stehen und die genannten so gut gekannten Orte an den geliebten Ufern aufsuchen, und es uns immer wie nicht möglich dünkt, dass wir den Philipp da nicht genau und vor unsern Augen sehen können. Wie mag ihm

wohl bei Ansicht des herrlichen Stroms, der so gutbekannten Berge und Ufer zu Muthe sein und wie war ihm bei der Schreckensschlacht, wie die Hand Gottes so sichtbar über ihm geschwebt. O wenn Sie ihm zu schreiben Gelegenheit haben, so ermahnen Sie ihn, uns doch nicht so ganz in Demuth über seine Nachlässigkeit sinken zu lassen! — Wie erquickend waren uns die Nachrichten der Frau v. Wolzogen, wie herzlich danke ich Ihnen Ihre Liebe zu dem geliebten Kinde. Auch Max Schenkendorf hat viel gutes von ihm an Herrn v. Humboldt gesagt, der es uns wieder erfahren liess. — Sie fühlen es wohl, wie tröstlich, wie erhebend mir ein solches Lob, von solchen Männern meinem geliebten Sohne geschenkt, sein muss. Gott wolle ihn ferner an Seele und Leib beschützen! — Lassen Sie uns recht bald von sich hören, edler Freund, lassen Sie uns wissen, wie es Ihnen geht, damit wir mit grösserer Theilnahme Ihrer gedenken können; es ist so traurig, wenn man mit dem Andenken derer, die wir lieben, so gar nirgend haften, nirgend einen Punkt finden [kann], wo unsre Gedanken sich begegnen können. Freilich gedenke ich Ihrer und aller Freunde und Wohlthäter meines Sohnes vor Gott; möge doch alles das Gute Ihnen zu Theil werden, das mein dankbares Herz für Sie erfleht! —

Dorothea Schlegel,
geb. Mendelssohn.

263.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Trier, 19. Januar 1814.

Vorgestern sind wir glücklich und wohlbehalten hier angekommen, ohne andre Gefahren und Beschwerlichkeiten erlitten zu haben, als die ein jeder Eilmarsch bei solcher Jahreszeit von selbst mit sich bringt. Hinlänglich sind

wir dafür durch unsern Aufenthalt hier entschädigt worden. Die Stadt ist sehr reich an Merkwürdigkeiten und Alterthümern und wenn die Zeit nicht so kurz wäre, so schriebe ich Dir wohl etwas ausführlicher sowohl über die alten Kirchen als über die römischen Gebäude, die hier noch vorhanden sind. Morgen gehn wir nach Luxemburg und Thionville zur Belagerung. Wir gehören jetzt zum Blücher'schen Corps, und so habe ich vielleicht eher einmal Gelegenheit, den Benny oder den Eichendorff zu sehen, der, wie mir die Mutter schreibt, Offizier bei der Landwehr dieses Corps ist. Meine Sachen sind noch immer nicht angekommen und ich fürchte, sie gänzlich verloren zu haben. Unser guter Fouqué hat den Abschied als Major und erhält das Johanniterkreuz und ich kommandire einstweilen die Escadron. — Du wirst wohl die Güte haben, der Mutter diesen Brief mitzutheilen. Lebe recht wohl; der Himmel behüte Dich und uns und die gute Sache.

264.

Dorothea an ihren Sohn Philipp.

Wien, 20. Januar 1814.

— — Vor einigen Tagen schrieb ich in der Ungeduld an Fouqué, um etwas von Dir zu hören, vielmehr um nur ein bischen zu klagen. Also ist es doch wahr, dass Fouqué den Abschied genommen? Ich wollte es immer nicht glauben; es thut mir recht leid auch um Deinetwillen. Was fehlte ihm denn eigentlich? — Seine Geschichte mit dem Freund der Grachen ist ganz allerliebst; ich erzähle sie allen Leuten; man will sich krank darüber lachen. Du hast vollkommen Recht mit der Meinung, dass es mir schon genügt zu wissen, dass Du zum eisernen Kreuz vorgeschlagen wurdest: verdienen wir nur die Belohnung — sie werde uns dann oder sie werde uns

nicht, darüber haben wir ja nicht zu bestimmen. Wir können uns im ersten Falle freuen, dürfen uns aber im zweiten nicht betrüben. Gott der Allmächtige wolle Dich nur ferner an Seele und Leib vor allem Bösen gnädig behüten. Das Kreuz unsers Herrn Jesu Christi sei Dir im Herzen eingeprägt und leuchte Deinem Geiste vor zur Ausführung seines heiligen Willens auf Erden. Mich freut es, mein Kind, dass Du über die fehlgeschlagene Erwartung nicht unmuthig wurdest und dass Du sie so in freudiger Ergebung angenommen hast. — Wo magst Du jetzt wohl sein? Doch nun nicht mehr in Ziegenhayn? Was ist Ziegenhayn und wie kommt es, dass Du so entsetzlich lange dort verweilen musstest, während man über den Rhein geht, während in den Zeitungen alle die wohlbekannten Städte an den geliebten Ufern vorkommen, und ich stundenlang vor der Landkarte stehe und alle die Namen aufsuche und immer schärfer hinsehe, als müsste ich Dich absolut wie in einem Zauberspiegel dort sehen können, wie Du über den Rhein setzest, bald in Köln, dann auf der Brücke, auf dem Dom, auf dem Apollinarisberg &c. &c. Während dem bist Du in dem verwünschten Ziegenhayn fest. Das mag ein sehr langweiliger Ort sein! Da nimmt es mich weiter nicht Wunder, dass Du so überdrüssig und abgestanden von dem Kriege redest! Von diesem Kriege! Mein Sohn, ein solcher Krieg war wohl nie und kommt gewiss nie wieder! Sirach's Spruch vom magern Vergleich, den Du hier willst gelten lassen, nehme ich nicht an. In eigener Sache ja; aber für das Recht, für die Sache Gottes, in diesem heiligen Krieg für alles, was gut und recht ist — hier gilt er nicht, hier darf er nicht gelten; hier muss die Sache wirklich bis auf den letzten Punkt ausgefochten werden, oder es ist schade um jeden Blutstropfen, der dafür vergossen ist. Nun ich denke, wenn Du über den Rhein gekommen bist, so wirst Du wieder einen andern Sinn haben. Der Gedanke an

das grosse Schicksal, welches Du theiltest, die Sache, die Du mit erkämpfen halfst, wird Dich sicher noch bis in's späteste Alter erheben und ergötzen, wenn Du das Leben behältst mit Gottes Hülfe. Warum, mein Kind, giebst Du uns gar keine Art von näherer Beschreibung von Deinem Leben, von dem Tage jener Schlacht, von Deiner Gefahr und Deiner wundervollen Errettung, von den Ländern, Gegenden und den verschiedenen Menschen, die Du kennen lernst, von den mannigfältigen Quartieren und Begebenheiten, von Deinen Empfindungen und Gedanken? Wir möchten so gar gern so viel möglich mit Dir leben, Dich begleiten im Geist; auch würde dergleichen Dir in künftiger Zeit zur angenehmen Erfrischung des Gedächtnisses dieser thatenreichen Zeit dienen. Unterdessen und in Ermangelung einer solchen Mittheilung hat uns die Beschreibung Deiner Skizzen sehr gefreut. Das ist alles schön und brav! Die Zeichnung für Fouqué sehe ich ordentlieh vor mir; nur dass Du nicht die Grösse des Formats bestimmtest. Die heilige Jungfrau wolle Dir zur Ausführung des Votivgemäldes beförderlich sein! Warum aber der italienische Namen? Das Wort Madonna haben sich die neumodigen Protestanten ausgedacht oder angenommen, weil sie sich darunter nicht die wahrhafte Mutter Gottes zu denken brauchen. Warum nicht Königin des Friedens, wie es in den alten Litaneien heisst? Ich erinnere mich einmal bei einen kölnischen Bürgersmann einen alten Kupferstich gesehen zu haben; es stellte ein stürmisches, unruhiges Meer vor, mitten darauf ein Schiff, worin Maria mit milder erhabener Geberde aufrecht stand; sie trug eine Krone, über ihrem Haupte war heller Himmel und ein lichter Stern schwebte über sie, das Kind auf dem Arm und in der Hand den Scepter, mit einem Oelzweig umwunden. Vor ihr her legten sich der Sturm und die Wellen, und unter dem Bilde stand: Königin des Friedens, *ora pro nobis.* Es muss wohl

ein recht altes Bild sein, denn die Form des Schiffchens war ganz antik, erstaunlich hoch und rund, beinahe wie eine Muschel. Nun ich hoffe Dich bald mit der Ausführung aller Deiner entworfenen Bilder zu sehen, denn man redet stark vom Frieden. Unterdessen aber hättest Du Dich wohl für uns zeichnen können, wir haben nicht das kleinste Bildchen von Dir; eigentlich hattest Du es mir auch versprochen. Ich umgebe mich zwar von allen Seiten mit allerlei Dingen, die von Dir herkommen, die Du gemacht oder besessen hast; aber ein Bildniss ginge mir doch über alles; vielleicht hast Du mir zu meinem Namenstage die heimliche Freude bestimmt. — Zu gleicher Zeit mit Deinen Briefen kam auch endlich einer von Wilhelm aus Kiel, (der erste Brief während des ganzen Krieges); er erwähnt Deiner und rühmt Dein gutes Aussehen. — Das kleine Gebetbuch thut mir leid, ich schrieb Dir am Tage der Abreise sehr gerührt etwas hinein; ich besinne mich aber nicht mehr darauf. Ging denn Dein Mantel verloren? Das ist mir auch leid, denn ich hätte ihn gerne mit dem Loche, wo die Kugel durchgegangen, als Trophäe aufbewahrt. — Gestern bekamen wir die Nachricht, dass der arme Wallenberg vor Torgau am Nervenfieber gestorben ist; — Du weisst, er ging als Arzt mit und stand bei der Blücher'schen Armee — es geht mir ganz entsetzlich nah, es war ein sehr guter Mensch; die Mendelssohn soll ganz untröstlich darüber sein! Heute haben wir von Sulpiz Brief, der uns auch eine traurige Nachricht giebt: Wilhelm Boisserée ist am 3. December am Nervenfieber gestorben. Diese grässliche Krankheit soll noch immer sehr wüthen. — Unser Neujahr und Weihnachten war einsam und unlustig; Du fehlst uns an allen Ecken. Von Johann haben wir wieder einen Brief, er ist wieder in Rom, doch war der Brief noch aus Florenz. Wer weiss, wo wir wieder zusammen treffen, lieber Philipp, vielleicht in Rom! Denn Du musst wissen, dass wir Aussichten

haben, hinzukommen, wenn der heilige Vater erst wieder dort sein wird. Dies zu erzwingen, sei Dein Zweck und Deine Ermunterung auf Deiner jetzigen gefahrvollen, mühseligen Laufbahn. Gott segne Dich, mein geliebter Ritter, mein geistlicher Held. Dorothea.

Liebster Philipp, die Mutter hat mir wenig übrig gelassen zu schreiben. Ich wünsche Dir nur vor allen Dingen Glück zu Deiner neuen Würde; Du machst uns viele Freude. Schreibe nur öfter, dies ist das Einzige, was uns fehlt. Ich arbeite unaufhörlich und flicke an Deutschlands künftiger Wohlfahrt. Es wird immer etwas helfen, wenn auch nicht grade so und grade da, wo ich's haben will, so doch auf eine andre Art. Nur bin ich leider bis jetzt noch immer verdammt, in dieser düstern Klause zu sitzen. Ich bin das sehr überdrüssig und möchte gern einmal eine andre Luft einathmen. — Das Büchelchen, welches ich Dir schickte, war das Psalterium Mariae von Bonaventura, ganz klein und sauber gebunden; es wird also wohl verloren gegangen sein. — Zieh hin mit Gottes Segen und befreie unsre Brüder jenseits des Rheins. Die sind nicht eher Eins, als bis wieder ein rechtmässiger König in Frankreich ist. Friedrich.

265.

Dorothea an Gräfin Julie Zichy in Wien.

Wien, 7. Februar 1814.

Gestern Abend erhielt ich noch spät durch Franziska[1]) einen Beweis Ihres Andenkens, wodurch ich auf das freudigste und angenehmste überrascht und gerührt ward. Sie sind zu liebenswürdig, liebe Gräfin! Ich könnte sa-

1) Caspers.

gen, ich verdiene nicht so viel Güte, wenn diese überhaupt anders verdient werden könnte als durch die innigste Verehrung und herzlichste Anhänglichkeit, die Ihnen, edle theure Gräfin, schon längst für's ganze Leben von mir geweiht ward. Tausend Dank für das schöne Smaragdlicht, das ich über alle andern Edelsteine gern sehe. Ich trage sonst nie Ringe, diesen aber will ich tragen — um desto mehr, da ich mich zu entsinnen glaube, ihn einmal an Ihrer Hand gesehen zu haben. Er wird mir um so lebhafter Ihr Bild vor die Seele rufen und ein wahrhafter Zauberring auf diese Weise für mich werden, wenn meine Bestimmung vielleicht bald mich weit von einem Ort führt, wo Ihre Güte, die Augenblicke, in Ihrer Gesellschaft verlebt, zu dem theuersten und liebsten gehört, was uns hier betraf. — Nehmen Sie huldreich meine innigsten Wünsche für Ihr Wohlsein und meine Bitte um die Fortdauer Ihrer wohlwollenden Gesinnungen.

Ihre ergebene Dorothea Schlegel.

266.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Wien, 4. März 1814.

Eigentlich sollte man in einer so thatenreichen, schnellfüssigen Zeit nicht einen so langen Zwischenraum zwischen den Briefen und Antworten von und zu Freunden entstehen lassen, und ich mache mir Vorwürfe, dass ich Ihren letzten Brief, lieber Sulpiz, so lange unbeantwortet liess. Entschuldigungen giebt es gar nicht, wenn man nicht den Umstand für triftig gelten lassen will, dass, wenn so gar viel vorgeht, es eben so schwer ist, sich zum Schreiben zu entschliessen, als wenn gar nichts vorgeht. Billig hätten Sie sich nicht daran kehren und ohne einen Brief von mir abzuwarten, immer wieder schreiben sollen, denn Sie sehen und hören

jetzt weit mehr bedeutendes dort, als wir hier, und Sie könnten uns ja Wunderdinge erzählen, während wir hier vor Ungeduld und Ungewissheit aus der Haut fahren möchten. Es ist nichts, was einem so traurig vorkommt, als den Krieg, der die ganze Seele hinnimmt, der uns von so vielen Seiten anregt, nur in den Zeitungen anzuschauen; und sieht man vollends, wie Zeitungen geschrieben, censirt und nachgedruckt werden, so ist es völlig aus. Wir denken uns, dass Sie jetzt wohl in Köln sind. Schreiben Sie uns doch Details von allem, was Sie sehen und hören, die Briefe gehen jetzt ja sicher. Nehmen Sie sich Zeit, uns ausführlich zu erzählen, zuerst von Freunden und Verwandten. Ihres Bruders Wilhelm Tod hat uns schmerzlich betroffen; musste gerade dieser unter Euch am ersten der Erde entfliehen, der gerade am besten sich darauf zu passen schien! Ferner von den grossen Begebenheiten; wie sieht es dort aus? wie sind Sie zufrieden? und was hoffen, was fürchten Sie? Wir schweben zwischen hundertfachen Besorgnissen jeder Art, die sich mit der Bekanntschaft mancher Dinge eher vermehren als vermindern; die feste Ueberzeugung, dass Gott alles zum besten zu lenken vermag, dass die stolzesten Entwürfe der Menschen seine Absichten immer befördern helfen müssen, wie blind jene auch sein mögen, dieser feste Glaube stärkt uns bei allem, was drohend aufsteigt. Haben Sie Wilhelm Schlegel gesehen? Schreiben Sie uns von ihm. Wie wir den beneiden, dass er an dem Rhein, in Köln sein durfte. Was macht Wallraf? was sagt er? Meine Gedanken weilen wohl hundertmal bei Euch; was gäbe ich darum, wenn wir auch nur zum Besuch einmal wieder nach dem Rhein könnten; gerade jetzt möchte ich es vor mein Leben gern, und hier hält uns eigentlich gar nichts in der Welt, als die Unmöglichkeit fort zu können; es ist mir manchmal wie in einem schweren Traum, wo man sich wie festgehalten fühlt.

Was Sie uns über Ihren Aufenthalt in Frankfurt erzählen, hat uns sehr ergötzt. Freilich haben Sie darin vollkommen Recht, dass so manches ehrwürdige Alte hier noch erhalten wird; aber es wird täglich weniger, mein lieber Sulpiz, und nicht als ob die Zeit es verzehrte, o nein, man giebt sich die grösste Mühe, es zu zerstören, und es gelingt vortrefflich; und da man im Neuen zu erfinden, sich nicht dieselbe Mühe giebt als in der Zerstörung des Alten, so werden wir sehr bald die angenehme Aussicht in's Leere erhalten, was dann den Leuten wie in's Freie vorkömmt. Ich weiss recht gut, dass Sie mich ausschelten, aber ich kann mich doch nicht enthalten, mir das Herz mit einigem Reden zu erleichtern; vielleicht auch hat die Reise nach Frankfurt und manches, was Sie seitdem erlebt haben werden, Ihrer Meinung eine etwas andere Richtung gegeben. Ich wünschte nur, Sie kämen her, Sie sollen Ihr blaues Wunder hören und sehen. Könnte ich Euch drei doch einmal hier sehen! Aber Bertram muss dabei sein; er hat uns die Honneurs von Köln gemacht, wir würden sie ihm in Wien wieder machen und uns, denke ich, nicht wenig streiten. Von Friedrichs Arbeiten überlasse ich ihm selber zu schreiben, vielleicht dass dies ihn wirklich zum Schreiben bewegt. Von Philipp wissen wir seit dem Rheinübergang nichts; sein letzter Brief war vom 19. Januar aus Trier, er gehört zu dem Kleistischen Armeecorps und ist Lieutenant bei den freiwilligen Jägern. Fouqué hat kränklichkeitshalber den Abschied genommen, Philipp ist in seinen Platz eingetreten und commandirt die Escadron. Da das Kleistische Armeecorps jetzt mit bei Blücher ist, so war es auch vermuthlich bei allen den Gefechten, und Sie können also denken, wie uns das Herz schwer ist um den geliebten Sohn. Fouqué hat neuerdings wieder geschrieben und sich in das zärtlichste Lob ergossen über ihn, er soll sich (auch nach dem Zeugnisse anderer Offiziere) ganz allge-

mein die Liebe und die Achtung der Vorgesetzten wie der Kameraden erworben und sich vor dem Feind wie im Dienst immer gleich vortheilhaft ausgezeichnet haben; um desto rühmlicher, da das Soldatenwesen ihm eigentlich gar nicht sehr lieb ist, und er mehr in Kunst- als Soldatengedanken lebt; er also seine Schuldigkeit blos aus Gefühl für Ehre und Pflicht so gut erfüllt. Gott wolle ihn in Schutz nehmen! Wenn Sie noch in Heidelberg sind, thun Sie mir den Gefallen, zur Paulus zu gehen und ihr von uns zu erzählen, sie aber auch zum Schreiben zu ermahnen; ich kann jetzt nicht schreiben, von aussen ist alles zu öd und arm, und von innen alles zu voll Sorge und manchem Gram, aber von ihr zu lesen, wie sie über manches denkt, in ihrer sehr originellen eigenen Art, das würde mich sehr freuen. Adio, lieber Freund.

267.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, den 27. April 1814.

— — Welche Freude wird nicht in Berlin über unsere glänzenden Siege sein, die das Blut so vieler Edelen gekostet haben, aber schwerlich wird sie die unsere hier übertreffen. Am verwichenen Donnerstage haben wir ein Fest gefeiert, wovon die Theilnehmer gewiss noch in späten Zeiten ihren Nachkommen erzählen werden. Deutsche, Spanier, Russen, Engländer, kurz alle hier Anwesenden derjenigen Nationen, welche mit unter den Aliirten gefochten, über 150 Personen, versammelten sich in der Villa Borghese, welche ihrer herrlichen Lage und ihres grossen Umfanges wegen dazu erwählt worden. Nachdem alle sich in vollem Masse des Gartens und des wiederauflebenden Frühlings erfreut hatten, vereinigte man sich in einem grossen auf das prächtigste mit Blumen verzierten Saale des Palastes zum

Mittagsmahle, und hier fing nun an in kurzem die ungebundenste Freude zu herrschen, belebt durch eine ununterbrochene Musik, die aus einem auf Säulen in der Höhe ruhenden Orchester herschallte. Nachdem unter lautem Beifallrufen die vorzüglichsten Nationalgesänge der Versammelten gespielt worden, wurde dann von mehreren anwesenden Ministern oder andern Repräsentanten der Nationen zuerst die Gesundheit des nun bald zurückkehrenden Pabstes ausgebracht, dann die der übrigen siegreichen Mächte, der ganzen Armee und aller gebliebenen Krieger, der vorzüglichsten Generale u. s. w. und jede derselben wurde mit Pauken und Trompeten, lautem Kanonendonner und fast noch lauterem Vivatrufen der Gesellschaft beantwortet, welches bis in der Stadt gehört und dort wie von einem Echo wiederholt wurde. Mehrere Improvisatoren, begeistert von der hohen Freudigkeit, welche alle ergriffen, traten nun auf und sangen in Versen auf eine hinreissende Weise die grossen Begebenheiten unserer Zeit, und wenn der Jubel der Gesellschaft schon vorher einen sehr hohen Grad erreicht hatte, so erreichte er nun den allerhöchsten. Man fand keinen Ausdruck mehr für seine Empfindungen, unter hellen Freudenthrämen umarmten sich Freunde, Bekannte und Unbekannte und vergassen ihr eigenes Selbst in dem Meere der Freude und Wonne. Dieses dauerte fort, bis die Sonne untergegangen war, und nun wurde die Gesellschaft wieder in den Garten zurückgerufen und auf das angenehmste überrascht. Unter einem dichten Haine von Lorbeer und immergrünen Eichen war ein transparentes Bild aufgestellt in kolossaler Grösse, die Gerechtigkeit und Stärke vorstellend, welche sich die Hände reichen, unter ihren Füssen die zerbrochenen Ketten der Sklaverei und zwischen ihnen ein Genius hervorsteigend, welcher sie mit dem Siegeskranze bekrönt. Auf einem darunterstehenden Postament waren in Lorbeerkränzen die Namen der sieg-

reichen Nationen verzeichnet und das Ganze hatte die Inschrift: *Fortitudine et Justitia Europa liberata*[1]). Zwei deutsche Künstler, Cornelius und Overbeck, sind die Verfertiger dieses herrlich gelungenen Werkes, welches durch einen Kupferstich in Deutschland wird bekannt gemacht werden. Hier ging nun der Jubel wieder von neuem an unter Tanz und Gesang und Erleuchtung der aufsteigenden Schwärmer und Raketen und dauerte bis spät in die Nacht. Jetzt gingen wir reihenweise nach der Stadt zurück, die Musikanten vorauf, einen kriegerischen Marsch spielend, und nachdem uns Porta del Popolo geöffnet worden, zogen wir wie im Triumph ein. Die Janitscharen spielten das englische Lied: *God save the King,* und wir stimmten im vollen Chore ein. Als wir durch den Corso zogen, wurden alle Fenster erleuchtet, und wir mit vollem Vivatrufen des Volkes begleitet. So zogen wir bis vor den Palast des Königs von Spanien, wo wir von einer so grossen Menge umgeben wurden, dass wir einen Aufstand befürchteten und um dieses zu verhüten, noch zur rechten Zeit uns trennten. Der Eindruck, welchen dieses Fest auf uns alle zurückgelassen, wird uns gewiss unvergesslich bleiben. Vorgestern Abend waren einige Freunde bei mir versammelt, wo Gedichte in Beziehung darauf gelesen wurden, die vermuthlich durch das ‚Morgenblatt' werden in Deutschland bekannt gemacht werden[2]). In der Hoffnung, dass auch Du auf eine ähnliche Weise wirst an dem allgemeinen Glücke Theil genommen haben, sage ich Dir ein herzliches Lebewohl. — —

1) Nach C. G[rass], welcher dieses ‚Fest der alliirten Nationen' im Morgenblatt 1814 Bd. 2, 522 f. beschrieben, lautete die Inschrift: *Virtù, Giustizia, liberata Europa.*

2) ‚Frühlingsgesang.' Im April 1814. Von C. G[rass]. Morgenblatt 577.

268.

Philipp Veit an seine Mutter in Wien.

St. Maixent, den 12. Mai 1814.

Du wirst Dich wohl wieder ängstigen, liebe Mutter, so lange keine Nachricht von mir zu erhalten, und ich mache mir allerdings Vorwürfe, seit beinahe drei Wochen weder Dir noch der Tante geschrieben zu haben, indessen weisst Du doch von ihr, dass ich sie in Paris gesprochen und dass ich die Hoffnung hatte, meinen ehrlichen Abschied bald zu erhalten. Musste uns ein widriger Wind hier nach der Picardie an die Seeküste verschlagen! und in solcher Eil, als wenn es ein Anlauf wäre, um nach England hinüber zu springen, so dass ich der Tante nicht einmal Nachricht von unserm Marsch geben konnte.

St. Maixent ist noch langweiliger als Ziegenhayn, trotz der Gefälligkeit der alten picardischen Edelleute, und obgleich ich meinen Stand ehre und meine Kameraden liebe, so kannst Du doch wohl denken, wie wenig mir die militärischen Friedenskünste genügen. — Indessen bin ich hier noch lieber als in dem erschrecklichen Sodom; trotz aller seiner Herrlichkeiten ist es mir unbegreiflich, dass eine Frau wie die Tante mit solcher Gemüthsruhe darin aushalten kann. Es hat sich eigen getroffen, dass ich in diesem Kriege zweimal vor Städten kämpfen half, in denen ich eine Tante hatte: Dresden und Paris. Dein Trost- und Mutheinsprechen ist mir sehr rührend, und es scheint beinahe, als wenn Dir mein Brief aus Ziegenhayn die Sorge erregt hätte, ich würde einmal plötzlich umdrehen und heim reiten in die Lombardei. Und was wirst Du erst sagen, wenn ich nach diesen glänzenden höchst wunderbaren Erfolgen, die uns allen noch wie ein Traum vorkommen, doch noch bei meiner Meinung beharre. Glaube mir, liebe Mutter, Krieg bleibt Krieg und

stets ein Recht, das man sich selber schafft; und dabei, was ist nun gewonnen und durch so vieler vieler Christen Leben erkämpft? Es ist mir so recht klar, wie auch dieser Krieg nur eine Züchtigung war und eine gerechte Strafe des allgemeinen, vorlauten und ungestümen Schreiens und Lärmens, um uns recht deutlich zu zeigen, dass es noch eine ganz andere Freiheit zu erringen galt als die des Handels, und ein andres Joch abzuwerfen als das blos äussere; wobei ich noch bemerken will, dass es bei uns nicht immer so klar aussah und der Erfolg so wenig zweifelhaft, als es Euch so von weitem in der grünen Stube schien.

Meine Briefe durch Pilat zu besorgen, das hätte ich seit Trier mit dem besten Willen nicht vermocht; Du denkst Dir die Sache zu ordentlich, liebe Mutter; wo war Pilat und wie an ihn gelangen? Mein Tagebuch wird es einmal deutlich beweisen, dass es seit Thionville bis Paris wohl nicht gut möglich war, Nachricht von mir zu geben, noch weniger mein Portrait zu machen. An Deinem Namenstage war ich, wenn ich nicht irre, grade auf Feldwache vor Thionville und die Franzosen machten einen Ausfall. — Jetzt habe ich aber eines gemacht, und ich würde Dir es gleich mitschicken, wenn mich mein Wirth nicht zärtlicher Weise um eine Copie gebeten hätte. Weisst Du denn gar nichts von Eichendorff? Ich fürchte für ihn, denn diese Landwehr hat sehr viel gelitten, besonders bei Montmirail. Wallenberg's Tod geht mir nahe, ich war in Berlin viel mit ihm zusammen, und er gefiel mir sehr.

Sollte mein Abschied[1]) früher eingehen, als das Regiment von hier abmarschirt, so habe ich mich mit zwei guten Freunden, v. Kunow und Graf Kanitz, verabredet, die Heimreise zusammen zu machen. Das kann sehr an-

1) Ausgefertigt: Berlin, den 2. Mai 1814.

genehm werden: wir spannen ein paar unsrer Pferde an irgend einen Wagen und fahren so schnell oder langsam als wir wollen über Aachen, Köln, Nennhausen nach Berlin.

Friedrich, denke Dir die Bivouaksluft nicht allzu rein und sei froh, dass Du nicht nöthig gehabt hast, sie zu schöpfen; ich habe mich manchmal zu Dir in's Liliengassel gesehnt. Du musst wohl einen besondern Aerger gehabt haben, dass Du so auf die Luft schimpfst. Gehabe Dich wohl und grüsse alle Freunde.

269.

v. Loebell an Philipp Veit.

Marsch-Quartier Montignier sur Roc bei Mons,
den 19. Mai 1814.

Inhaber dieses, Herr Philipp Veit, Königlich Preussischer Lieutenant ausser Diensten, trat im Monat Juli v. J. als Volontair in die Jäger-Eskadron des Königlich Preussischen Brandenburgischen Kuirassier-Regiments ein, woselbst er bald darauf wegen seines ausgezeichneten Betragens zum Offizier avancirte.

Er hat allen seit der Zeit vorgefallenen Schlachten und Gefechten, bei welchen das Regiment zugegen war, beigewohnt und zwar namentlich in den Schlachten bei Dresden, Culm, Leipzig, sowie den bei Laon und Paris u. s. w., und halte ich es für meine Pflicht, ihm hiermit öffentlich bezeugen zu müssen, dass er sich jeder Zeit durch ein höchst rühmliches Betragen vor dem Feinde ausgezeichnet und allen seinen Dienstpflichten mit löblichem Eifer obgelegen hat.

v. Loebell,
Oberstlieutenant u. intr. Kommandeur des Königl.
Preussischen Brandenburgischen Kuirassier-Regiments.

270.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, 31. Mai 1814.

Ich habe ziemlich lange keinen Brief von Dir gehabt, eben so wenig von der Mutter, und bin besonders besorgt über Philipps Schicksal. In der Hoffnung, dass Ihr Euch alle wohl befindet, lebe auch ich glücklich und zufrieden und gedenke oft an Euch in den vielen schönen Stunden, die wir hier seit der Rückkunft unsers heiligen Vaters genossen haben. Der Eindruck, welchen die Gegenwart dieses selbst von Nichtkatholiken allgemein geliebten und geschätzten Mannes auf uns macht, ist unbeschreiblich, und alle Triumphbögen und Ehrenpforten, welche ihm bei seinem überaus prächtigen Einzuge in Rom erbaut waren, sind geringe gegen die unvergänglichen Denkmale, mit denen er sich in den Herzen der Frommen und Gerechten verewiget hat. Der Himmel, welcher ihn so wunderbar in Gefahren, die ihm und der Kirche drohten, beschützt hat, wird ihn ferner bewahren und ihn diejenigen grossen Dinge vollführen lassen, die uns von ihm vielleicht noch bevorstehen. — Mein Beichtvater aus Assisi, von dessen freundschaftlicher Aufnahme ich Dir geschrieben, befindet sich jetzt hier. Er erwiedert Deine Grüsse, die ich ihm von Dir bestellt, mit dem lebhaften Wunsche, Dich bald hier in Italien zu sehen. Seine überaus heitre und frohe Gemüthsart ist von dem besten Einfluss auf meinen etwas melancholischen Charakter, so dass ich wohl wünschte, immer seinen Umgang geniessen zu können. Er entspricht so wenig den Ideen, die man sich bei uns gewöhnlich von den Geistlichen macht, dass er eigentlich gerade das Entgegengesetzte von diesen Vorstellungen ist, und wenn Du jemals seine Bekanntschaft machen könntest, so bin ich überzeugt, Du würdest

keinen bessern Freund finden können. Ich hoffe Dir nächstens ausführlicher über mein Leben hier schreiben zu können und empfehle mich indess Deinem Angedenken.

271.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, am heil. Pfingsttag 1814.

Schreibe uns doch öfterer, lieber Sohn, Deine Briefe machen uns gar viele Freude; ich wünsche sehr, Dich wieder zu sehen und auch Deine Fortschritte in der Kunst, in welcher Du sicherlich sehr grosse gemacht haben musst, wenn man Deine immer mehr zur schönen ruhigen Reife gediehenen Gesinnungen zusammen nimmt, von denen Deine Briefe so viele Beweise enthalten; und meiner Meinung nach kann man in sehr vielen Fällen wohl von den Gesinnungen eines Menschen auf den Grad seiner Kunst schliessen, nur freilich die eigentliche Fertigkeit noch hinzu gerechnet. — Ich komme soeben aus einem Concert, wo ich Meyer Beer aus Berlin [1]) habe spielen hören, wo mir dann so viel über Kunst, Fertigkeit und Gesinnung durch den Kof geschossen ist, dass ich noch nicht aufhören kann, davon zu reden; es kann also auch wohl sein, dass Du alles das sehr übel angebracht findest in Rücksicht Deiner, das wirst Du mir aber schon verzeihen, denn das Resultat, während er spielte, war immer in meinem Herzen, ob Johann so viel Kunstfertigkeit hat als sein alter Spielkamerad, weiss ich nicht und glaube es nicht, Gesinnung aber hat er gewiss mehr. — Von Philipp haben wir die trostreiche Nachricht durch meine Schwester erhalten, dass er gesund und unverwundet in Paris war, wodurch uns denn ein gewaltiger Stein vom

1) Der Claviervirtuose und Compositeur Giacomo Meyerbeer.

Herzen gelöst war, da wir aus den öffentlichen Nachrichten gesehen hatten, dass das Corps, bei welchem er steht, täglich vor dem Feind war. Gott dem Allmächtigen sei gedankt. Er hatte in Paris mit der Tante zusammen her geschrieben, der Brief ist aber verloren gegangen und wir haben nun gar keine Nachricht weiter von ihm, ausser dass die Tante mir später schrieb, er habe die Absicht gehabt, gleich seinen Abschied zu verlangen und sich wieder seinen Studien zu ergeben. Wie sehr wir damit einverstanden sind, und wie sehnlich wir die Nachricht erwarten, dass er wirklich seinen Abschied erhalten hat, das kannst Du Dir wohl vorstellen; denn jetzt haben ja wohl die Freiwilligen, die den Soldatenstand als einen solchen nicht zu dem ihrigen zu machen gedenken, genug gethan. Das Herumziehen mit der Armee ist weder für den Leib noch für die Seele länger heilsam. Wir wollen alles aufbieten, damit er recht bald loskomme; dann, denke ich, mit Gottes Hülfe ziehen wir alle zu Dir.

Was sagst Du denn zu Baals [1]) kläglichem erbärmlichem Sturz? Sinkt er nicht halb lächerlich zusammen wie das vierte Königsbild in Goethe's ‚Märchen'? Ist es nicht, als wolle Gott ihn nicht schrecklich, sondern recht gemein und nichtswürdig endigen lassen, um seinen Anhängern zu zeigen: „Seht, das war euer Götze!" Wäre nun doch auch erst der ganze Baalstempel zertrümmert, denn aus jedem einzelnen Stein desselben droht Gefahr, und in jedem Winkel desselben nistet irgend ein böser Geist. — — Die Frau von Humboldt hat uns während ihrer Abreise die herrlichen Bilder von Schick und die schöne Zeichnung von Tieck von der *Madonna della seggiola* aufzuheben gegeben; die Bilder hängen nun hier um uns her und sehen so freundlich und liebevoll in unsre sonst nicht sehr geschmückte Umgebung hinein wie die

1) = Napoleons.

Poesie in's gewöhnliche Leben. Es ist eine wahre Erquickung, die trefflichen Werke anzuschauen. Die reichen vornehmen Leute haben sich jetzt angewöhnt, ihre Zimmer mit lauter bunten, seidnen und glänzenden Fetzen und Spielereien auszuzieren, die mit jedem Jahre gewechselt werden müssen, um in der Mode zu bleiben. An ein Kunstwerk, an irgend einen dauernden, ja ewigen Werth wird nicht gedacht. So spricht die Armseligkeit sich überall aus; aus der Seele strömt sie über alles Umgebende, und von hier eben so nichtsnutz wieder zurück. Ich beneide sie nicht. Es lebe die Kunst und ihre Hervorbringungen! und *pereat* die Mode! — Dass Humboldts fort sind, ist ein rechter Verlust für uns, wir waren die letzte Zeit fast täglich zusammen, und sie äusserst liebreich und freundlich gegen uns; sie ist eine sehr liebenswürdige, sehr geistreiche Frau und eine treffliche treue Freundin. Wer weiss, wann wir sie je wiedersehen! denn es heisst, Humboldt wird Gesandter in Paris werden, dann sind wir auf lange getrennt. Auch haben wir durch den Tod einen sehr empfindlichen Verlust gehabt — unser guter Czerny ist nicht mehr! Er starb am 31. März, nach einem beinah viermonatlichen, äusserst schmerzhaften Krankenlager. Er ward geöffnet, und die Aerzte waren erstaunt, wie er bei einer solchen innern Desorganisation so lange hat leben können, und es kam nun an den Tag, was der Arme oft den Seinigen mit grosser Sanftmuth geklagt hatte, dass er nämlich in seinem ganzen Leben keine gesunde Stunde gehabt habe! Und dabei war er doch immer so freundlich und geduldig gegen jedermann! Er hat in der letzten Zeit verlangt, die Bekanntschaft des Pater Hofbauer zu machen, und war so eingenommen von ihm, dass er sehr oft seinen Besuch verlangte, ihm auch beichtete und die heiligen Sakramente mit hoher Freudigkeit aus seiner Hand empfing. Beten wir einer für den andern um eine eben so sanfte, trostvolle Sterbestunde,

mein lieber Sohn. Czerny's Hintritt hat die liebe Nina sehr angegiffen, sie war bei seinen letzten Augenblicken zugegen und stand ihm mit Starkmuth schwesterlich bei. Aber sie ist sehr kränklich und ich fürchte beinah, dass sie den Vorangegangenen nicht lange überlebt! — Seine Wittwe ist untröstlich! Wollte Gott, sie hätte etwas von Nina's innerer Kraft und diese dafür etwas von jener äussern. Es sind Wunder geschehen, um die Arme aufzurichten und zu trösten; aber die unvorbereitete Seele vermochte diese Erscheinungen nicht zu ihrem lebenslangen Trost fest zu halten; es ging wie ein Traum an ihr vorüber. — —

Koch malt hier wunderbare Sachen, Friedrich und ich sind ganz von ihm eingenommen, er besucht uns auch sehr oft und grüsst Dich freundlichst, wie auch die Maler Frick und Sutter. Diesen beiden geht es nicht erwünscht; Frick ist genöthigt, für das Naturaliencabinet zu arbeiten, was ihm viel Langeweile und wenig Geld bringt; und der arme Sutter ist vollends sehr zu beklagen. Du weisst, dass er geheirathet hat; nun ist seine Frau niedergekommen und ist, wie die Aerzte sagen, unheilbar krank; denk Dir die Noth für die arme Frau sowohl als für den Mann, der sich nun erschrecklish plagt und ein trostloses Leben lebt. Er hat jetzt durch Koch's freundschaftliche Bemühung ein grosses Bild zu malen bekommen, nämlich Pilat's vier Kinder in Lebensgrösse auf einer Tafel; es ist auch schon beinah fertig; wenn er nur mehr solche Aufträge bekäme! Gezeichnet scheint mir das Bild sehr gut, aber die Fleischfarbe scheint mir nicht gut getroffen. Koch klagt sehr über Sutter's Halsstarrigkeit in geringfügigen Dingen, die seinem Fortkommen schaden. Darin mag Koch wohl nicht Unrecht haben.

Werner soll in Aschaffenburg Priester geworden sein; der heilige Geist wolle ihn erleuchten und ihm die Weihe der wahrhaftigen Einfalt und Demuth verleihen! Noch

habe ich immer kein Zutrauen zu ihm. Auch muss ich Dir etwas mittheilen, was Dich sehr erfreuen wird. Die Pilat und ihre Schwester, die Klinkowström, sind zur Kirche eingegangen; wir waren Zeugen bei ihrem Glaubensbekenntniss[1]). Es sind beide treffliche Frauen, voll Liebe und Eifer für den Glauben und gewiss eines reinen Herzens, sowie eines frommen gottgefälligen Wandels. Sie grüssen Dich beide recht schwesterlich, bitten Dich aber, diese Sache sehr geheim zu halten. Familienverhältnisse nöthigen sie zum Geheimniss. Auch von Klinkowström dürfen wir mit Gewissheit voraussetzen, dass er dem Beispiel seiner Gattin folgen wird, vielmehr ist sie ihm nur vorausgeeilt, aber eigentlich durch seine Ueberzeugung zuerst dazu bewogen. Schreib mir doch etwas mehr auch von Deinem Leben und Deinen Freunden, und wie Dir die Töchter des Landes gefallen? Bringst Du mir etwa eine italienische Schwiegertochter mit? oder hat noch keine Dein Herz bewegt? Bleibst Du den Sommer in Rom oder gehst Du wieder in bessere Luft? Sorge ja für Deine Gesundheit.

[Nachschrift von Fr. Schlegel.] Liebster Johann, haben Sie doch die Güte, mich Herrn Platner bestens zu empfehlen und ihm zu sagen, dass der Aufsatz über die Sixtinische Kapelle, nach welchem Sie fragen, bis jetzt nicht in meine Hände gekommen ist. Sollte er jedoch ankommen, so werde ich ihn sorgfältig in Verwahrung nehmen, bis Herr Platner bestimmt, ob ich ihn zurücksenden oder was ich sonst damit machen soll. Denn dass das ‚Museum' durch die Schuld der ungünstigen Kriegszeiten, vorzüglich aber des elenden Buchhändlers für jetzt aufgelöst sei, wird er wohl schon wissen. Ich selbst habe nichts als Verdruss und Schaden davon ge-

1) Am 1. Juni 1814, denen F. A. v. Klinkowström am 13. September nachfolgte. Vgl. dessen Biographie 275 ff.

habt. Ich werde mit nächstem selbst an Herrn Platner so wie auch an den Maler Müller schreiben, dem ich mich gleichfalls zu empfehlen bitte. Koch ist sehr fleissig, aber nicht sehr zufrieden hier. Der Aufsatz über Schick ist noch gedruckt worden.

272.

Philipp Veit an Friedrich und Dorothea Schlegel in Wien.

Nennhausen, den 20. Juni 1814.

Ich bin nun mit Gottes Hülfe wieder im sichern Hafen angelangt, liebe Eltern, und schon seit zwei Tagen bei unserm ganz vortrefflichen Rittersänger und wahrhaften Freunde Folko. Bis zu Ende dieses Monats werde ich wohl bei ihm bleiben müssen und dann einige Zeit beim Vater, ehe ich wieder zu Euch kommen kann; indessen werde ich so viel als möglich eilen, denn es drängt mich zu meiner Arbeit, und in Berlin werde ich wohl nichts ernsthaftes anfangen. — Eine herrliche Reise habe ich bis hierher gemacht, in Gesellschaft von Graf Kanitz und Baron Schrötter, zwei Freunden von Fouqué [1]), die morgen von hier weiter nach Königsberg gehn. Wodurch habe ich solcher Menschen Liebe verdient! — Ich schicke Euch den frühern Brief mit und grüsse nochmal von Herzen Euch alle. Euer Sohn P.

273.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué an Dorothea in Wien.

Nennhausen, am 24. Junius 1814.

Was ich Ihnen hier schreiben will, meine sehr liebe und geehrte Freundin, ist eigentlich eine Art von Dienst-

1) Vgl. dessen Rittergedicht ‚Corona‘ S. 278.

geheimniss, das ich der Strenge nach nicht aussprechen sollte, aber ich kann mir es nicht versagen, Ihnen zu berichten, dass es weder an Philipp noch mir liegt, wenn er ohne das eiserne Kreuz heimkehrt. Am 14. October vorigen Jahres hatte unser Regiment ein hitziges und rühmliches Reitergefecht [1]), dem ich leider nicht beiwohnen konnte, indem ich, bis dahin durch Krankheit gebunden, erst am 18. auf dem Leipziger Schlachtfelde erschien. Von da an hatte kein einzelner mehr Gelegenheit zur besondern Auszeichnung, da wir immer in gereiheter Schaar vorrückten, aber als Führer der Jäger vom Commandeur beauftragt, die, welche sich am 14. des Kreuzes werth gemacht hätten, einzugeben, ward mir die Freude, bei der gehaltenen Nachfrage einstimmig unsern braven Philipp nennen zu hören. Schon früher begegnete mir ein erkrankter Jägeroffizier, der ihn mir gleichfalls als ausgezeichnet im Vorsprengen und Wiederordnen und Mutheinsprechen der Uebrigen nannte. Ohne Zweifel hat ihn auch der Commandeur, der Philipp sehr schätzt und liebt, dem Könige eingegeben, der ihn vermuthlich statt dessen zum Lieutenant ernannte, da er nur zum Porte-epée-Fähnrich vorgeschlagen war. Herzliche Grüsse an Friedrich.

274.

Simon Veit an Dorothea Schlegel in Wien

Berlin, 8. Juli 1814.

Schon vor Ankunft Deines Briefes vom 29. Juni habe ich erfahren, dass Philipp bei Fouqué angekommen und dort einige Zeit verweilen wird. Gestern ist er hier ein-

1) An diesem Tage fanden die Kämpfe um Wachau und Liebertwolkwitz statt. Vgl. H. B[one's] biographische Skizze von Ph. Veit im ‚Deutschen Hausschatz' 2, 104.

getroffen und Du kannst Dir kaum die Freude vorstellen, die ich empfand, als ich ihn so ganz unverletzt, bei vollkommener Gesundheit und Heiterkeit des Geistes vor mir stehn sah. Es giebt doch Augenblicke, die dem Leben einen grossen Werth geben, unter diesen gebührt gewiss dem Moment der erste Rang, in dem ein geliebter Sohn aus einem glücklich beendigten Krieg, wo das Vaterland aus den Händen eines unmenschlichen Tyrannen gerettet worden ist, wiederkehrt. Diese Freude steht Dir nun bald bevor. Alle Nachrichten sind doch nur matt und schwach gegen die persönliche Anschauung. Philipp wird nun höchstens einige Monate hier verweilen und verschiedene Arbeiten vornehmen und dann Dich besuchen und nach Rom gehn. Er hat also, so wie wir es beide gewünscht haben, seinen Abschied genommen und wird seine Laufbahn als Künstler wieder beginnen. Ich bin heute über Philipps glückliche Zurückkehr so freudenvoll, dass ich in der That nicht im Stande bin, über noch etwas anderes zu schreiben.

Dein treuer Freund Simon Veit.

Ich grüsse Dich nur mit einigen Worten, geliebte Mutter, aber sehr freudenreich mit dem besten Friedensgrusse. Gestern zog ich hier ein, zufällig mit vielen andern Jägern, wobei mir auch mein Kranz am Thore zu Theil ward. Bald, wenn einige Arbeiten hier vollendet sind, komme ich wieder zu Euch und von da, ich hoffe mit Euch, weiter. — Fouqué, der Treue, grüsst; er hat mir aufgetragen, Dir das beiliegende Blatt[1]) mitzuschicken. Es ist blos für Euch und für gar keinen andern; doch das versteht sich. Empfiehl mich allen Freunden.

Philipp.

1) Brief von Fouqué Nr. 273.

275.

Dorothea an F. de la Motte Fouqué in Nennhausen [1]).

Wien, den 20. Juli 1814.

Sehen Sie wohl, sehr lieber Freund, es ist ja grade so gegangen, wie Sie es wollten; der Philipp ist nicht nach Wien, er ist grade zu Ihnen gegangen; und wahrscheinlich so recht, wie Sie mir vorher geschrieben, ganz unverhofft und unangemeldet zu Ihnen an's Thor angeritten gekommen! Das wird wohl ein schönes Wiedersehen gewesen sein. Wenn Sie, werther Freund, eine verlorne Stunde haben sollten, so schreiben Sie uns doch, wie Sie den Jüngling wiederfanden, ob er sich verändert hat, seit er Sie verliess. Ich bin so begierig ihn wiederzusehen, und wie ein Leben auf diese Seele gewirkt haben mag, zu welchem sie so gar nicht vorbereitet war, dass ich mit wahrem Heisshunger jede auch noch so kleine Nachricht von ihm auffange. Ganz besonders wichtig ist uns alles, was Sie über ihn schreiben, denn Sie lieben ihn, und dazu stand er in Verhältnissen gegen Sie, wo Sie genug Gelegenheit hatten, ihn zu beobachten und nun gegen das Vergangene zu vergleichen. — Für das, was Sie neulich schrieben, in Rücksicht des Kreuzes, nehmen Sie noch ganz besonders meinen recht verbindlichen Dank; ich fühle recht die Liebe und Freundschaft, die in dieser Mittheilung liegt. — Es wäre uns freilich des guten Jünglings wegen lieb gewesen, wenn er durch dieses Ehrenzeichen vor der Welt bezeichnet worden wäre als einer, der seine Pflicht gethan. Für uns bedarf er dieses äussern Zeichens nicht; wir setzten von Anfang das sichere Vertrauen in ihn, dass er bei jeder Gelegenheit durch Gottes Hülfe auf der Bahn der Ehre bleiben

1) Aus: Briefe an Fouqué 377—380.

und sich als ein christlicher Ehrenmann halten würde. Gott sei gedankt, dass er diesem Zutrauen entsprochen! Hätte es noch eines Zeugnisses bei uns bedurft, so ist Ihr schriftliches vollkommen hinreichend, diese Stelle einzunehmen; es ist so ehrenvoll für ihn, als das Kreuz selbst, Ihr Zeugniss, dass er sich dessen verdient gemacht. Ich lege auch dieses Blatt von Ihnen nicht zu den übrigen Briefen, sondern ganz besonders zu meinen allerwerthesten und liebsten Andenken. Philipp soll es von mir erben, wenn ich sterbe.

Was Sie über Ihre Gesundheit schrieben, hat uns mit Besorgniss erfüllt. Lieber Fouqué, was reden Sie jetzt von sterben? Jetzt muss man leben, um noch die schönen Früchte wenigstens keimen zu sehen, die Ihr mit dem Schwerte ausgesäet. Brave, liebe Landsmänner! Ihr habt die Feuerprobe schön bestanden, und meine Freude ist es, Euch von allen Nationen und allen verschiednen Glaubensgenossen in allen Sprachen loben und preisen zu hören. Manchmal treib' ich ordentlich Koketterie und thue, als wollte ich Euch gar nicht recht mitloben, blos um die andern recht tief hinein zu locken und mich bestreiten zu hören. Aber nun kömmt die Wasserprobe — nämlich der Congress und das Austheilen und Administriren; hier gebe Euch der Gott aller Gaben Mässigung, so wie er Euch in der Probe der Schlacht Heldenmuth verlieh. — Ich wollte, dieser Theil des Krieges, nämlich der politische, wäre nur erst vorüber, mir graut davor. Friedrich aber sitzt so tief darin in allen diesen Verhandlungen, dass für jetzt und vor Erledigung des Congresses an keine andere Arbeit von ihm zu denken ist; Poesie und alle Musen haben grosse Perücken aufgesetzt und schwarze Mäntel umgethan. Verzeihen Sie ihm also, theurer Freund, dass er Ihnen jetzt noch nichts für Ihre ‚Jahreszeiten' [1])

1) Eine Vierteljahrsschrift für romant. Dichtungen. Berlin 1814.

schicken, ja nicht einmal schreiben kann. Er grüsst Sie aber mit herzlicher Liebe; er verwundert sich, dass Sie das ‚Museum' nicht ordentlich erhalten haben, er hat es Ihnen sehr ordentlich zugesendet; Sie möchten doch Hitzig darum fragen. Für Ihre Theilnahme an meinem Johann sage ich Ihnen vielen Dank. Ich habe Nachricht von ihm; er ist in Rom, befindet sich wohl und denkt nicht an die Rückkehr. Er ist sehr besorgt um seinen Bruder und wird sich sehr freuen, wenn er hört, dass er nach Rom gehen will. Aber was der Philipp nicht alles ausrichtet! Hat er nicht immer gegen alle, die ihn bereden wollten, nach Rom zu gehen, gesagt: „Nicht eher, bis der Pabst wieder dort ist!" und sieh da, es geschieht so! — Johann hat sehr viel in seiner Kunst gelernt zu Rom; gebe doch Gott, dass er doch so Eins mit sich wird, wie sein Bruder es ist. Ich schreibe Ihnen bald wieder, lieber Freund Folko! Nehmen Sie heute die wenigen Zeilen als einen Beweis meiner freudigen Dankbarkeit. Die Post will fort, ich muss eilen.

Gott, der Urheber aller Gaben und Gnaden, wolle Sie stärken und Ihre Arbeiten segnen. Wir freuen uns über die Massen, wieder bald von Ihnen zu lesen. Wenn es Ihnen nicht zu langweilig ist, so schreiben Sie uns doch auf, was Ihnen eigentlich fehlt; wir betrüben uns, Sie krank zu wissen. Gott erhalte Sie. Lassen Sie uns Ihrem Andenken empfohlen sein.

Ihre Dorothea Schlegel,
geb. Mendelssohn.

Viele Empfehlungen von Friedrich und mir Ihrer Frau Gemahlin.

276.

Philipp Veit an seinen Bruder Johannes in Rom.

[Berlin, Ende Juli 1814.]

Die Freude, die Du in Deinem Briefe äusserst, mich bald bei Dir zu sehn, und dass Du deswegen die Reise nach Neapel verschoben, hat mich sehr gerührt; ich versichere Dich, dass ich mich lebhaft darnach sehne, bald bei Dir zu sein und zu arbeiten; indessen haben sich hier so viele Aufträge für mich gehäuft, dass ich wenigstens noch zwei Monate hier bleiben muss, um sie alle auszuführen. Fouqué, den Du wohl dem Namen nach kennen wirst, und der Dich unbekannter Weise herzlich grüsst und liebt, hat mir es verschafft, die schöne Prinzess Wilhelm [1]) zu malen, und ich hoffe, sie wird mir nächstens einen Tag zur ersten Sitzung bestimmen. Mit welcher Angst ich an das Werk gehe, kannst Du Dir leicht denken; ich vertraue auf des Himmels Beistand. Auch habe ich Lea Mendelssohn für Onkel Abraham aus dem Kopfe gemalt; dieser Tage wird es fertig. Zur Ausstellung, die in einem Monat ist, möchte ich auch gern noch etwas arbeiten, und so ist meine Zeit hinlänglich besetzt. Ich habe zu meiner grossen Freude die schönen Zeichnungen unsres Cornelius zum Nibelungen-Lied gesehen, muss aber offenherzig bekennen, dass ausser dem Abschied zur Jagd, der wirklich meisterhaft ist, mich seine früheren Zeichnungen zum ‚Faust' mehr ansprechen. Ich möchte wohl Dein Urtheil darüber wissen. Der Himmel behüte Dich, lieber Bruder, und führe mich bald zu Dir, ich fühle, wie nothwendig es ist.

1) Amalie Maria Anna Prinzessin von Hessen-Homburg, vermählt 12. Januar 1804 mit Friedrich Wilhelm Carl Prinz von Preussen.

277.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 10. September 1814.

— — Mir ist Wien etwas lästig; ich sehne mich, wenn auch nicht für immer, doch auf einige Zeit hinaus; am liebsten wäre es mir, wenn die Hoffnungen erfüllt würden, nach Rom zu reisen; aber alles das sei Gott anheim gestellt! Vereinige Dein Gebet mit dem meinigen, geliebter Sohn, dass es uns vergönnt werde, uns allesammt in der herrlichen Stadt vereinigt zu sehen, wenn es Gottes Wille ist; ich bete täglich ganz besonders dafür. Ich glaube immer, wenn wir nach Rom kommen, so kömmt Pater Hofbauer auch mit; denn er hat eine wahrhaft väterliche Zärtlichkeit für uns und eine grosse Sehnsucht nach Rom. Dass er sowohl, als der Nuntius, der Dich auch liebt, alle Freunde, sowohl geistliche als nicht geistliche, und dennoch geistige, Dich mit Liebe grüssen, darf ich wohl nicht erst versichern. Die Nachrichten, die Du mir über euer Künstlerleben, Thun und Treiben giebst, sind mir von dem angenehmsten Interesse; fahre ja fort, mir Nachrichten solcher Art zu geben; sie sind uns hier um so erfreulicher, da man in dieser Stadt von vielen Dingen hört und sieht, aber nichts, was die Kunst betrifft und den Kunstfreund berührt.

Ich bedauere Koch und Sutter, dass sie in solcher Entfernung alles lebendigen Zusammenwirkens die düstern Tage schleppen müssen. Koch wird es wohl nicht lange mehr aushalten; wenn seine Frau erst wird niedergekommen sein, denken wir immer, er wird eines Tages die Flucht nach Rom antreten. Er malt unterdessen unter unaufhörlichem Schelten und Fluchen, Schmauchen und Schimpfen, die schönsten, heitersten Sachen von der Welt. Wir mögen ihn sehr gern leiden, er ist ein sehr genialischer, geist-

voller Mensch. Sutter ist sehr zu bejammern; er kann sich nicht gut in die Nothwendigkeit und in die Welt schicken; seine Frau ist unheilbar krank und es ist zu fürchten, dass die irdische Mühseligkeit ihn ganz hinunter zieht. Es sollte sich ein Künstler, insbesondere einer, der genöthigt ist, von der Kunst zu leben, doch wohl bedenken, ehe er heirathet. Ich weiss aber auch, dass solche Warnung entweder übel angebracht oder überflüssig ist, und dass jeder sein Kreuz tragen muss. Könnte ich nur etwas thun, um den armen Sutter zu retten! — Von Frick hört und sieht man auch nichts, er wird am Ende wohl zu seiner Frau gereist sein, die seit zwei Jahren eine Hofmeisterin-Stelle in Siebenbürgen bekleidet; auch um diesen guten Mann ist es schade, dass er verkümmert. — Werner ist endlich hier, er hat uns gestern besucht, er ist ein Abbé und hat schon in Aschaffenburg gepredigt, auch hier schon Messe gelesen, er wohnt bei den Serviten in der Rossau. Ich muss gestehen, sein Anblick ist mir nicht so zuwider gewesen, wie ich es nach allen Beschreibungen erwarten musste; auch ist seine Unterhaltung weit ungezwungener und natürlicher, als seine Schriften. Unter das, was mir ganz unleidlich an ihm vorkam, gehört das etwas räthselhafte Niederdrücken der Augendeckel, die tiefen Reverenzen, die ungeheure Schnupftabaksdose und der gemeine Berliner Dialekt. — Doch sei versichert, wo wir ihm irgend nützlich sein können, soll es mit grösster Freude geschehen.

278.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Berlin.

Wien, 17. September 1814.

— — Dass Du so bald noch nicht herkömmst, ist uns, da wir Dich schon jeden Tag erwartet haben, traurig,

obgleich das, was Dich in Berlin zurückhält, nicht anders als höchst erfreulich und ehrenvoll ist. Ich hatte freilich allerlei Wünsche, was Du für mich in Berlin malen und zeichnen solltest; aber alles das muss weichen; ich bitte Dich im Gegentheil, ja nichts neues anzufangen, wenn Du mit Gottes Hülfe erst die grosse Aufgabe [1]) zu Ende gebracht haben wirst. Dass ich nicht aufhöre, für Dich zu beten, das kannst Du wohl denken; Du hast sehr recht, es eine Bataille zu nennen. Nun Gottes Hülfe wolle Dich nie verlassen! Ich ermahne Dich ja, jedesmal ehe Du zur Arbeit gehest, Dich der göttlichen Mutter demuthsvoll zu empfehlen und zu bedenken, dass alle irdische Grösse und Schönheit nur ein Abglanz von der Urschönheit der himmlischen Königin ist, zu deren Anschauen Du einst zu gelangen berufen bist, und deren Dienst allein die Seele des gottliebenden Künstlers geweiht bleiben muss; in deren Schutz Du unaufhörlich von mir und allen Freunden, die Du kennst, empfohlen wirst. — Lass uns doch aber Theil nehmen an Deiner Arbeit; schreib uns doch mit wenigen Worten, wie gross das Bild wird, und wie Du die Fürstin nimmst: ob stehend, sitzend, und wie sie angezogen ist; ferner auch welchen Hintergrund? Was hat die Fürstin für Haare und was für Augen und was für einen Ausdruck? Ich denke mir etwas lichtes, freundliches, mit einer Mischung von Heroismus. — —

1) Das Portrait der Prinzess Wilhelm.

X. Wiener Congress.

1814—1815.

—

279.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Berlin.

Wien, 24. September 1814.

Ich habe neulich Dir allerlei zu schreiben vergessen, was ich jetzt nachholen will, da ich ohnehin nach Berlin schreibe. Erstlich musst Du Tieck tausend und tausendmal von uns grüssen. Es hat uns ausserordentlich gefreut, durch Dich so viel gutes von ihm zu hören. Unsrer Freundschaft auf alle Zeiten möge er doch gewiss sein und nur nichts arges dabei denken, dass Friedrich ihm Gott weiss wie viele Brief-Antworten schuldig blieb. Tieck weiss es ja am besten, wie es ihm und seines Gleichen mit der Schreibefaulheit geht. Sein letztes Urtheil über Folko konnte Friedrich nicht böse machen — wie sollte er dazu kommen? aber er hofft, Tieck wird vielleicht nach und nach etwas in seiner grausamen Meinung über den trefflichen Mann zu mildern suchen, welche überhaupt wohl mehr den dramatischen Arbeiten Fouqué's gegolten haben wird; für den ‚Helden des Nordens' und den ‚Zauberring' kann er es wohl nicht gemeint haben. Ich füge zu den erstern auch noch viele kleine, etwas sehr nachlässig gearbeitete Erzählungen und zu den letztern ‚Un-

das Sonett, wovon die Rede ist, nicht gesehen habe; bat ihn aber, nicht Deinen Namen, sondern den Namen St. Georg darunter zu setzen. Wenn es Dir nicht recht ist, so musst Du an Loeben schreiben und es zurücknehmen. Ich versprach ihm auch Dein Lied an's Jesuskind, erwarte nun aber erst, ob Du mir Erlaubniss dazu giebst. — Du schreibst, Dein Bild von der Fürstin wäre zur Ausstellung fertig. Ich weiss nicht, wann diese Ausstellung ist, und bitte Dich, mir ungefähr doch die Zeit anzugeben, wann Du zu kommen gedenkst. — Gräfin Julie lässt Dich sehr grüssen; sie hat gleich nach Dir gefragt, wie sie von ihrer Reise zurückkam, und hat mir auch erzählt, dass sie und die Saaling sich einander im Bade an den Bildern, die sie eine von der andern bei Dir gesehen, erkannt haben. — Breuer ist hier, hat sich aber verändert, er ist ein Franzos und ein Freimaurer oder gar Illuminat geworden. Hudtwalker ist während der Ferien mit seinen beiden Grafen hier und ist der Alte. — Adieu, wenn ich Dir nun lange nicht schreibe, wundre Dich nicht, ich habe zu thun. Gegrüsst wirst Du von Gott und der Welt, und eben so bitte ich Dich, alle zu grüssen. Friedrich wollte erst darunter schreiben, er kann aber jetzt nicht, er umarmt Dich.

Ich habe den Brief an Tante Herz schon zugemacht, und nun sehe ich, dass ich ihr vergass über Varnhagen's Heirath zu schreiben; sag ihr nur, ich glaube so wenig daran als sie. Varnhagen ist gescheut genug, es zu wünschen und zu betreiben, Rahel wird aber gescheut genug sein, es nicht zu wollen und das Getriebene zu hintertreiben.

280.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Berlin.

Wien, 19. October 1814.

Warum konntest Du gestern nicht bei uns hier sein! Es ist hier unter allen den glänzenden, herrlichen, einzigen Festen gestern das herrlichste von allen gefeiert worden, die Schlacht bei Leipzig! Im Prater, dem Panorama gegenüber, war ein Zelt auf einer Anhöhe errichtet; hier war ein Altar, ein grosses Crucifix und Candelaber rings um das Zelt; die Monarchen und die ganze Fülle der anwesenden Generale, Fürsten und hohen Adels; in drei immer weitern Kreisen die ganze Garnison, Infanterie, Cavallerie, Mineurs, Sapeurs und Artillerie; einen vierten, das alles umschliessenden Kreis bildete die wahrhaft unermessliche Volksmenge. Bis das *Te Deum* erscholl aus dem Zelte und während ihm war alles in der feierlichsten Stille, gerührt, bedenkend, viele Tausend mit schmerzlicher Rührung, viele Tausend mit dankbarer froher Rührung, zu denen ich glückliche Mutter mich zählen durfte, die ich viele Thränen des Dankes vergoss und des Mitgefühls mit jenen, die schmerzlich dies Fest mitfeierten und den thränenvollen Blick nicht auf der Erde nach ihrem geliebten Verlorenen weilen lassen durften, sondern mit Sehnsucht ihn in dem Himmel mit ihrem vollen Herzen suchen mussten. Noch bin ich gerührt und noch schreibe ich durch Thränen. Ich weiss nicht einmal, ob Du am 18. oder an dem heutigen Tage des Einzugs in Leipzig in Gefahr warst; Du hast mir so gar wenig geschrieben, über diesen Vorfall gar nichts, ich errathe alles, und meine Phantasie ist ewig noch damit beschäftigt. — Alle Wachen in der Stadt, auch in der Burg, waren schon am 17. durch Bürger besetzt; die ganze Garnison war draussen. Nach dem *Te Deum* ritten die Fürsten nach

dem Lusthause auf der grossen Wiese, dort hielten sie und liessen alle Truppen vorbei defiliren. Der Kaiser Alexander, als sein Regiment kam, stellte sich an die Spitze und salutirte unserm Kaiser und stand dann, den gezogenen Degen senkend, so lange, bis das Regiment vorüber war; Kaiser Franz ritt heran und fasste seine Hand, die er immerfort hielt. Ebenso ritt Grossfürst Constantin an der Spitze seines Regiments salutirend vorüber. Die Pracht der Umgebungen bei den Monarchen war unbeschreiblich. Dann ging es nach dem Lusthause; in allen Alleen waren Tische für Offiziere und Infanterie; unzählige Feuer, wo gekocht wurde und gebraten; herrliche Gruppen, freudige Gesichter. Am andern Ufer der Donau (Du weisst, wo die Franzosen 1809 herüber kamen), auf der sogenannten Simmeringer Wiese, waren im Halbzirkel gegen das Lusthaus gekehrt, Tische für die Militärpersonen; die Wiese, drei Schiffbrücken, die hinüber führten, die Alleen zum Lusthause, dieses selber, so wie der Kreis ringsum, alles war mit Trophäen geschmückt, ganze Obelisken davon erbaut, über welche die Fahnen der Monarchen siegend darüber her wehten. Im Lusthause selber speisten die Fürsten, sie brachten, auf die Gallerie heraustretend, mehrere Gesundheiten aus, wo dann die ganze Garnison und das ganze Volk unter unaufhörlichem Kanoniren Vivat riefen, so dass man es bis zur Stadt hinein hören konnte, der ganze Prater bebte, und wie einem dabei zu Muthe war, kannst Du denken. Die Luft war, obgleich der Himmel bedeckt, dennoch mild und lau, die ganze Gegend in herbstlicher Schönheit, die bunte Menge, die Freudigkeit, die Ruhe — es lässt sich nicht beschreiben. Ich hatte vorher, den frühen Morgen, mein besonderes Dankfest in der Kirche gefeiert und nun hinaus; und da fordere ich Dich heraus, *mon ami,* ob Du voriges Jahr an diesem Tag müder und hungriger warst als ich gestern. Von halb eilf Uhr bis halb sechs weder gesessen,

noch gegessen, noch getrunken; endlich kamen wir dann an's Diana-Bad, wo wir assen und auf eines gewissen Exfreiwilligen Gesundheit tranken. Friedrich war aber nicht mit, der war mit einigen Fremden in der ‚Kaiserin von Oesterreich.' Ich war mit der Gräfin Engel, mit Passavant und Olivier. O welch ein Fest war das! So recht wie ich wollte, kann ich es nicht beschreiben, mir fehlt die Zeit; hätte ich nur Dich und Johann oder wenigstens einen von Euch hier gehabt! Gewiss habt Ihr in Berlin doch auch ein Fest gefeiert.

Die Musik vorigen Sonntag ist auch sehr schön gewesen, doch hat sie nicht einen solchen Eindruck gemacht, ist nicht so brillant wie ‚Timotheus'[1]) und gar nicht für ein solches Siegesfest, noch für eine so grosse glänzende Gelegenheit geeignet; executirt ward sie übrigens trefflich; der Saal und das Publikum reich und glänzend über alles. 6000, sage sechstausend Wachslichter erhellten den mit grossen Spiegeln verzierten Saal; es war ein Glanz wie ein heller Juli-Mittag. Der König von Preussen erobert hier alle, die ihn sehen, sein Anstand gefällt über alle Massen, und den Damen gefällt seine Schönheit viel besser als die des Kaisers Alexander. So oft mir das eine sagt, gebe ich einem Armen etwas. Das ist ja wohl der schönste von den errungenen Kränzen, dass diese Gemüther sich immer mehr versöhnen. Wir wollen nicht aufhören, zu Gott zu bitten, dass Er diese Eintracht immer enger schliessen und die Geister erleuchten wolle, auf dass unser Congress Früchte trage, die seinen ewigen Segen herabziehen. Von diesem Congress weiss man

1) Vgl. S. 278. Schon 1812 wurde diese Cantate, gewöhnlich ‚Alexanderfest' genannt, in Wien von 640 Musikfreunden aufgeführt und hierauf — wohl sicher von Dorothea — im ‚Deutsch. Museum' 2, 546—553 (‚Timotheus oder die Macht der Musik von Händel') kritisirt.

übrigens gar nichts bedeutendes noch gewisses im Publikum; man hofft, man wünscht, man fürchtet, man raisonnirt und träumt und man muss sich gestehen, dass man nichts weiss. — Bei der Musik stand ich so nahe an der Gräfin Julie, dass ich sie grüssen und nachher mit ihr reden konnte. Sie war wie ein Engel schön und gegen mich himmlisch gut. Deiner gedenkt sie jedesmal, wenn sie mich sieht. Ueberhaupt sah der Saal bei der Musik, mit dem Glanz, den unzähligen Uniformen, Orden und geschmückten Frauen ganz vortrefflich aus, ein wahrer reicher Himmel, Stern bei Stern. Noch Eins vom König von Preussen: er zeichnet die Gräfin Julie sehr aus bei allen Gelegenheiten und unterhält sich gern mit ihr. Das macht ihm viel Ehre, denke ich, und ihr keine Schande. Adieu, schreib mir, ich bin müde, Monologe zu halten. Grüsse den Vater vielmal. Friedrich ist sehr beschäftigt, er grüsst Dich von Herzen und ich umarme Dich.

281.

Philipp Veit an seine Mutter in Wien.

Berlin, 22. October 1814.

Die unternommenen Arbeiten halten mich länger hier auf, als ich im Anfang mir vorsetzte, und ob ich gleich recht fleissig bin, um das Angefangene zu vollenden, so habe ich doch vollauf zu thun, wenn ich in 4—5 Wochen fertig sein will. Das Bild der Prinzessin ist vorgerückt und es fehlt nur noch an der fleissigen Vollendung der Nebensachen. Die Anordnung des Bildes ist überaus einfach, um das Auge so wenig als möglich von der Figur selbst abzulenken. Die Kleidung hat sie sich selbst gewählt und ist äusserst geschmackvoll, in altenglischem Geschmack. Bloses Haar, ein schwarzseidnes ausgeschnit-

tenes Kleid mit kurzen Aermeln und ein äusserst reicher gestickter herabfallender Kragen von ihrer eigenen Arbeit. Ich male sie sitzend, die Hände im Schosse gefaltet, auf einem schön blauen Hintergrunde. Die Handgelenke sind mit einem sehr schweren goldenen Schmuck geziert. Ihre Gestalt ist gross und schön, der Ausdruck des Gesichts so wie Du Dir ihn denkst. Braunes gescheiteltes Haar in grossen, reichen Locken, die auf den Seiten des Kopfes über dem Ohr sich in der grössten Fülle drängen; blaue, nicht grosse Augen, eine etwas gebogene Nase, ein kleiner weicher Mund und das zarteste Colorit, das sich denken lässt, der Contour des Halses nach dem Nacken und den Schultern lässt nichts zu wünschen übrig, und Busen, Arme und Hände sind voll und im reinsten Ebenmasse geformt[1]). Ihre Worte sind stets sinnvoll und klar, und man mag sich ihr gern mittheilen; sie sitzt oft und so lange ich will, manchmal 2—3 Stunden, ohne dass sie sich irgend eine Ermüdung merken liesse. Eben so bedeutend als ihre eigne Erscheinung ist ihre Umgebung; die reichen Zimmer sind voll der trefflichsten Gemälde, meistens Copieen nach alten schönen Bildern, unter denen das Rathhausbild in Köln[2]) den vorzüglichsten Platz einnimmt. — Ich habe eine Zeichnung verfertigt, die ich ihr bei der Abreise noch schenken will. Die erste Idee dazu hatte ich schon früher und ich glaube, ich habe Dir schon davon geschrieben; recht klar ist sie mir aber erst während eines Gespräches mit ihr geworden: über einem unruhigen, klippenvollen Meer erscheint der Regenbogen, nach dem sich eine Figur hinwendet, die in einem Kahne ohne Ruder umhergetrieben wird. Maria erscheint in den Wolken in weiten fliessenden Gewändern, über ihrem Haupte der

1) Nach gef. Mittheilung des Hofmarschalls Herrn Westerweller v. Anthony zu Darmstadt befindet sich dieses Portrait auf Schloss Fischbach in Schlesien.

2) Das Kölner Dombild Vgl. Bd. 1, 219; 419.

Stern, in ihrer Hand die Friedenspalme, zu beiden Seiten betende Engel mit den Worten: *Ave maris stella, Dei mater alma.* — Friedrich scheint mich ganz vergessen zu haben und lässt mich auch nicht einmal mehr grüssen. Ich gehe hier viel mit Hitzig um, und Friedrichs Portrait[1]), das ich vor drei Jahren so eilig für den Kupferstich verkleinern musste, liegt jetzt wieder ruhig bei mir. Wenn Du sonst willst, so gieb dem Loeben nur das Gedichtchen, ich habe nichts dawider; übrigens begreife ich nicht, wie der zu Sonetten von mir kömmt. Fouqué hat mich auch um etwas gebeten für ein Taschenbuch und ich habe ihm ein Liedchen an den Pabst[2]) gegeben, wo ich mich ‚Sebastian' genannt habe; schade, dass wir nicht beide auf denselben Namen gekommen sind, da wir doch übrigens beide den Einfall gehabt haben, einen andern als Philipp zu nehmen. — Grüsse alle Freunde und schreibe bald Deinem Sohn P.

282.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, den 23. October 1814.

Deine Bereitwilligkeit, Overbeck mit einer Pension zu unterstützen, hat mich sowohl als andere Freunde von O., welchen er davon gesagt, sehr erfreut und uns einen neuen Beweis Deines guten Herzens gegeben. Du kannst auch versichert sein, dass Deine Mildthätigkeit keinen würdigeren Gegenstand finden könnte, denn wiewohl er unendlich viel Verdienste um mich hat, so hat er sich dennoch von neuem geweigert, von mir etwas anzunehmen.

1) Früher von Carl Barth in Kupfer gestochen und neuerdings für dieses Werk von C. Eisenhardt radirt. Vgl. S. 6.

2) Das S. 239 abgedruckte ‚Lied vom Steuermann.'

Da ich aber weiss, dass er mehrere dringende Schulden hat, welche zu bezahlen ihm jetzt unmöglich ist, so habe ich ihm mit grosser Mühe 25 Scudi aufgenöthiget, um damit das Nothwendigste zu bestreiten. Diese hat er aber nur als Anleihe von mir annehmen wollen und mir versprochen, sobald er von der Königin von Bayern, für die er ein Bild gemalt, das Geld würde bekommen haben, mir selbige zurückzuzahlen. Diese seine fast übertriebene Gewissenhaftigkeit, welche ihn bei allen seinen Handlungen begleitet, ist wohl am meisten daran schuld, dass er bei seinem ausgezeichneten Talente sich dennoch in so übeln ökonomischen Umständen befindet, da hingegen andere mit dem zehnten Theile seiner Geschicklichkeit sich so geltend zu machen wissen, dass sie in dem grössten Ueberflusse leben. Doch es ist eine allgemeine und alte Erfahrung, dass ächtes Verdienst immer verkannt bleibt, und glücklich ist derjenige zu schätzen, welcher, wie Overbeck thut, Standhaftigkeit des Charakters genug behält, sich von der Kälte der jetzigen Zeit nicht zurückschrecken zu lassen und unverrückt das grosse Ziel des Wahren und Schönen im Auge zu behalten. — —

283.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 29. October 1814.

Da sich eine so vortreffliche Gelegenheit darbietet, Dir mit Sicherheit etwas zukommen zu lassen, so übersenden wir Dir den ersten Theil der Vorlesungen über Litteratur von Friedrich; am zweiten Theil wird bereits gedruckt und Du erhältst ihn mit der nächsten sichern Gelegenheit. Ich hoffe, es wird Dir lieb sein; ich schickte Dir gern sehr viel Sachen, wenn ich nur so das Geld hätte, Dir alles das zu kaufen, was ich Dir gern schicken

möchte, und wenn nicht alles so gottlos theuer wäre und täglich theurer würde. Uns erneut sich täglich das Wunder im Evangelium, wo mit sieben Broden Tausende gespeist werden und noch übrig bleibt; wir wissen wenigstens selber nicht, wie wir durchgekommen sind; wie wir durchkommen wollen, wissen wir noch viel weniger. Die Hoffnung nach Rom zu kommen, erhält sich uns immer noch; aber das Wie und Wann? ist noch nicht bestimmt. Wir wünschten, dass auch von dort zu diesem Endzweck etwas geschehen könnte; noch ist zwar nicht abzusehen wie? indessen Gott wird alles fügen, wie es recht ist, und wir wollen uns seinen Absichten willenlos fügen; wir vertrauen auf seine Weisheit und Barmherzigkeit, die sich uns täglich mehr bestätigt, während alles Menschenwerk, weltliche Absicht und Eigennutz in Staub vor unsern Augen zerfällt. Gelobt sei Der, der uns den einzigen Weg gelehrt und mit seinem Tode besiegelt, in Ewigkeit! — Friedrich arbeitet jetzt unausgesetzt zum besten der Kirche Gottes, und Gott erleuchtet ihn und segnet seine Arbeiten. Wenn auch die sogenannten Staatsleute ihn nicht anerkennen und seine Thätigkeit verblendet zurückweisen, so suchen ihn die wahren Diener des göttlichen Worts und die, denen es ein Ernst ist um die Wahrheit, desto eifriger auf, und er theilt sich liebevoll jedem mit, der seiner Hülfe und seines Raths bedarf. Vereinige Dein Gebet mit dem meinigen, mein Sohn, um Gott für ihn anzuflehen um die Mittheilung seiner Gaben und um die nothwendigen Kräfte und Gesundheit des Körpers; so wie wir nie unterlassen, Dein Wohl und all Dein Thun und Lassen Gott zu empfehlen.

Unterdessen erhielt ich Deinen Brief und ein italienisches treffliches Andachtsbuch durch Herrn Wille. Ich danke Dir für beides recht von Herzen; das Buch habe ich aber einer abreisenden Freundin gleich schenken müssen und vielleicht wirst Du es bald selbst in ihren Händen sehen.

Es ist eine junge Person, Gesellschafterin der Fürstin Grassalkowicz, die sich sehr an uns attachirt hat; sie reist jetzt mit ihrer Fürstin nach Nizza, wo diese ihrer Gesundheit halber sich aufhalten will, und von dort aus werden sie Ausflüge durch Italien, auch nach Rom und Neapel machen. Sie werden Dich natürlich aufsuchen, damit Du Ihnen in Rom zum Führer dienst; lass sie Dir also empfohlen sein, es sind liebenswürdige Frauen. Und nun rathe, wen ich Dir noch anmelden will! Keine unangenehmere Person als Fräulein Nina selbst. Sie hat sich in so fern wieder erholt, als die Aerzte ihr gerathen haben, den Winter in Pisa zuzubringen; in einigen Tagen reist sie von hier ab; sie wird Dir von dort aus schreiben und Dich bitten, sie entweder in Pisa zu besuchen oder in Florenz mit ihr zusammen zu treffen. Was Du auch zu thun haben mögest, mein Sohn, wenn nur nicht unübersteigliche Hindernisse Dich abhalten, so hoffe ich, Du wirst diese Reise zu ihr machen; sie ist sehr krank und bedarf des Trostes der Gleichgesinnten, und sie ist sehr unsre Freundin. Wie liebenswürdig sie ist, brauche ich Dich gewiss nicht zu erinnern. Unglück und Krankheit haben ihren Körper geschwächt, aber die trefflichen Eigenschaften ihrer Seele desto mehr gehoben. — Wie sehr Du mich durch Deine vortrefflichen Briefe sowohl, als durch alles, was wir von Dir hören, erfreuest und stärkst, kann ich Dir nicht mit Worten sagen. Der Nuntius hat uns ein paar Worte von dem Kardinal Litta über Dich an ihn mitgetheilt, die uns Thränen der reinsten Freude und des Dankes gegen Gott vergiessen machten. Zu unserer Verwunderung aber hat der Kardinal über Overbeck noch nichts geschrieben, da ihr ihm doch beide, und so viel mir bekannt ist, Overbeck ganz insbesondere, empfohlen worden seid. Sollte etwa der gute Nuntius dies Letzte zu thun unterlassen oder vergessen haben? Schreib' mir ja darüber, lieber Johannes, und ob Overbeck dem

Kardinal vorgestellt und ob die Empfehlung erwünschte Früchte getragen. Wenn der Nuntius da etwas verwirrt oder vergessen hätte, wäre es nicht zu verwundern. Die Geschäfte des Congresses mögen den ruheliebenden Mann wohl etwas verwirren, indessen müssen wir alsdann sorgen, dass das Versäumte nachgeholt wird. Friedrich ist jetzt fast täglich beim Nuntius und dem Kardinal Consalvi, die ihn mit ihrem Zutrauen beehren und viel Zufriedenheit mit ihm bezeigen. Der Congress macht Wien sehr interessant; es sind die auserlesensten und bedeutendsten Männer zusammen, wir sehen täglich viele von ihnen in unserm kleinen Zimmer und ich bin oft eine Zeugin der wichtigsten und geistreichsten Unterredungen. Auch einigen der schönen Feste habe ich mit beigewohnt. Beim grossen Concert sang ich mit im Chor und erfreute mich an der göttlichen, obgleich zu dieser Gelegenheit nicht passenden Musik des ‚Samson' von Händel, die von 700 Personen ausgeführt ward, und an der glänzenden Versammlung in dem überaus prächtigen Local. Das schönste Fest aber, nicht allein, das wir gesehen haben, sondern das wir wohl je sehen werden, war am 18. d., dem Gedächtnisstage der Schlacht bei Leipzig, im Prater. Dies zu beschreiben behalte ich mir vor auf mündlich; zur schriftlichen Erzählung habe ich nicht Zeit. — Die Hoffnungen, die sonst der Congress in der Welt erregt hat — ob sie zur Erfüllung gehen? Gott allein weiss es, der die Herzen der Menschen regieren kann und sie in Händen hat. Uns wird oft bange vor dem Uebermuthe, dem Geiste der Habsucht und Ungerechtigkeit, der nicht aufhört sein Reich zu verbreiten in den Gemüthern der Weltregierer. Gott wolle sie erleuchten. Wunder sind vor ihren Augen um ihrentwillen geschehen, als sie gedemüthigt im Staube lagen; nun sie aber kaum erhoben sind, fangen sie selber es da an, wo jener böse Feind, den sie vernichtet, es gelassen! Gott sei es anheimgestellt; er allein

kann das Licht aus diesem Chaos hervorrufen. Der König von Preussen wird persönlich hier sehr geliebt und geehrt, mehr als Alexander, was aber in seinem Namen alles jetzt geschieht in dem armen Deutschland, darüber herrscht nur eine Stimme des Grimms und der Missbilligung. Wie wird noch alles gehen?

284.

Graf Carl v. Gröben an Philipp Veit.

Aachen, 30. October 1814.

Ich übersende Dir meinen lieben Freund Hermann Friedländer, damit Du ihn lieb gewinnen mögest. Deinen Säbel trage ich noch und ich werde ihn da abgeben, wo Du es wünschen wirst [1]). Wann werde ich den meinigen bekommen? Wird Deine liebe Mutter den tapfern Degen gerne fortgehen heissen?

Du Glücklicher bist nun schon lange im Arme der Lieben, vielleicht schon mit wackerm dankbarem Herzen daran gegangen, Dein Gelübde zu erfüllen, indess ich noch immer auf fremdem unbekanntem Meere umherkreuze. O schreibe mir, wie es Dir geht, und gedenk Deines treuen Carl Gröben.

285.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Berlin.

Wien, 18. November 1814.

— — So sehr wir Dich ermahnen, Deine treffliche Arbeit nicht zu übereilen, so muss ich dennoch auch noch ein-

1) Groeben und Veit waren übereingekommen, ihre Kriegssäbel als Zeichen ihrer Freundschaft miteinander zu tauschen.

mal erinnern, dass Du nichts neues anfangen, sondern gleich wenn Du fertig bist, herkommen mögest, nicht allein um unsertwillen und unsrer Begierde, Dich zu sehen, sondern weil in kurzer Zeit es sich sehr leicht begeben kann, dass Friedrich nach Italien reisen muss. Da wäre es doch sehr erwünscht, wenn Du zu gleicher Zeit die Reise mit ihm anträtest. Der Minister hat ihm vorgestern noch die bestimmtesten Hoffnungen selber dazu gegeben. Sprich aber davon noch mit niemand. Die Gräfin[1]) sehe ich jetzt recht oft, sie fragt mich jedesmal nach Dir. Sie ist ein wahrer Engel, und wenn sie die grosse Probe der allgemeinen Verehrung und Schmeichelei aller Mächtigen, die sie jetzt umgiebt, glücklich, ohne hochmüthig zu werden, übersteht, so wird sie gross sein in den Augen Gottes. Sie ist anerkannt jetzt die Schönste und Gefeierteste an diesem Sternenhimmel. Der König von Preussen zeichnet sie sehr aus, und man sagt, sie soll sich bei alle diesem sehr vortrefflich nehmen. Ich bin nicht bange für sie: wer Gott im Herzen hat (und das hat sie), der darf vor bösen Geistern nicht zittern. Wenn Friedrich jetzt befördert wird, wie es viel Anschein hat, so gebührt ihr ein grosser Theil des Danks, denn sie hat sich mit grossem Eifer darum angenommen. Du vergisst sie doch nicht ganz und ihre Huld? — Ich habe die ‚Corona' und habe schon 12 Gesänge gelesen mit vielen und hohen lebhaften Freuden und Dank für den vortrefflichen Dichter[2]); aber meine Hände muss ich über dem Kopf zusammenschlagen über diese Leichtigkeit und Fruchtbarkeit des Dichtens und Schreibens. Ich begreife nicht, wie man's nur physisch möglich macht, vollends nun gar diese innere Leichtigkeit des Dichtens und der Verse! Unbegreiflich — und dabei noch so viele andre Arbeiten, Novellen,

1) Zichy.
2) Fouqué.

Romane, Journale, Taschenbücher &c., er allein kann ja die Buchhandlungen Deutschlands beschäftigen! Könnte man doch andern Leuten von dieser Schnelligkeit, dieser Federleichtigkeit mittheilen! Ungemein reizend ist jedesmal die Verflechtung seiner Persönlichkeit mit dem Gedicht, am Anfang und Ende jedes Gesangs. Nachdem ich einige davon gelesen, dachte ich mir gleich, da muss doch gewiss der Philipp auch vorkommen! Ich blätterte also alle Anfänge und Enden durch, bis ich richtig den ‚Malerhelden‘ [1]) fand zu meiner Freude. — —

286.

Simon Veit an Dorothea Schlegel in Wien.

Berlin, 26. November 1814.

Jonas sein Bild [2]) hat hier grossen Beifall gefunden und es soll mit zu den besten gehören, die dieses Jahr ausgestellt worden sind. Es ist von Director Schadow zur Akademie besorgt worden, und als ich es jetzo zurückforderte, erhielt ich von ihm schriftlich zur Antwort: „Das Bild Ihres Sohnes ist noch in der Akademie und wird, wenn Sie es nicht ausdrücklich zurückverlangen, noch ein paar Monate daselbst verbleiben; nämlich bis zur Ankunft des Königs — wozu 2 Säle mit den ausgesuchtesten Stücken ausgestellt bleiben.“

Was ich Dir von Philipp bis jetzo geschrieben, bestätige ich. Er macht mir viele Freude, sowohl mit seinen schönen Arbeiten als auch mit seiner Unterhaltung. In Hinsicht seiner Abreise überlasse ich ihm freie Wahl und bin fast gewiss, dass er nicht allzu lange von hier entfernt bleiben wird. Lebe wohl! Der Himmel erhalte Dich

1) ‚Corona‘ S. 278.

2) Copie vom Erzengel Michael nach Perugino.

lebenslang zufrieden und in einer so guten Laune, wie Du es nach dem letzten Brief zu sein scheinst. Meinen Gruss an Fr. Schlegel. Dein treuer Freund

Simon Veit.

Liebe Mutter! Mit meinem Hauptbilde bin ich nun zu Stande, es fehlt noch der letzte Hauch und das Firnissen. — Die Ausstellung ist vorbei, die besten Bilder aber, worunter Johanns Engel, werden noch oben behalten; vielleicht giebt die Prinzessin auch noch mein Bild hinauf, wenn sie es erst hat. — Wie kannst Du denken, ich vergässe nur einen Augenblick die himmlische Gräfin und ihre herablassende Güte. Viel kann die Prinzessin, und ich gestehe, dass mich ihr klares Wesen und schöne Gestalt eine Zeit lang bannte; aber nie wird mich das Bild jener huldreichen Dame verlassen, so wie mir ihr Antlitz immer vorschwebt bei dem Schönsten, was ich denken kann. Wie viel Güte von ihr, dass sie bei der allgemeinen Verehrung, die ihr die Grossen der Welt wie gebührend zollen, sich noch zuweilen des armen Malers erinnert, der ihr bei dem besten Willen doch nur eine höchst unvollendete Arbeit liefern konnte. Will's Gott, so mache ich es bald gut. — Billig wunderst Du Dich über Fouqué's Leichtigkeit im Dichten und Produciren; ich möchte es wirklich eine Art von schneller Kathrine des Geistes nennen. Trotz meiner Verehrung für ihn und sein Dichtergenie gestehe ich Dir, dass mir besonders bei der ‚Corona' eine ruhige und besonnene Vollendung der Sprache fehlt, die bei dieser Form dem Werke doch wohl sehr gut gethan hätte. In den Stanzen sind doch ungemein viel Härten; was aber auch gar nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, dass es gesangweise gedruckt worden ist. Was wirst Du aber erst dazu sagen, dass jetzt schon wieder ein dicker Roman gedruckt wird, den er seit der ‚Corona' geschrieben hat, ‚Sintram und seine Gesellen' benannt? — Ich fange ganz gewiss nichts neues mehr an,

sondern komme so bald als möglich zu Euch. Wie schön wäre es, wenn wir zusammen nach Italien reisen könnten!

Grüss meinen Friedrich von Herzen. Wo wird denn der Blitzstrahl einschlagen, an dem er jetzt so eifrig schmiedet? Der Himmel behüte Dich, nächstens mehr über meine andern Arbeiten. Die Buchdeckel sind für einen genauen Freund von mir, den Grafen Kanitz, zum Beschlag seines eignen Zeichen- und Gedankenbuchs, das wir alle in diesem Feldzuge sehr lieb gewonnen haben. Sie sind von Gold und auf der einen Seite habe ich Maria mit dem Kinde dargestellt, dem ein weisser Engel Blumen reicht, auf der andern Christus mit der Fahne zwischen Lamm und Löwen. Lebe wohl und grüsse mir alle Freunde. Dein Sohn P.

287.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 28. November 1814.

Wir haben lange keinen Brief von Dir erhalten, aber viel von Dir gehört, nämlich von Berlin aus, wo Du ein schönes Gemälde zur Ausstellung geschickt hast, welches sehr gelobt wird. Ich schreibe Dir hier eine Stelle ab aus einem Briefe der Frau von Humboldt, die jetzt in Berlin ist; ihr Urtheil ist von Bedeutung in der Künstlerwelt und wird Dich freuen. „Von Johann sah ich eine schöne Copie des Erzengel Michael, eine sehr schöne, nach Pietro Perugino, so eine, wo man recht fühlt, wie der Maler in den Geist des Originals eingedrungen, wie es ihm lebendig geworden ist in der Seele. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, meine liebe Freundin! Ich kenne jenes Bild Pietro Perugino's, die Copie hat mich tief um der Wahrheit und des Ernstes willen gerührt, den er in

den Zügen des heiligen Engels nachzubilden vermocht hat.“ — Du kannst Dir wohl denken, lieber Johann, wie dieses Dein Gelingen mich mit frohem Dank gegen den Vater im Himmel erfüllt hat, von dem alles Licht und alle Gaben herkommen, ohne dessen Gnade wir keinen Finger bewegen können! — — Der Congress-Lärm ist noch fortwährend sehr laut hier; wir sehen täglich sehr viele Menschen, alte und neue Bekannte, und es giebt sehr interessante Gespräche und Auftritte. Vorige Woche war hier bei Hofe ein Ringelrennen nach alter Sitte und Tracht, wobei 24 Damen in der Tracht des Mittelalters die Bewunderung aller derer auf sich zogen, die sie sahen. Ich dachte an meine beiden Söhne dabei. Ihr hättet als Künstler das sehen sollen! Es soll ganz bewundernswürdig und einzig an Reichthum, Geschmack, Schönheit und Beleuchtung gewesen sein. — Es giebt viel Geist und allerlei Geister bei diesem Congress; aber wehe, wehe, den heiligen Geist haben sie einzuladen vergessen, und wie es scheint, kommt er nicht ungebeten. Doch Gott wird uns nicht verlassen! Lebe wohl, mein guter Sohn, schreibe bald und liebe Deine Dich liebende Mutter.

288.

Dorothea an Gräfin Julie v. Zichy.

Wien, 6. December 1814.

Ich muss mit einem recht zerknirschten Herzen vor Ihnen erscheinen, meine theure Gräfin, wegen des sonderbaren Unglücks, das uns bei diesem Carrousel[1]) verfolgt. Was werden Sie sagen, dass wir auch diesesmal die ausgezeichnete Güte, die Sie für uns hatten, uns Ein-

1) Vgl. Varnhagen, Denkw. 3. A. 4, 210.

lasskarten zu schicken, keinesweges benutzen konnten, und dass diese Karten jetzt vor uns liegen wie manches Privilegium, das das Schicksal dem Menschen zudenkt, woran das feindliche Glück ihn aber verhindert! Diese Karten sollen nun zu andern Denkwürdigkeiten der Zeit hinzugelegt und von uns bewahrt werden, sie sollen uns als ein Andenken mehr an Ihre Güte für uns Unwürdige dienen, wenn wir je eines solchen bedürften. Hören Sie die bejammernswürdige Geschichte! Wir wussten kein Wort von der Wiederholung des Carrousels, als gestern nach vier Uhr plötzlich Ihr Bedienter uns die Einlasskarten brachte; ich wusste so gar nichts davon, dass ich das Ganze für irgend ein Missverständniss hielt, bis endlich das Wort 5. December, deutlich auf den Karten abgedruckt, mich überzeugte, dass allerdings eine Wiederholung statthaben müsse. Nun war aber Friedrich nicht zu Hause, er speiste nicht zu Hause, ich konnte ihn auch vor acht Uhr abends nicht erwarten. Die Amphibie, die wir manchmal als Bedienten brauchen, der aber der Diener gar vieler Herren ist, kam nicht wieder zu uns, weil er es wusste, dass Schlegel nicht zu Hause sein würde. Das andre Wesen, meine alte Köchin, war krank und nicht zu brauchen; ich hatte also niemand, den ich zu Friedrich hätte schicken können, um ihn nach Hause zu holen. Jetzt dachte ich: es wird ja wohl irgend einer von den Herren, die sonst gar nicht sparsam unsern Theetisch zu besetzen pflegen, herkommen, dieser muss dann einen Wagen besorgen, muss sich in Schuh und Strümpfe setzen, dafür kann er das Glück haben, mit mir in's Carrousel zu kommen. Ich mache also die herrlichste Toilette von der Welt, war so schön, wie meine vier Wände sich nicht erinnern können mich gesehen zu haben, lege die Karten und Handschuh vor mir nieder und sitze nun mit erprobter Geduld, die aber nur äusserlich war, denn innerlich war ich ungeduldig wie ein Mädchen von

15 Jahren, das zum Ball geholt werden soll — sitze also und höre jede Viertelstunde schlagen, horche mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, mit gespitzten Ohren, vorgebogenem Kopf und klopfendem Herzen auf jeden Fusstritt, der sich auf dem Gange vernehmen lässt — und — zu uns kommt kein Mensch! nicht ein einzigesmal bis halb acht Uhr, dass Schlegel nach Hause kam, ward angeläutet. — Still war es und blieb es im Zimmer — ich hätte jeden Pulsschlag an mir hören können. Um halb acht Uhr war es zu spät, denn ehe Schlegel sich nun angezogen, ehe wir einen Wagen bekommen hätten, war das Ganze vorbei! — Also nun heisst es Resignation! Etwas unglücklich war ich, das muss ich Ihnen gestehen; der arme Friedrich hatte seine Hände voll zu thun, mich zu trösten und zu beruhigen; ich glaube gar, es flossen einige Thränen! Aber ist es nicht ganz etwas eignes, dass wir dieses Carrousel, wozu Sie uns dreimal die Einlasskarten gaben, nicht zu sehen bekommen? sollte man nicht darauf kommen, dass es eine Bestimmung war? Und da ich nun einmal eine grosse Verehrerin der Vorsehung bin, soll ich nicht glauben, dass ich zu meinem Glück (zu meinem oder zu fremdem) nicht dazu kam? Hätte ich mich nicht in einen der Ritter vielleicht verliebt, oder Friedrich sich in eine der Damen, welche jene Zeit, die wir für die goldne halten, so vortrefflich repräsentiren? und was wäre dann aus uns geworden? Dieser Gedanke, dass unser guter Schutzgeist uns abgehalten, der mir immer gewisser ward (besonders in Rücksicht Friedrichs, der gewisse Damen unmöglich ohne Gefahr betrachtet haben würde), beruhigte mich denn also so ziemlich, dass ich ruhig einschlief und doch heute recht gefasst Ihnen unsre Geschichte erzählen kann. Und nicht einmal mündlich soll ich das können, denn ist es nicht ein Wetter, als ob die Welt in Wasser sollte vergehen? Ich sitze also und schreibe Ihnen, und Sie liegen noch, denke ich, im schön-

sten Morgentraum. Möge er recht schön, recht selig sein und Sie beim Erwachen nichts in der Wirklichkeit finden, das mit diesem Traum einen zu grellen Contrast bildet.

289.

Joseph Baron v. Eichendorff an Philipp Veit in Wien.

Berlin, 28. Januar 1815.

Ich benutze die sehr kurze Zeit, da mir Ihr gütiger Vater so eben erst ankündigt, dass er an Sie noch heut schreiben will, Sie wenigstens in einigen Zeilen recht herzlich zu begrüssen, mein lieber Philipp. Ich kann es nicht beschreiben, wie fatal mir zu Muthe war, als Sie von uns schieden, und wie mich daher Ihr Gruss von Dresden, den mir Ihr Vater mittheilte, erheiterte und erquickte. Sie sehen nun die Donau, den St. Stephan und alle unsere alten Jugendbilder wieder; gedenken Sie dabei meiner, lieber Philipp! Ich weiss nicht, welche Zauberei dort ist, aber ich werde mein Heimweh nach Wien nicht los und kann mich hier in Berlin noch immer in nichts finden, so sehr mich die unverdiente Güte und Freundschaft rührt, welche mir Ihr braver Vater und auch Madame Mendelssohn fortdauernd erweisen. Es ist und bleibt mir hier alles fremd: Religion, politische Gesinnung, ja selbst die allgemeine Fertigkeit über Kunst und Wissenschaft abzusprechen erschreckt und stört mich mehr, als es mich erfreut, denn es scheint mir wenig Liebe darin zu sein. In solcher innerlichsten Einsamkeit fühle ich einen recht aufrichtigen Trieb, in mir selber gründlich besser zu werden und Trost und Rath eifriger dort zu suchen, wo man ihn am Ende doch immer findet, und so weiss denn Gott immer am besten, was uns geziemt. Mein hiesiges Anstellungs-Geschäft geht sehr langsam und trübselig. Denn obschon mich der Präsident und die Räthe, denen ich in

Potsdam meine Aufwartung machte, sehr zuvorkommend aufnahmen, so müsste ich doch nach allgemeiner Versicherung vorerst wenigstens anderthalb Jahre lang ohne Gehalt und Diaeten dienen, welches mir meine Vermögensumstände durchaus unmöglich machen. Ich will daher versuchen, so lang mein Geld noch reicht, irgend eine andere baldige Anstellung zu erhalten. Dazu kommt noch eine Hämorrhoidalkrankheit, die mich seit 14 Tagen zwingt, das Zimmer zu hüten, aber, Gott sei Dank, schon wieder fast gehoben ist. — „Nur zu mein Ross, wir finden noch zum Ziele!“ — Und somit fort von den Schatten, die über mein Leben fliegen, zu Ihrem lichten, klaren, frommen Künstlerstreben! Wie leben Sie nun innerlich und äusserlich? Was sinnen und bilden Sie? Schreiben Sie mir doch einmal, es wird mich sehr erfreuen. Sie sind recht in Ehren geschieden von Berlin. Von allen Seiten folgt Ihnen aufrichtige Liebe und Achtung, und das ist ein rechtes Fest für mich. Ihr Bild mit dem Schiffer und der heiligen Maria darüber kommt mir nicht aus dem Sinn.

Herrn und Madame Schlegel versichern Sie meiner innigsten Verehrung, und sagen Sie ihnen, dass die elterlichen Lehren und die stille Erhebung, die mir ihre Worte und ihr Leben in jenen glücklichen Zeiten gab, treu in meinem Herzen fortlebten und sich jederzeit als ein rechter Trost bewährten. Ich habe seitdem nirgends einen Ersatz für jene glücklichen Abende gefunden. Sollte Herr von Schlegel vielleicht bei dem jetzigen Zusammenfluss von hohen Personen oder durch Bartholdy &c. irgend eine, noch so geringe Anstellung in Wien für mich finden, so bitte ich ihn herzlich, mich nicht zu vergessen, und ich fliege mit unbeschreiblicher Freude in mein liebes, altes Oesterreich zurück. Noch eine Bitte, lieber Philipp. Wahrscheinlich hat unser lieber Wilhelm, von dem ich noch immer nichts höre, alle meine Papiere in Wien zurückgelassen. Ich bitte Sie sehr dringend, haben Sie die Güte, sich darum

bei Klinkowström oder im Carolischen Hause zu erkundigen, und mir meine Schul- und Universitätszeugnisse und Gedichte mit der Post auf meine Kosten per Brünn und Troppau nach Lubowitz bei Ratibor in Preuss. Schlesien zuzuschicken. Und nun leben Sie recht wohl. Gott segne Sie und vergessen Sie niemals Ihren treuen Freund

Joseph B. v. Eichendorff.

Fouqué hat mir über meine ihm für das ‚Frauentaschenbuch' zugeschickten Gedichte recht viel herzlich erfreuendes geschrieben und mich nach Nennhausen eingeladen. Mein Roman[1]) erscheint zu Ostern bei Schrag in Nürnberg, ich bekomme 1 Friedrichsd'or für den Druckbogen. Schreiben Sie mir doch gütigst auch die Adresse von Bartholdy, damit ich ihm meine Schuld abtragen kann. Biester grüsst Sie herzlich. Adieu!

290.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Wien, 28. Januar 1815.

Seit vierzehn Tagen haben wir die Freude, Deinen Bruder in vollkommner Gesundheit, munter und frisch, gross und stärker, als man je ihn in der Kindheit zu sehen hoffen durfte, bei uns zu haben und uns seiner zu erfreuen. Meine Seele ist in einem immerwährenden Dankgebet zu Gott, der ihn mit seinen Heerschaaren oft so wunderbar beschützte in den augenscheinlichsten Gefahren aller Art. Er hat sehr viel ausstehen müssen, aber Gott sei es gedankt, alles was im Schaden bringen konnte, ist zu seinem Nutzen verkehrt worden; er scheint so wie an körperlicher auch an Seelenkraft zugenommen zu haben und macht uns durch manche unwillkürliche Aeusserung

1) Ahnung und Gegenwart.

so wie durch sein ganzes Benehmen grosse Freude. Er ist frisch und freudig bereits tief in der Arbeit wieder, um manches zu vollenden, was er vorher hier angefangen hatte, und bereitet sich vor, Dich bald in Florenz wieder zu sehen. Unsre Hoffnung, ihn begleiten zu können, Dich wieder zu sehen, wonach ich ein so grosses Verlangen trage, scheint wieder uns täuschen zu wollen; alles das hängt vom Congress und von seinem Ausgang ab — das heisst so viel, als gar schlechte Hoffnungen haben. Wie Gott will! — Wir lassen den Philipp freilich nicht gern wieder von uns, er erheitert unsre Existenz auf eine schöne Weise, indessen ist es uns doch auch sehr lieb, ihn mit Dir zusammen zu wissen und seinen Zwecken gemäss leben zu sehen. Du wirst gewiss Dich sehr mit ihm freuen und lieber als je mit ihm leben. — —

Werner fängt nach und nach an, vortrefflich zu predigen. Er gedenkt Deiner recht oft und grüsst Dich freundlich. So auch Friedrich, der sehr begierig ist, wieder etwas von Ostini zu vernehmen, und ob er zufrieden war mit Friedrichs Brief.

291.

Philipp Veit an seinen Bruder Johannes in Rom.

Wien, Februar 1815.

Dem Himmel sei Dank, dass nun endlich die Zeit da ist, wo ich hoffen darf, zu Dir zu kommen. Ich freue mich recht von Herzen darauf und fühle deutlicher als je, wie nützlich uns in jeder Art ein gemeinsam vereintes Streben sein wird. — Wir haben es gesehn, wie in allen Sachen nur die Vereinigung der einzelnen Kräfte zum Zwecke führt, und es ist jetzt vorzüglich in unsrer Kunst nöthig, dass man sich mit Muth an die muthigen Genossen anschliesse. Das ist es, was in allen unsren deutschen

Städten vor allem andern fehlt, denn wenn sich die Künstler nicht so feindlich von einander absonderten und ohne irgend einen Neid sich gegenseitig mehr in die Hände arbeiten wollten, so wäre es auch nicht so unumgänglich nothwendig, die Vollendung erst ausserhalb Landes zu suchen, da es gewiss in Deutschland nicht an vortrefflichen Kunstwerken fehlt, deren Anschauung den Studirenden vor groben Irrthümern sichern könnte. Ihr geht uns allen in Rom darin mit einem guten Beispiele voran, und man sieht deutlich, was es für Früchte bringt, denn wenn auch einer oder der andre von uns jungen Leuten hier ein Werk mühselig zu Stande bringt, in dem sich ein guter Geist spiegelt, so fehlt es gewöhnlich doch noch an dem, was einem nur die rechte Schule geben kann, das heisst eine sorgfältige und zugleich zwanglose Beobachtung der Natur, indem diejenigen bessern, die keinen Geschmack an dem gewöhnlichen Unwesen im Akt- und Gypssaal finden können, sich bald feindlich zurückziehn, ein ernstes Studium aus Mangel an Einsicht und auch an Gelegenheit verabsäumen und zu spät einsehn, wie wenig sie im Stande sind, ihre sonst vortrefflichen Gedanken auszudrücken. Glücklich, wer dann noch den Muth behält und sich noch jung genug fühlt, in Demuth sich an andre anzuschliessen.

Wie freut es mich, lieber Bruder, dass unsre Pläne so zusammentreffen, da auch ich mir vorgenommen hatte, aus mancherlei Gründen erst einige Monate in Florenz zu bleiben, ehe ich nach Rom ginge; Du kannst mich dann in die dortigen Herrlichkeiten einführen. Die Mutter hat mir eine schöne Skizze von Dir gezeigt: Maria in der Glorie. Wirst Du das nicht einmal ausführen? Ich kann es mir in seinem Farbenglanz als ein recht herrliches Bild denken. Ich bitte Dich, meine herzlichen Grüsse an Overbeck zu bestellen.

292.

Johannes Veit an seinen Vater in Berlin.

Rom, 2. Februar 1815.

Vor allen Dingen, lieber Vater, sage ich Dir Dank, dass Du das Madonnenbildchen von O[verbeck] seinem Vater geschickt hast. Es ist mir ein neuer Beweis von dem Vergnügen, welches Du empfindest, andern Menschen gefällig zu sein. Auch hast Du meinem Freunde einen rechten Dienst damit erwiesen, denn, wie er mir sagte, so hat er schon lange gewünscht, seinen Eltern etwas von seiner Arbeit zu schicken; da er aber genöthigt ist, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen, so haben es seine Umstände bisher noch nicht möglich gemacht. Ich kann mir wohl vorstellen, wie grosse Freude es seinen Eltern verursachen wird, dieses Bildchen auf eine Zeitlang vor Augen zu haben, denn wiewohl sich allerdings manches, was das Mechanische der Arbeit anbetrifft, daran aussetzen lässt, so wird doch kein ächter Kenner den geistigen Theil desselben tadeln können, und es scheint mir, dass jeder, der nur mit unbefangenen Sinnen Kunstwerke dieser Art betrachtet, gerne über kleine Mängel hinwegsehen wird, um die tiefgefühlte Absicht des Künstlers verstehen und mitfühlen zu können. — Du wirst schon aus meinem letzten Briefe ersehen haben, dass es mein Wunsch ist, Du möchtest den Erzengel Michael behalten, und ich wiederhole hiemit, dass es mir nicht in den Sinn gekommen ist, ihn für einen andern zu bestimmen, als für Dich. Schreibe mir auch, ob Du die heilige Familie, welche ich in Berlin kopirt, noch besitzest, oder ob sie die Herz jetzt hat.

Ich freue mich ungemein, dass Philipp auf der Reise ist und so ehrenvoll von den Berlinern entlassen worden ist, und bin sehr begierig auf seine jetzigen Arbeiten.

Hast Du gar nichts von ihm dort behalten? Hoffentlich wird er seine Abreise so beschleunigen, dass wir uns noch im Frühjahr in Florenz sehen. — Ich habe mich diesen Winter hindurch grösstentheils nur mit Studien nach der Natur beschäftiget. Die Abende waren dazu bestimmt, in Gesellschaft von mehreren andern deutschen Künstlern nach dem Nackten Modell und nach Gewänder zu zeichnen. Ausserdem habe ich noch in derselben Gesellschaft einen anatomischen Cursus mitgemacht, wo nach den von einem hiesigen Chirurgus präparirten Cadavern gezeichnet wird. — Aus dem, was Du mir geschrieben hast, vermuthe ich, dass der Director Schadow mit Dir von einer Unternehmung gesprochen hat, mit der es aber bis jetzt noch weit im Felde steht. Overbeck hat nämlich den Plan, eine Bibel herauszugeben, in welcher er in Gesellschaft mehrerer seiner Freunde, zu denen ich auch die Ehre habe zu gehören, die wichtigsten Begebenheiten des alten und neuen Testamentes darstellen will. Da aber die Ausführung eines solchen Werkes für diesen Augenblick wenigstens unmöglich ist, so ist besser gethan, lieber gar nicht davon zu sprechen.

Die Federzeichnungen, deren Du in Deinem Briefe erwähnst, sind von Cornelius und haben nichts mit der andern Unternehmung zu thun. Vermuthlich hast Du einige davon auf der Berliner Ausstellung gesehen. Es sind mehrere Vorstellungen aus dem ‚Faust‘ von Goethe, welche jetzt sehr schön und treu von einem gewissen Ruscheweyh aus Mecklenburg-Strelitz hier in Kupfer gestochen werden. Da ich weiss, wie sehr Du dieses Gedicht von Goethe schätzest, so zweifle ich nicht daran, dass Dir diese Vorstellungen gewiss auch vieles Vergnügen machen werden. Auch hat Cornelius schon vorher mehrere Zeichnungen zu dem ‚Nibelungenliede‘ herausgegeben, welche eben so wie die zu dem ‚Faust‘ von dem ausgezeichneten Talente dieses jungen Künstlers zeugen.

Er und Overbeck sind die Ehre der Deutschen hier, und wir machen uns alle die grössten Hoffnungen von ihren zukünftigen Werken. Am Sonntag Abend haben wir eine Versammlung mit noch andern deutschen Künstlern, wo über die Kunst gesprochen, Aufsätze vorgelesen werden, die sich darauf beziehen, oder auch Compositionen vorgezeigt werden. Jetzt lesen wir aus Vasari's Malergeschichte miteinander, und Du kannst wohl denken, welch eine Freude es gewährt, sich in dem Lande zu befinden, wo noch der grösste Theil der dort beschriebenen Werke der Kunst sich befindet. — —

293.

Ernst Graf v. Kanitz an Philipp Veit in Wien.

Königsberg in Preussen, den 6. März 1815.

Mein lieber trauter Philipp, — da bin ich mit meinem treuen Herzen voll Liebe und innigen Danks und suche Dich auf. Zwar ist es nicht recht auszusprechen, was ich Dir sagen möchte, denn es ist ja immer das schlechteste, was auf's Papier kommt — aber einen Gruss muss ich Dir wenigstens zurufen aus weiter Ferne und aus gewaltiger Zeit und Dir sagen, dass Deine Bilder[1]) mir ein erkämpftes Kleinod und das liebste sind, was mir diese Zeit geschenkt hat. — Lieber Bruder, der Herr hat Dir viel gegeben. Wer so ein Bild des Heilandes im Herzen hat und es aussprechen kann, der ist reichlich gesegnet.

Ich hoffe, Du lebst und wirkest jetzt immer mächtiger in der Kunst, in dem reichen und klassischen Rom, Du wirst aber in Italien ein deutscher Maler bleiben. — Mir ist es ordentlich erfreulich, wenn ich denke, dass

1) Vgl. S. 294.

diese meine unbedeutenden Schriftzüge in Rom in Deine Hände kommen werden: noch nie hat etwas von mir diese Herrlichkeit geschaut. Aber unsere deutschen Herrlichkeiten liegen mir desto tiefer im Gemüthe, — und da warst Du immer mein Führer. — Lass Dich nur immer mahnen an jene Zeit, die so blendende Lichter und dunkle Schatten in unser aller Leben geworfen hat. Schrötter lebt im ruhigen glücklichen Ehestande: — ich ringe und kämpfe, — und Fouqué — von dem weisst Du gewiss unmittelbar etwas — er schreibt mir zuweilen. — Ob Du mir antworten wirst? — Auf jeden Fall habe ich Dich und halte Dich, mein Bruder!

294.

Friedrich Schlegel an Johannes Veit in Rom.

Wien, 24. Mai 1815.

Meine Frau hat Ihnen eigentlich zwar schon alles nöthige geschrieben; da Sie aber ausdrücklich auch meine Meinung über diesen Gegenstand zu wissen wünschen, so kann ich mich nicht enthalten, noch einige Zeilen hinzuzufügen. Seien Sie vor allen Dingen überzeugt, dass, wenn irgend ein Aufruf an die in der Fremde und namentlich in Italien sich aufhaltenden Preussen ergehen sollte, wir Ihnen dieses augenblicklich mittheilen und bekannt machen werden. Bis jetzt ist aber noch gar nichts der Art erfolgt, und es ist überhaupt so wenig ein Mangel an Menschen bei der Nordarmee, dass ich vielmehr besorge, es wird in der jetzigen Jahreszeit für die ungeheure Masse vielleicht eher hie und da an den hinreichenden Anstalten und Lebensmitteln fehlen. Sollte wider mein Erwarten der Krieg eine unglückliche oder doch sehr gefahrvolle Wendung nehmen, sollte Deutschland und sollte Preussen

von neuem in Gefahr kommen, so werden grade dann freiwillige Mitkämpfer nothwendiger und willkommner sein als jetzt, wo derselben schon fast mehr sind, als man zu ordnen und zu bewegen vermag.

Damit ich Ihnen nun aber auch meine ganze Meinung über den gegenwärtigen Stand der Dinge nicht vorenthalte, so will ich noch folgendes hinzufügen. Die Streiter eilen wieder herbei aus Süden und Norden, so wie das erstemal, oder in noch grösserer Zahl; aber die Beweggründe sind nicht mehr die nämlichen und sind zum Theil nicht frei von unreiner Beimischung. Die Gutgesinnten und Hellsehenden wissen dies wohl, lassen sich aber dadurch nicht irre machen, weil es doch gegen den einzig und ausschliessend Bösen geht, mit dem nun kein Frieden mehr für möglich gehalten wird. Oesterreich besonders hat diesmal die reinsten Grundsätze und ganz unverwerfliche Zwecke; ich sehe mit Freude voraus, dass unser Gewinn an Ehre der reichste und herrlichste sein wird. Aber nicht alle Mächte sind gleich uneigennützig; es hat sich hier während des Congresses ein Geist gemeiner Habsucht und Zwietracht unter den deutschen Mächten entwickelt, der mich noch jetzt mit der tiefsten Bekümmerniss und grossen Sorgen erfüllt. Oesterreich hat hieran wenigstens keinen Theil genommen und darum wird es auch vom Himmel gesegnet sein, wie sich in Italien schon sichtbar gezeigt hat. — Ich glaube auch, der Krieg gegen Frankreich wird sehr glücklich ausgehen und viel schneller, als man nach blos militärischer Berechnung denkt. Aber dann, wenn Buonaparte besiegt und vernichtet sein wird, beginnt erst die grösste Gefahr. Wenn die unruhigen Staaten, die noch nicht die Grösse erreicht haben, die sie sich zum Ziele gesetzt, nach Beendigung dieses Kampfes noch mit wenig versehrten und gewaltigen schlagfertigen Streitkräften dastehen: dann beginnt eine ganz andre und ungleich grössere Gefahr, nämlich die

eines innern Krieges in Deutschland. Oesterreich hat während des ganzen Congresses nichts andres gethan als nachgegeben und viel zu viel nachgegeben; aber endlich dürfte doch die Geduld, wenn sie gar zu sehr missbraucht wird, ein Ende nehmen und der alte Löwe erwachen. — So könnte es also leicht geschehen, dass die edelsten Kräfte der freiwilligen Jugend, wenn jener Kampf, welcher zu den andern Zwecken den Namen herleiht, schnell beendet ist, zu einem ganz andern viel schrecklichern Kampf missbraucht würden, von dem eigentlich jeder gute Deutsche, so lange er die freie Wahl hat, sich entfernt halten muss und gern entfernt halten wird, weil auf keiner Seite das Ende des Kampfs erfreulich sein kann. So wissen Sie nun meine ganze Meinung, geliebter Johann! Gott sei mit Ihnen.

295.

Dorothea an Gräfin Julie Zichy in Karlburg.

Wien, 9. Juni 1815.

Gestern vor acht Tagen liess F[ürst] M[etternich] Friedrich zum Speisen in den Garten auf dem Rennwege einladen. Er ging mit ihm wohl eine Stunde lang spazieren, bezeugte ihm seine Zufriedenheit mit seinen Arbeiten, sprach zutraulich mit ihm und sagte ihm, dass er ihn an den Bundestag nach Frankfurt schicken wolle. Vorher schon hatte Floret Friedrich angeredet und ihm Glück zu seiner Ernennung gewünscht. Wie sehr officiell muss also diese Sache sein, da sogar Floret, der dreifach kanzleimässig Zugeknöpfte, eine solche Erklärung machte. Dem allem ungeachtet haben wir aber seitdem noch gar nichts wieder erfahren. Es heisst von einem Tag zum andern, der Fürst reise fort; auf den Sonntag, heisst es seit gestern ganz bestimmt, da der bayerische Kurier gestern

angekommen ist und zur jetzigen Stunde wohl die Conferenzen geschlossen und die Unterschriften wohl schon geschehen sind. Vielleicht ist Friedrich so glücklich, dass er den Fürsten vor der Abreise noch spricht, heute oder morgen; schwerlich aber kann er selbst ihm eine grössere Bestimmtheit geben, als bereits geschehen ist; denn hängt nicht alles von den Zeitbegebenheiten ab? Zum September ist der Bundestag in Frankfurt anberaumt; welche Welt von Schicksalen liegt nicht zwischen heute und dann? Welcher Fürst, welcher Mächtige der Erde kann jetzt über irgend etwas Gewissheit geben, was über zwei Monaten geschehen soll? Man darf, man kann nichts bestimmteres verlangen, als das Schicksal der ganzen Welt zu theilen, während man in den Gesinnungen, im ganzen innern Bewusstsein sich zu den besten zählen darf; und das kann Schlegel doch gewiss! Er ist jetzt schon sehr zufrieden und beruhigt, Gelegenheit gefunden zu haben, seinen Diensteifer und seine Kenntnisse thätig zum besten seines Vaterlandes zu verwenden und dem Fürsten einen Beweis seiner Thätigkeit gegeben zu haben — das Gelingen unsrer Entwürfe steht allein bei Gott, dem er es auch ganz vertrauensvoll überlässt. — Ihnen, wertheste Gräfin, bleibt unser ewiger Dank für Ihre gütige Vorsprache und Erinnerung immer gewidmet, es geschehe auch was immer wolle. — Ihr Portrait naht sich der Vollendung, es wird ungleich ähnlicher noch als das erste, und ist vielmehr aus einem Stücke, vollendeter.

296.

Gräfin Julie Zichy an Dorothea Schlegel in Wien.

Karlburg, den 10. Juni 1815.

Wie geht es Ihnen, meine gute, vortreffliche Freundin? Haben Sie mir nichts von Ihrer und Friedrichs Zu-

kunft mitzutheilen? Nun da der Fürst abgereiset ist, kann ich unmöglich glauben, dass er nichts für Sie that; schreiben Sie mir es ja gleich, ich nehme so wahren, innigen Antheil an allem, was Sie angeht. Nein, ich kann es nicht anders vermuthen, es ist gewiss etwas geschehen. Ob Friedrich damit zufrieden ist, über das müssen Sie mir ausführlich schreiben. Empfehlen Sie mich ihm auf's freundlichste, ich habe so viel an ihn, an Sie gedacht. Es kann mich oft recht traurig machen, dass man ein so reines, vortreffliches Gemüth, so edle Gesinnungen für unser aller Wohl nicht erkennen will; dass man nicht fest an sich hält, was der Himmel uns so wohlthuend zugeschickt hat. Seine Geistesgaben lobt und kennt ein jeder; ich bin viel zu dumm, um sie gehörig beurtheilen zu können; doch die Gaben seines Herzens, diesen fest religiösen, vaterländischen Sinn, den weiss ich zu loben und gewiss auch gehörig zu schätzen. Sagen Sie ihm dies und meinen herzlichen Wunsch, es möge anders für ihn und uns kommen. — Unsere Fanny ist wohl noch in Wien; ich wäre recht erfreut, sie noch da zu treffen; bis 20. bin ich wieder da. Grüssen Sie sie recht freundlich, ich will ihr noch ein paar Worte von hier schreiben, um ihr zu sagen, dass ich ihr recht gut bin. Sieht sie nicht recht wohl aus? Wie kann es auch anders sein, wenn man eine so herrliche Reise gemacht hat! — Der Mensch, der aber in keinem Verhältniss vollkommen zufrieden ist, wünscht immer noch besseres und angenehmeres; so glaubt Fanny gewiss auch: wäre sie nur mit ihren Freunden, mit ihren Lieben da gewesen! — Der Wunsch ist so natürlich, doch muss es keineswegs den Werth des Augenblickes vermindern und seinen Genuss stören. Wie schwer ist nicht dieser Grundsatz auszuführen in dieser armseligen und doch schönen Welt! Es ist oft so schwer, sich mit seiner Lage zufrieden zu stellen, nicht um sich herum zu sehen, wie sie anders sein könnte, in allem, mit allem

sich genügen — und doch muss es so sein, will man für seine Zukunft leben, will man vollkommen werden, und das will auch ein jeder, den Gott nicht verlassen hat; auf ihn muss er bauen, hoffen und vertrauen, dass er ihm Geduld und Muth giebt, für alles irdische abzusterben und so den einzig beglückenden Weg zu gehen, der Gott und die Ewigkeit zum Ziele hat.

Mein Leben ist hier sehr stille und einförmig, es ist ein sonderbarer Gegensatz mit jenem geräuschvollen, welches ich unlängst noch führte. Es ist mir, als hätte ich einen langen zusammenhängenden Traum geträumt; nun sehe ich ein, dass Sie mir gut riethen, als Sie mir sagten, ich sollte mein damaliges Leben zu Papier bringen, es wird sich allmählig wie ein Traum in meinem Gedächtnisse verwischen, denn zu gross war der Abstand mit meinem gewöhnlichen. Obwohl Geräusch mich öfter umgiebt, so bin ich gewöhnlich ein passives Mitglied, ich höre aus Gewohnheit dem allem zu, ohne viel Antheil zu nehmen, und spreche selten und wenig; damals war und musste es anders sein. Nun habe ich wieder meinen vorigen passiven Platz eingenommen, der eigentlich viel mehr nach meiner Neigung ist; und schon jetzt, wenn ich mir so manchen Augenblick zurück denke, kömmt es mir ganz unglaublich vor, dass ich diese belebte, gesprächige, antheilvolle Rolle gespielt habe. Es mischt sich sogar die Eitelkeit mit in's Spiel, denn ich glaube zuweilen manches recht ungeschickt und verlegen gesagt und gethan zu haben. — Wie glücklich wären wir, hätte auch die Rheinarmee schon so viel gethan als die italienische. Leider wird es nicht so schnell kommen können, die Anstrengungen müssen bei weitem grösser sein. Gebe Gott ein glückliches Ende! Ich hoffe auch bestimmt und gewiss darauf; doch durch welche Wege werden wir hin gelangen, wie viele Opfer werden fallen, wie viele Thränen fliessen müssen, bis es dahin kommen wird! — Die

Devise des Kaisers A[lexander] ist gewiss recht schön: *Dieu, l'union et la persévérance.* Die ritterliche Seite des Krieges ist edel, gross und schön; doch nur zu kurze Friedenszeit ward uns gegeben, um die mühselige traurige Seite zu vergessen, die zuweilen auch Helden ergreift und erschüttert! denn nur ein Herzloser kann so viel Elend vor seinen Augen unbewegt sehen. — Wir haben Nachricht von meinem Schwager Ferdinand [1]). Er mag nur kurze Zeit in Neapel geblieben sein, sein Regiment vereinigt sich mit Frimont, um vermuthlich in's südliche Frankreich einzurücken. Er hat drei Pferde an einem Tag verloren und schreibt uns ziemlich traurig, dass auch seine Kasse zu schlecht bestellt ist, um diesen Verlust zu ersetzen. Für einen Husaren-Obrist ist diese Lage misslich. Ich hoffe, dass Papa [2]) etwas für ihn thun wird. Oefter schon sagte er uns, dass seine drei Söhne[3]) im Kriege ihn nicht schlafen lassen; wenn er erwache bei Nacht und an sie dächte, so hätte er keinen Schlaf mehr für den übrigen Theil der Nacht — er wird ihm gewiss helfen. — Mein Papier und meine Zeit sind zu Ende. Ein recht herzliches Lebewohl und die Bitte um baldige, gebe Gott gute Antwort. An Philipp meine Empfehlung. — Wenn Sie einen Brief an mich haben, so schicken Sie ihn nur in mein Frauenzimmer. Zwei Mädchen sind da zurück geblieben.

1) Graf v. Zichy, später Feldmarschalllieutenant und Festungscommandant von Venedig.

2) Der Schwiegervater der Briefschreiberin, Graf Karl v. Zichy, von 1813—14 Minister des Innern.

3) Franz, Karl und der obengenannte Ferdinand.

297.

Dorothea an Rahel Levin in Baden.

Hitzing, 26. Juni [18]15.

Liebste Varnhagen! ich grüsse Sie recht schön aus der grünen Umgebung heraus, die schön ist trotz Wolken und Wetter. Wir sind ringsum von schönen Bäumen umgeben, die Sie alle grüssen lassen; wenigstens kann ich mir unter ihrem unaufhörlichen Rauschen und Flüstern und Neigen nichts anders verstehen, als Grüsse an alle lieben Freunde. — Die guten Nachrichten von gestern[1]) machen mich etwas toll; ich kann durchaus vor lauter Kribbeln in den Beinen nicht zum Sitzen kommen. Das Einzige, wozu ich mich bringe, ist zu einem Briefe an Sie, und das ist auch die einzige Ursache, warum ich Ihnen grade heute schreibe; wohnten Sie auf dem Judenplatz und ich in der Grünen Angergasse, so wären wir längst schon beisammen, lachten und weinten untereinander. Sehr viel hat der Sieg gekostet. Der Herzog von Braunschweig ist ein grosser Verlust; die Engländer sollen entsetzlich gelitten haben, der General ihrer Kavallerie soll todt, der Erbprinz von Oranien verwundet sein. Die officiellen Details kriegen wir heute in den Blättern, noch haben wir sie nicht hier draussen. Grade wie bei Leipzig: am 16. wir geschlagen oder wenigstens im Nachtheil; am 17. Stillestand, Versäumniss von seiner, benutzte Ruh von unsrer Seite; am 18. Sieg! Was mich am meisten erbaut, ist das Schrecken, die Unordnung, das Ueberlaufen der Armee. So werden wir doch mit Gottes Hülfe endlich von dem Gespenst dieser sogenannten Nation befreit werden und wir einsehen lernen, dass eine Menge ohne Respect für Herkommen, für eingebornes, mitge-

1) Sieg der Aliirten bei Belle Alliance.

bornes Gesetz und Gesetzlichkeit, ohne Beschränkung, ohne Gehorsam, ohne Ergebung und ohne Glauben an die göttliche Weltordnung, dass ein solches losgewordnes, nur in seiner Willkür lebendes, nie gleichmässig fortschreitendes, sondern unaufhörlich nur immer im tumultuarischen Uebersichgreifen umhergetriebenes Volk keine Nation ist. Es lebe Wahrheit und Ordnung!

Von der Baronin Pereira habe ich gehört, dass es Ihnen gut geht in Baden. Möchte ich die Bestätigung von Ihnen erfahren! Friedrich empfiehlt sich Ihnen. Er braucht jetzt eine sehr eingreifende Cur von Koreff, die ihm eine treffliche Wirkung zu machen scheint. Ich befinde mich ganz gut und freue mich der trefflichen Stille um mich her. Sagen Sie der Baronin Arnstein, der Frau v. Ephraim und Jettchen recht viel liebes und gutes *de ma part* und meinen Glückwunsch. Marianne umarme ich herzlich. Adieu, ich liebe Sie sehr.

Ihre Dorothea.

Die Schröder hat die Medea gespielt — ich wusste es nicht und habe sie also auch nicht gesehen. Hätten wir nicht gesiegt, so wäre ich untröstlich über dieses Versäumniss.

XI. Wien — Rom — Frankfurt.

1815—1816.

—

298.

Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom.

Hitzing, 18. August 1815.

Morgen reist Dein Bruder von hier ab, in Gesellschaft von Ferdinand Olivier, der ihn bis München begleiten wird; in Innspruck wird er seinen Reisegefährten, den Doctor Friedländer aus Königsberg, finden, der mit ihm bis Florenz reisen will, und dort, mein geliebter Sohn, hoffen wir, dass Du ihn empfangen wirst, da er Dir in der vergangenen Woche geschrieben und Dir seinen Wunsch, Dich in Florenz zu treffen, mitgetheilt hat. Es wird ja auch wohl mit Deinen Plänen ziemlich übereinstimmend sein, da auch Du doch nicht den ganzen Sommer in Rom wirst zubringen wollen. Eigentlich glaubten wir Dich schon in Florenz und es überraschte mich, noch einen Brief von Dir vom 26. Juli aus Rom zu erhalten. Uebrigens aber gehört dieser Brief zu denen von Dir, die mir am meisten Freude und Zufriedenheit gewährten. Womit kann ich es je verdienen, dass ich in meinen Söhnen so überschwenglich erhört bin? Alles, worum so unzählige Mütter mit unzähligen Thränen, oft unerhört, zu Gott flehen, darum habe ich nur zu danken und meine Thränen sind

Freuden- und Dankthränen. Das lohn' Euch Gott millionenmal, liebe Söhne, und wolle Euern Unternehmungen seinen Segen verleihen. Ich glaube auch ganz gewiss, dass Ihr alle beide durch Gottes Hülfe gutes Gelingen haben werdet in der Kunst, und kann Dir deshalb mit rechtem Vertrauen zureden, Muth zu fassen und es ganz gewiss zu glauben, dass Euch alles übermenschlich ersetzt werden wird, wo Euch etwa andre überlegen sein möchten. Euer Bestreben, die Kunst wieder zu heiligen und sie wieder auf Gott und den Dienst seiner Kirche zurückzuführen und sie, die immer geheiligt bleiben sollte, den Händen derer wieder zu entreissen, die sie zu losen Dingen missbrauchten und ein leeres Unding aus ihr formten, kann ja nicht ohne Folgen bleiben; wann hätte Gott diejenigen verlassen, die sich seinem Dienst weihten? Ihr werdet es freilich nicht allein und nicht vollkommen wieder herstellen, was der Irrwahn ganzer Menschenalter vernichtete; aber zur Wiederherstellung auch nur im mindesten beigetragen zu haben, dem allgemeinen Verderben mit aller Kraft widerstanden zu haben, ist in den Augen Gottes mehr, als Wunder zu wirken ohne ihn und gegen ihn. Alles Gelingen kömmt von ihm allein. — Mich freut das, was Du über Deine Arbeiten schreibst, recht sehr. Mit grosser Sehnsucht erwarte ich etwas von Dir zu sehen; Du hast Dir grosse Werke vorgesetzt. Mich soll wundern, wie Du mit Philipp's Fortschritten zufrieden sein wirst, und hoffe, dass Du mir darüber Deine aufrichtige Meinung schreiben wirst; auch wie Du persönlich mit ihm zufrieden bist. Ich hoffe zu Gott, Ihr sollt recht brüderlich vereinte Freunde sein und was sich etwa an Verschiedenheit kund geben möchte, mehr als Mannigfaltigkeit und Fülle aneinander lieben, als dass es Euch gegenseitig abstossen müsste. Bedenkt, dass es gar viel der vereinigten Kräfte bedarf, um der fest verketteten und verschlungenen Schlechtigkeit in der Welt wie in der Kunst und im Le-

ben tüchtig entgegen zu arbeiten. Einer allein und jeder für sich thut es nicht. — Ich schicke Dir eine Beurtheilung von Philipps Bildniss der Gräfin Zichy, sie ist von Klinkowström. Was über die Bildnissmalerei überhaupt darin gesagt ist, wird Dir sehr gefallen, auch das Specielle über Philipp ist gut gesagt und nicht im geringsten übertrieben. Das kleine Heiligenbild, was ich beilege, habe ich aus Maria Zell für Dich mitgebracht (im Mai waren wir dort). Ich habe dort Dich der Gnade der göttlichen Mutter insbesondere empfohlen und zum Zeichen dieses an sich werthlose Bildchen gekauft, welches aber geweiht worden und die Hände und das Gesicht des Gnadenbildes berührt hat. Lege es in Dein Gebetbuch; es möge Dich allezeit an das Dich liebende Herz Deiner Mutter erinnern. Philipp wird Dir erzählen, dass es uns jetzt ganz gut geht, und wird Dir auch von unsern Aussichten für die Zukunft erzählen; man kann keine Gewissheit erwarten, so lange der Boden nicht aufhört unter unsern Füssen zu schwanken, und so lange alles in der Welt ungewiss ist. Am schönsten wäre mir eine Aussicht, wo ich die Hoffnung hätte, noch eine Zeit lang mit meinen Söhnen zusammen zu leben und mich ihrer Fortschritte und ihres Wohlseins zu erfreuen. — Es kömmt wohl auch noch einmal so; es kommt ja so vieles, was man kaum hoffen durfte. Deine Mutter.

[Nachschrift von Fr. Schlegel.] Was ich Ihnen über den Zustand von Deutschland schrieb, lassen Sie sich nur keine Sorge oder gar eine Störung in Ihrem stillen Wirken machen. Wer sich ein Geschäft daraus machen muss, weit umher zu sehen, der sieht auch das Entfernte, wenn er es zuerst wahrnimmt, mit lebhafter Besorgniss. So nah und so unabwendbar ist die Gefahr noch nicht; es sind nur wie entfernte Gewitterwolken an einem Sommertage. Wahr ist indessen, dass eine, in mehreren deutschen Län-

dern, vorzüglich aber in Preussen verbreitete, zahlreiche Partei, die den Fanatismus des Volksthums auf der Oberfläche, im Herzen aber zerstörende Zwietracht und Eroberungssucht trägt, uns mit mancher Besorgniss für die Zukunft erfüllt. Ich wollte Sie, da Sie mich ausdrücklich aufgefordert hatten, nicht unbekannt damit lassen. Dass Sie diesen Feldzug nicht mitgemacht, lassen Sie sich auch nur nicht leid sein; er war nicht mehr wie der vorige: Gottes Segen war nur einen Tag dabei, das andre eitel Menschenwerk — eitel, hochmüthig, hart und unerfreulich.

299.

Dorothea an ihren Sohn Philipp.

Hitzing, 11. September 1815.

Friedrich hat das Paket aus Rom zum Christusorden erhalten, aber ohne alle Decoration; diese muss er sich erst hier machen lassen; er weiss aber nicht im geringsten, wie solch ein Orden aussieht, denn es hat ihn hier niemand. Kann etwa Johann einige Notizen verschaffen, wie dieser Orden zu tragen ist? — Deine Mutter Gottes wird zum Rosenkranzfest (1. Sonntag im October) nach Heiligenstadt geschafft werden; wenn es sein kann, wird Pater Hofbauer gleich Messe davor lesen. Es nimmt sich schön aus im Rahmen. Der Schulmeister war schon hier, um es zu besehen. Du kannst Dir wohl denken, welche Freude er damit hat; nur war er sehr traurig darüber, dass er Dich nicht gesehen hat. — Adam Müller ist k. k. General-Consul in Leipzig geworden; eine Stelle, die alle seine Wünsche erfüllt. Seine Frau bereitet sich jetzt zur Abreise. Sie grüsst Dich freundlich; sie hatte immer gehofft, Du würdest aus Innspruck schreiben; diesen Ort liebt sie sehr und sie glaubte, auch Dir müsste es gefallen

dort. — Die Gräfin war zweimal hier bei uns, um sich über ihr Bildniss zu freuen und zu danken. Einmal war der Graf mitgekommen, der konnte nicht genug danken und sich artig bezeigen. Er erzählte, dass bei Tafel beim Minister alle Anwesenden es sehr gelobt hätten, nur zu bleich gefunden. Da ich mich darüber verwunderte, sagte er in seiner Manier: „Ja, Sie müssen wissen, es war das erstemal, dass meine Frau bei Tisch erschien nach dem Kindbett und da hat sie Toilette gemacht — verstehen Sie mich, ein Bissel zu viel in's Töpferl geblasen.“ Geschwind nahm die Gräfin ihr Tuch und rieb sich die Schminke ab: „Ja,“ sagte er, „siehst du, jetzt gleicht es superb!“ Du kannst Dir unsern Spass dabei denken. — —

300.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Florenz, den 10. October 1815.

Die Herrlichkeiten Italiens, in den verschiedenen Städten, durch die wir gekommen sind, haben mich so ununterbrochen beschäftigt, dass ich bis jetzt keine Zeit finden konnte, Dir ausführlich zu schreiben; indessen hoffe ich, Du wirst durch die Mutter, der ich kurze Notizen über meine glückliche Ankunft und Aufenthalt aus Innspruck und Venedig gab, einige Nachricht von mir erhalten haben. — Wir sind nun endlich glücklich auf diesem Ruhepunkte angelangt, nach dem wir uns zuletzt herzlich sehnten, indem wir des theuren und schmutzigen Lebens in den italienischen Wirthshäusern und des tollen Umherlaufens in den Städten doch endlich müde wurden. — Von Wien reiste ich mit einem Freunde, Ferdinand Olivier, nach Salzburg, wo ich 3 Tage blieb, um die ganz vorzüglich herrliche Gegend kennen zu lernen; von da mit einem Professor Thiersch, den ich in Salzburg traf, nach Mün-

chen, wo mir durch die Liebenswürdigkeit der Leute, denen ich empfohlen war, und durch die vielen Kunstschätze, die dort angehäuft sind, der Aufenthalt von 5 Tagen sehr angenehm und lehrreich wurde. — Von München kutschirte mich ein Cousin des unglücklichen Andreas Hofer in Gesellschaft eines tollen Grafen, der viel wunderliches Zeug sprach, und seines Begleiters nach Innspruck, wo ich von einem Bruder des Baron Eichendorff, der dort angestellt ist, auf 8 Tage freundlich beherbergt wurde. — Hier traf ich auch meinen Reisegefährten, den Doctor Friedländer, und nun ging es mit Maulthieren über die Alpen nach dem gelobten Lande Italien. — Mit Wehmuth hörten wir die wohlbekannte Muttersprache immer seltner tönen, bis sie endlich in der Gegend von Trient ganz verschwand und den fremden Accenten Platz machte. — Der erste Punkt, wo wir uns einige Tage aufhielten, war Verona, vorzüglich merkwürdig durch die Denkmale der Architektur, unter denen der äusserst wohlerhaltne römische Circus einen der ersten Plätze einnimmt. — Weniger bedeutend ist es für die Malerei, besonders da die Franzosen viel weggeschleppt haben; indessen finden sich doch in den Kirchen manche schöne Sachen, besonders von den ältern Meistern, vor Raphael. — Nach Padua fuhren wir in einem Tage, indem wir uns nur 3—4 Stunden in Vicenza aufhielten, was auch grade hinreichte, um einige Gebäude zu besehen und uns im Wirthshause nach guter Landessitte gehörig prellen zu lassen. — Auch in Padua, wo wir zuerst die herrlichen alten Meister Giotto und Andreas Mantegna in ihren Freskogemälden kennen lernten, blieben wir nur 3 Tage, schifften uns auf der Brenta ein und fuhren in einer fürchterlichen Gewitternacht nach dem höchst wundersamen Venedig, das sich bei Aufgang der Sonne in seiner ganzen Grösse vor uns aus dem Meere erhob. Hier blieben wir 8 Tage und kaum war dies hinreichend, um diese Stadt mit ihren Kunstschätzen in den

vielen Kirchen und Gallerien nur einigermassen kennen zu lernen. Wir sahen das Zimmer, wo Tizian wohnte und starb, fuhren fleissig in den bequemen Gondeln umher und besuchten täglich wohl sechsmal und stundenlang den herrlichen Markusplatz mit seinen Palästen und der Aussicht nach dem Hafen. — In Venedig schifften wir uns ein, fuhren zur See bis an die Mündung des Po und dann Fluss auf nach Ferrara, wo wir auch keine Spur mehr von dem Leben fanden, was sonst unter den Herzogen von Este hier gewesen war. Schon die Gegend ist flach und morastig, die Stadt selbst öde, viele Häuser unbewohnt und die Strassen voll Gras. Der Palast der Herzoge, wo Ariosto, Tasso und Guarini ihre Werke vorlasen, gleicht einer zerfallenen Festung und alles erregt die Stimmung einer grossen Ruine, wo man sich wundert, dass noch Leute darin wohnen. — Das Gefängniss, wo Tasso 7 Jahre und 2 Monate von dem Herzoge als toll eingesperrt war, ist eben nicht geeignet, einen heiterer zu stimmen — ein dumpfes Mauerloch, wo der Arme nicht einmal den Himmel sehen konnte. Mit Rührung sahen wir auf der Bibliothek ausser vielen andern Handschriften einen eigenhändigen Brief von ihm, aus diesem Kerker an einen Freund geschrieben, worin er ihn bittet, ihm einige Hemden ausbessern zu lassen und das Schnupftuch zu waschen, in dem sie eingewickelt waren. — Auch sahen wir das Haus und die Studierstube des Ariosto, seinen Stuhl, Tintenfass und sein Manuscript des *'Orlando furioso'*, sowie die Handschrift des Guarini. — Um so besser gefiel es uns in dem heitern Bologna, wo wir 4 Tage blieben und die herrlichsten Privatgallerien und Kirchen sahen. Wir wären vielleicht noch länger geblieben, wenn uns die Nähe von Florenz nicht so mächtig angezogen hätte, von welchem wir nur durch die Apenninen getrennt waren. — Auch diese Reise war sehr glücklich und wir befinden uns nun seit einigen Tagen, recht häuslich in einer Privat-

wohnung eingerichtet, in dieser magnifiquen, auch von den Italienern ausschliesslich die schöne genannten Stadt.— Den Bruder habe ich leider nicht hier getroffen, wie ich es hoffte; wahrscheinlich wird er sich von seinen Arbeiten in Rom nicht haben losmachen können, und wenn er nicht herkommt, so kann dies meinen Aufenthalt hier um vieles abkürzen. — Bekanntschaften habe ich hier noch nicht machen können, indem jetzt die Jahreszeit ist, wo die Leute hier auf's Land ziehn, und Benvenuti, Direktor der Akademie, an den ich von Wien aus empfohlen bin, nach Paris ist, um die geraubten Kunstwerke zu reklamiren. — Sobald ich hier mehr zur Ruhe komme und mir von allem, was hier ist, einen Begriff verschafft haben werde, so erhältst Du einen andern Brief. Bis dahin lebe recht wohl und empfiehl mich meinen Freunden, Verwandten und Bekannten von Herzen.

301.

Dorothea an ihre Söhne Johann und Philipp.

Wien, 25. October 1815.

— — Der Vater hat mir eigens aufgetragen, Euch zu versichern, dass Ihr wegen der Ausgaben gar nicht so ängstlich zu sein braucht; die Verwirrung in den Geschäften und die daher rührende drückende Lage war schnell vorübergehend, und er hat sich, wie er sich ausdrückt, von seinem Schaden vollkommen erholt. Ihr werdet freilich nie Verschwender sein, aber Ihr dürft Euch auch nicht gradezu etwas entziehen, was zu Eurer Erheiterung dient. Auch werdet Ihr ja nach und nach darauf rechnen dürfen, dass Eure Kunst Belohnung findet. — Ich schicke Euch hiemit jedem einen Ring, den Ihr mir zu Ehren tragen müsst. Ihr seid meine zwei Augen, darum habe ich sie durch den Heinrich Olivier darauf

abbilden lassen. Möchten Euch diese Ringe Freude machen; sie sollten zum Weihnachten zu Euch kommen, aber nun werdet Ihr sie etwas früher erhalten. Ich schrieb Dir einmal, liebster Johann, dass ich Dir durch allerlei telegraphische Zeichen zu verstehen geben würde, wenn das äussere Wohlergehen bei uns einkehren würde; Philipp hat Dir die ersten Zeichen dieser Art überbracht; diesen Ring sehe als Fortsetzung und Bestätigung an. Seit einem Jahre ist ziemlich viel Geld erworben und seit einigen Tagen hat Schlegel die Ernennung erhalten, dass er von Seiten Oesterreichs als Legationsrath an den Deutschen Bundesverein nach Frankfurt geschickt wird. Die Bedingungen sind sehr ehrenvoll und wünschenswerth und so einträglich, dass wenn nicht ganz unberechenbare Fälle eintreten, wir recht anständig und sorgenfrei werden leben können. Friedrich erwartet jetzt täglich den Befehl zur Abreise; später als künftigen Monat wird dieser nicht eintreffen, da die Eröffnung des Vereins auf den 1. December bestimmt ist. Ich werde wohl hier bleiben vor der Hand, theils weil in Frankfurt doch alles noch sehr unbestimmt anfangs sein wird und man erst sich besinnen muss, wie man sich am vernünftigsten einrichtet; theils auch, weil man über Hals und Kopf hier nicht alles so ordnen kann, was eingepackt oder verkauft werden muss. — Dein letzter Brief mit einer Beilage von Doctor Friedländer aus Venedig hat uns grossmächtige Freude gemacht; jetzt erwarten wir versprochener Massen bald einen aus Florenz von Dir zu erhalten. — Gestern hat man hier meinen Geburtstag gefeiert und mich von allen Seiten mit holden Niedlichkeiten beschenkt. Wäret Ihr doch einmal wieder an meinem Geburtstage bei mir! Wäre ich jetzt noch ein kleinwenig reicher, so sollte mich gewiss nichts abhalten, während ich hier allein zurückgelassen werde, Euch zu besuchen; an guter Gelegenheit kann es jetzt gar nicht fehlen — aber Wünsche sind

Träume! — Am 19. habe ich das Muttergottesbild nach Heiligenstadt gebracht und es ist in meiner Gegenwart auf dem Altare befestigt worden. Heinrich Olivier hat dabei assistirt. Die Leute draussen sind voller Freude darüber und segnen den Künstler; besonders der Schullehrer, der sich mit Rührung Deiner erinnerte und Dir dankt. Ich habe zu diesem Altarschmuck noch ein neues Altartuch hinzugefügt, und jetzt wird Fritz Olivier auf meine Bitte auch das sogenannte Antipendium oder den Altarvorhang neu malen. Du kannst gar nicht glauben, wie es sich gut in der Kirche ausnimmt, Du hast Dir selber Unrecht gethan, es nicht dort zu sehen. Etwas dabei wird Dich sehr freuen, nämlich der Schullehrer hat einen Altar dazu ausgesucht, wo das Bild von der ganzen Kirche gleich vom Haupteingang aus sehr gut in die Augen fällt, auch trefflich beleuchtet wird. Ich hatte anfangs einige Einwendungen, weil es nicht grade derselbe Altar ist, dem Du es zugedacht hast; indessen aber redete man mir von allen Seiten zu, und wie ich nun zweifelnd noch vor den erwählten Altar hintrete und ihn betrachte, so sehe ich, dass des heiligen Sebastians Marterthum darüber gemalt ist und kurz: der Altar ist dem heiligen Sebastian geweiht! Jetzt gab ich in Deinem Namen die Zustimmung zu dieser Abänderung des Orts, und das Bild steht vor dem Gemälde des heiligen Sebastian oder vielmehr zu seinen Füssen. — Der kleine Peppi Klinkowström hat von den beiden Kindern auf dem Bilde gesagt, als man ihn fragte, wer es sei, auf das Christuskind zeigend: das ist ein Engel, und vom kleinen Johannes: das ist ein Junge. — Pater Hofbauer ist jetzt wieder mit Martin ganz allein, die übrigen sind alle mit einem Bischof[1]) nach der Wallachei gezogen auf Mission. Jetzt ist der gute Vater

1) Der Passionist Fortunato Ercolani, apostolischer Vicar der Walachei. Vgl Cl. M. Hofbauer's Leben von Haringer 324 ff.

wieder ganz heiter, aber anfangs war er sehr traurig über diese Trennung, insbesondere weil er zu gleicher Zeit viel Verdruss und Verfolgung ausstehen musste. Pater Johannes ist immer noch nicht zurück aus der Schweiz, und es ist erwiesen, dass sie ihn blos aus Chicane haben hingeschickt. Zugleich kam ein Befehl vom Erzbischof, dass er nicht mehr bei den Ursulinerinnen predigen darf, unter lauter nichtigen Vorwänden, aber es ist gewiss nichts als Verfolgung der hiesigen Pharisäer[1]). Die Geduld und Demuth unsers trefflichen geistlichen Vaters bei allen diesen Vorfällen ist höchst erbauend und bewunderungswürdig. Werner ist wieder hier und hat am Ursulatage bei den Ursulinerinnen trefflich gepredigt; am Allerheiligentage predigt er wieder dort. Alle Freunde grüssen Euch von Herzen; ich muss jedes Wort von Euch an allen Ecken mittheilen, was ich immer nur erfahren kann. Koch's Glück mit dem Verkauf der grossen Landschaft wird Dich freuen, Philipp. Ich glaube immer, Deine Anwesenheit in München hat dem Koch keinen Schaden gebracht. Baader hat sehr freundlich über Dich an Friedrich geschrieben.

302.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Florenz, den 8. November 1815.

Lieber Vater! Nur ein paar Worte des Abschieds aus Florenz, indem wir übermorgen früh wegreisen, und

1) Als P. Hofbauer am nächsten Sonntag nach Verlesung des Evangeliums mit den Worten schloss: „Heute kann ich nicht predigen, denn ich muss Gehorsam leisten; ich werde aber bei der heiligen Messe den heiligen Geist bitten, dass er den Anwesenden sage, was ich predigen wollte," brach ein allgemeines Schluchzen aus. Kurz darauf wurde das Verbot zurückgezogen. A. a. O. S. 204.

die letzten Stunden ausserordentlich besetzt sind. — Ich würde länger hier geblieben sein und vielleicht angefangen haben, etwas zu arbeiten, wenn ich nicht durch einen Brief des Johann bestimmt worden wäre, die Reise zu beschleunigen, um so bald als möglich in Rom meinen Malersitz aufzuschlagen. Er schreibt mir nämlich, dass ihn seine angefangenen Bilder so beschäftigen, dass er nicht daran denken könne, nach Florenz zu kommen, was ich auch sehr gut begreife, und so will ich denn diese schöne Stadt verlassen, die uns übrigens noch lange beschäftigen könnte, und mich mit ihm in Rom zu einem fleissigen Kunstleben vereinigen. — Im ganzen haben wir Florenz in den 7 Wochen, die wir hier waren, ziemlich genau kennen lernen und gewiss besser benutzt, als die meisten Reisenden sich rühmen können; wozu uns besonders die Gefälligkeit mehrerer unterrichteten Leute behülflich war, die sich mit einer höchst zuvorkommenden Artigkeit bemüht haben, uns ausser den öffentlichen Herrlichkeiten, auch den Anblick von alle dem zu verschaffen, was man nur durch Connexion erlangen kann. — Ich nenne Dir nur einen Professor Nesti, dem wir in dieser Hinsicht besonders viel zu verdanken haben, an den uns Hitzig einen Empfehlungsbrief verschafft hat. — Er verschaffte uns unter andern die Bekanntschaft des Cosimo Buonarotti, eines Nachkömmlings des grossen Michel Angelo Buonarotti, der ausser mehreren Skizzen und Marmor-Arbeiten, einen dicken Band eigenhändiger Briefe und Gedichte seines grossen Anherrn besitzt. — Du kannst denken, lieber Vater, mit welchen Gefühlen man durch diese von so grossen Leuten betretenen Strassen und Häuser geht, die allenthalben Spuren ihres lebendigen Genies und Fleisses hinterlassen haben. — Besonders lebhaft wird man an den wunderlichen Benvenuto Cellini erinnert, dessen Leben wir in manchen traulichen Abenden zusammen gelesen haben und dessen Perseus hier auf der Piazza

del Gran Duca unter vielen schönen antiken Statuen und Arbeiten von Donatello, Michel Angelo, Johann von Bologna, Bandinelli &c. eine ehrenvolle Stelle einnimmt. — Die Brücke, auf der er vor beinahe 300 Jahren seine Werkstätte hatte, ist noch jetzt mit vielen Goldschmiedsbuden besetzt, die freilich keine solche Arbeiten mehr machen.

Ich hoffe, Du wirst meinen vorigen Brief erhalten haben, worin ich Dir mehrere Details über unsere Reise bis hierher gab. Wir gehn von hier nach Pisa, wo wir uns einige Tage aufhalten werden, und nach einem Besuch in Livorno über Siena nach Rom, von wo ich Dir ausführlicher schreiben werde, wenn ich erst einigermassen eingerichtet bin.

303.

Philipp Veit an seinen Vater in Berlin.

Siena, den 21. November 1815.

— — Unser Aufenthalt in Pisa war äusserst angenehm, theils durch die herrlichen Kunstwerke, die wir dort sahen, theils durch die Bekanntschaft mehrerer vortrefflicher Leute, denen wir empfohlen waren. Ich nenne Dir nur einen gewissen Tantini, Professor an der dortigen Universität, in dessen Hause wir äusserst freundlich aufgenommen wurden, und der uns die Bekanntschaft mehrerer andern guten Leute verschaffte. — Sehr erfreulich war es uns, in seinem Hause unsere Landessprache reden zu können, indem er sie vortrefflich spricht und seine Frau eine Hamburgerin ist; doch geht es auch mit dem Italienischen recht gut, besonders hier in Siena, wo es am reinsten gesprochen wird. — Wir lernten auch den Lasinio kennen und seinen Sohn, die Conservatoren des berühmten Campo Santo, und durch sie wurde uns die

Gelegenheit verschafft, dieses herrliche Museum altitalienischer Kunst mit Musse studiren zu können. — Auch die Reise von Pisa hierher war glücklich, bis auf einen erschrecklichen Regenguss, der uns einige Stunden den Weg versperrte. — Wir sind nun schon seit 4 Tagen hier, und kaum reicht dies hin, alle Reichthümer kennen zu lernen. — Sehr viel hat uns die Bekanntschaft des gelehrten Abbate de Angelis genützt, der uns mit der grössten Gefälligkeit den ungestörten Genuss alles Sehenswerthen verschafft hat. Ueberhaupt muss ich bekennen, dass die Art, wie wir bis jetzt von allen Italienern empfangen worden sind, weit verschieden ist von der, wie man in Deutschland gewöhnlich dem Fremden begegnet, so dass ich ihre Gefälligkeit nicht genug loben kann. — Zum Essen wird man hier nie eingeladen, selbst wenn man jahrelang ein- und ausgeht; ebensowenig wird man so in die Familie eingeführt, wie es bei uns wohl Sitte ist, dafür versäumen sie aber ihre wichtigsten Geschäfte, laufen mit dem Fremden tagelang umher, um ihm die Schönheiten der Stadt recht genau zu zeigen. Was sind hier in Siena für Schätze! Könnte ich Dich nur einen Tag hier haben, um Dir den Dom zu zeigen mit all den Kunstwerken der ersten Meister — diese Verschwendung von Kunst in allen übrigen Kirchen und öffentlichen Gebäuden! — Und doch sagen alle, dies sei nur ein kleines Vorspiel von dem, was in Rom aufgehäuft sei. Du kannst denken, wie ungeduldig ich bin, dies alles endlich zu sehn. — Auch haben wir schon unsre Abreise bestimmt und morgen in aller Frühe wird die Reise angetreten. — In Rom werde ich nicht so eilen mit der Besichtigung aller Kunstwerke, sondern mich so bald als möglich zum Malen einrichten, denn Du glaubst nicht, welche Sehnsucht ich habe, bald wieder ruhig arbeiten zu können. Ich werde Dir sogleich nach meiner Ankunft Nachricht von mir geben; für jetzt muss ich schliessen, da ich noch mehreres zu besorgen habe.

304.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Wien, 28. November 1815.

Ich will meine Briefe an beide zugleich richten, da Ihr nun wohl hoffentlich in Rom vereinigt sein werdet. Friedrich ist seit acht Tagen abgereist und ist wohl jetzt schon in Frankfurt. Ich bin vor der Hand noch hier geblieben. Die doppelten Reisekosten werden dadurch eingebracht, dass ich bis zur Zeit meiner Abreise nicht auf meine eignen Kosten lebe, sondern bei einer Familie aufgenommen bin, wo das tägliche Leben mich so gut als nichts kostet. Du wirst Augen machen, Philipp, wenn ich Dir sage, dass Du diese Familie gar nicht kennest, und dass auch wir diese Bekanntschaft erst seit Deiner Abreise gemacht haben. Es ist der Graf Széchényi [1]), Vater der Gräfin Sophie Zichy [2]), und die Gräfin Széchényi [3]), eine Tante der Gräfin Julie Zichy. Es ist ein sehr grosses Haus auf der Landstrasse, die Haushaltung nach Art dieser ungarischen Magnaten fürstlich eingerichtet. Dies beiher! — Was Euch aber freuen wird — es sind die vortrefflichsten, christlichsten, aufgeklärtesten, gütigsten und wohlthätigsten Personen, die ich noch in meinem ganzen Leben angetroffen habe, so dass diese Bekanntschaft, dieses Leben in dieser Familie mit zu den reichsten Gaben gehören, die Gott mir im Leben zu verleihen die Gnade hatte. Ja ich kann sagen, dass diese Anschauung meinem Wesen eine höhere Bildung verleiht, als ich wohl sonst erreicht haben würde; denn von dieser hohen Würde bei

1) Der patriotische Staatsmann und Mecän der Wissenschaft Franz Graf Széchényi. Vgl. v. Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserthums Oesterreich 41, 246—251.

2) Gemahlin von Graf Ferdinand Zichy.

3) Juliana geb. Gräfin Festetics von Tolna.

der liebenswürdigsten gradesten Einfachheit, von dieser liebevollen Sorge und Innigkeit bei der grössten Ruhe, von diesem segenverbreitenden Einfluss auf alle zur Familie gehörenden Personen bei der liberalsten, grossartigen Anerkennung der persönlichen individuellen Freiheit einer jeden derselben, von dieser wahren christlichen Demuth und Frömmigkeit bei dem hohen Grade der Geistesbildung, kurz von diesem wahrhaft gebildeten vornehmen Wesen, welches das Gemeine weder kennt noch berührt, hatte ich wahrhaftig vorher nie geglaubt, dass man es ordentlich in der Welt lebend antreffen könnte, vollends in Wien gewiss nicht! Der Graf ist einige sechzig Jahr und hat in seiner Physiognomie einige Aehnlichkeit mit dem bekannten Kupferstich von Graf Friedrich Leopold Stolberg, nur dass seine Augen weniger lebhaft und sprechend sind, denn er leidet gar sehr an den Augen, und man befürchtet den unheilbaren schwarzen Staar bei ihm. Er ist die Sanftmuth und Liebe selbst bei einem geordneten, beinah gelehrt ausgebildeten Geist und bei grosser Welt- und Geschäftskenntniss, indem er sehr viel gereist ist, auch dem Staat in mehreren wichtigen Aemtern gedient hat; jetzt aber lebt er in Ruhe blos für seine Familie und für seine Freunde; seine Zeit ist zwischen den Beschäftigungen einer wahren Andacht und der Theilnahme an litterarischen Gegenständen und dem höchst erfreulichen Umgang im Kreise der Seinigen getheilt. Weniger habe ich seinen Geschmack für Poesie und Kunst geläutert und richtig gefunden, doch zeigt er auch keine entschiedene Liebhaberei für das Schlechte, vielmehr scheint ihm von dieser Seite das Universum verdeckt geblieben zu sein; vielleicht dass dieser Sinn ihm erst in einer bessern Welt aufgehen soll. Die Gräfin, eine Frau von einigen fünfzig, eine sehr fromme, äusserst feine, kluge, verständige, geistreiche Frau, höchst einfach in ihrer ganzen Lebensweise bei dem recht eigentlichen Ton der

grossen feinen Welt, unaufhörlich beschäftigt mit Gegenständen der Andacht und mit der Sorgfalt für ihren Gemahl, den sie mit der zärtlichsten Aufopferung liebt. Sie werden wie Patriarchen vom zahlreichen Kreise der Kinder und Anverwandten verehrt, und ich kann nicht satt werden, die gegenseitige Liebe und Vertraulichkeit, Achtung und Zartheit des Umgangs und der Sorge zu betrachten. In dieser Familie nun bin ich wie ein Mitglied des Hauses aufgenommen und ich habe keinen andern Kummer, als nur über mich zu wachen, dass mir dieses unaufhörliche Entgegenkommen, diese beständige Aufmerksamkeit auf alles, was mich freuen könnte, nicht zur Gewohnheit wird. Es thäte Noth, dass ich mir alle Tage ein Aschenkreuz aufdrücken liess, um nicht zu vergessen, dass ich Staub bin. — Fast alle unsre guten Freunde sind mit diesem Hause bekannt, so dass ich in Connexion mit ihnen bleibe: Pater Hofbauer, Baron Penkler, Werner, die Gräfin Julie, nur freilich Pilat's nicht, was mir sehr leid ist, doch gehe ich mehremal in die Stadt, um sie zu besuchen. — —

Die Aufsätze für die Friedensblätter [1]) sind, so viel ich weiss, noch nicht angelangt; jetzt würden sie auch wohl zu spät kommen, denn diese armen Friedensblätter haben bereits ihre Endschaft erreicht. Der Buchhändler hat sein Wort nicht gehalten gegen Klinkowström, so dass dieser die ganze Sache aufgeben musste. Der Arme muss nun allerlei treiben, bis Gott ihm hilft. Ich habe ihm Deinen Malkasten, Staffelei &c. übergeben, von denen er Gebrauch macht; er copirt Sachen um's Geld unter anderm. — Dass Herr Platner die Vorlesungen über Litteratur in's Italienische übersetzt, hat dem Friedrich ungemein viel Freude gemacht, viel mehr als die Nachricht,

1) Frieden- und Freuden-Gemälde aus der Gesch. der Wiedergestaltung Europa's in den J. 1813 und 14. 2 Hfte. Pesth 1814.

dass sie auch in's Französische übersetzt werden sollen. Die Bemühung, die Italiener etwas mehr mit dem Geiste der Deutschen bekannt zu machen, ist gewiss von höchster Nothwendigkeit und wird von allen Seiten, ja bis zu den höchsten Zwecken mehr Nutzen, grössern Einfluss haben, als man wohl glauben möchte, denn eine rechte Wurzel des Uebels in der gebildeten Welt liegt in dieser Unbekanntschaft Rom's mit Deutschland. Vor der Hand wird unser Friedrich wohl die Hoffnung, Rom zu sehen, noch etwas hinausschieben müssen, und auch an Arbeiten über Kunst ist jetzt wohl noch lange nicht wieder zu denken. Er ist jetzt von einer andern Seite mit allen seinen Kräften in Anspruch genommen; wer aber Deutschland kennt und weiss, wie bei uns Politik, Kirche, Kunst und Gelehrsamkeit sich ineinander verzweigen und sich gegenseitig die Hände bieten, und wie Friedrich, der jetzt zur öffentlichen Thätigkeit gezwungen wird, von diesem reichen Genius seines Vaterlandes durchdrungen ist, der darf wohl hoffen, dass er auch für die Kunst und über sie alles sagen, schreiben und wirken wird mit der Hülfe Gottes, was immer möglich. — Freilich, lieber Johannes, ist Friedrich ganz mit Dir und Deinen Freunden einverstanden über die Nichtigkeit des Akademie-Wesens, aber wir haben herzlich lachen müssen über Deine naive Verwunderung, dass er diese Meinung nicht in dem Epilog zu den Reden des Ministers [1]) &c. auf der Akademie kund gegeben. Dieses Einrücken der Reden geschah ja eben auf Verlangen des Ministers (Beschützer und Curator der Akademie und Friedrichs Chef), der auch wirklich den besten Willen hat, das Gute zu befördern. Jeder Mann kann doch nur von der Stelle und aus dem Gesichtspunkte wirken, wo er eben steht. Die Mitglieder einer Akademie können nicht und dürfen nicht diese Akademie

1) Des Grafen Metternich. Vgl. Deutsch. Museum 1, 248—287.

zerstören und vernichten wollen, sondern ihr Amt ist es, den Geist dieser Anstalt so zu bilden, dass so viel gutes als möglich darin geschieht. Ihr, die Ihr draussen steht, mögt das Ding von einer andern Seite angreifen und diese so leicht verderbliche und verdorbene Prunkanstalt ganz überflüssig und unnöthig machen. Desto besser! Dass Dir das ‚Museum' so viel Freude gemacht hat, war uns wieder eine grosse Freude. Hast Du denn den Aufsatz von Friedrich über Jacobi's Vernunft-Offenbarung [1]) nicht mit Vergnügen gelesen? Er hat viel gutes bewirkt, unter anderm auch den Verfasser jener Aufsätze über die Erkenntnissquellen [2]) angeregt; dieser ist ein Professor in Bayern namens Ellinger. Freilich ist mir Bartholdy's grosse Beförderung bekannt; grüsse ihn von mir, lieber Johann, wenn Du ihn siehst, und theile ihm Friedrichs Beförderung mit; er wird gewiss freundlichen Antheil nehmen. — Wenn Ihr die Arnsteinischen Reisenden, besonders die Baronin Pereira zu sehen bekommt, so sagt ihnen doch tausend Grüsse und alles Gute und Liebe von mir; ebenso der Pobeheim, dem Schwager Wilhelm Schlegel — dem Baron Ramdohr meine besten Empfehlungen und gerührten Dank für sein gütiges Andenken. Eure patriotischen Feste, unter Anführung des Baron Ramdohr, werden jedesmal mit vielem Antheil in den Zeitungen gelesen, nur scheinen sie manchmal ganz anders ausstaffirt darin zu stehen, als sie eigentlich gehalten wurden. So erzählte z. B. der Altonaer Müller (er ist wieder hier) etwas ganz anderes von des Königs Geburtstagsfeier als die Beschreibung davon in den Zeitungen. — Werner sehe ich recht oft; der Aufenthalt in Wien scheint ihm sehr wohl zu thun, geistig

1) F. H. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Mus. 1, 79—98.

2) Der Werth der positiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philosophischen Bemühungen. I—VI im Mus. Bd. 2 - 4.

wie körperlich; er scheint innerlich ruhiger und gefasster zu werden. Er hat sich sehr über Deinen Gruss gefreut, lieber Johannes; „denn der Veit,“ sagte er, „der liess sich lieber die Hand abhauen, eh’ er jemand grüssen liesse, mit dem er es nicht wirklich auch gut meint.“ Er grüsst Euch beide und liebt Euch sehr. Seine Predigten sind von grosser Wirkung hier. — Philipp, ich war vor Friedrich’s Abreise noch einmal mit ihm in Heiligenstadt zu Deinem Bilde wallfahrten. Der Schulmeister lässt Dich viel tausendmal grüssen. Er hat mir erzählt, dass sehr viele Leute vor dem Bilde beten; besonders ein paar Mütter, deren Söhne beim Militär sind, und denen er den Ursprung des Bildes erzählte. Freut Dich das nicht? — Fahrt fort, geliebte Söhne, Eure Kraft und Eure Kunst dem zu widmen, von dem allein sie herkömmt. Schmückt wieder Tempel und Altar und stellt wieder her, jeder nach seiner besten Kraft und Einsicht, in Demuth und Herzensfreudigkeit, was vorher Uebermuth und unwissende Verblendung zerstört. Ist ein Herz, das sich, von Euerm Werk angeregt, zu Gott erhebt, ist ein betrübtes, geängstetes Gemüth, auch eines der Geringsten, der sich im Anschauen desselben getröstet fühlt, nicht zehntausendmal mehr werth als der falsche Ruhm der vornehmen Welt und alle berühmten Zeitungskritiken?

Hermann Friedländer grüsse ich recht von Herzen. — Freuen Euch die Ringe? erkennt ihr meine Augen? — Wenn etwa Franziska in Rom ist, so sagt ihr doch alles Liebe und Gute; schreiben kann ich jetzt unmöglich. Eure Freunde grüsse ich sämmtlich, auch die mir nicht bekannten von Person, sie sind täglich in meinem Gebete mit eingeschlossen. Wie geht es Koch? ist er recht vergnügt? Wie gefällt Euch das Gypsbildchen von Friedrich? Das alabasterne ist freilich besser, doch gefällt uns Philipp’s Zeichnung, besonders die letzte, doch tausendmal besser.

305.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Frankfurt.

Wien, 6. December 1815.

— — Gestern hatten wir im ‚Beobachter' eine Pariser Friedens-Beruhigung. Das Publikum moquirt sich darüber. Für wen ist sie denn auch eigentlich geschrieben? Höchstens für Hoppe und Krufft[1])! und auch für diese vielleicht nicht mehr; es ist nicht zu berechnen, wie alt Gentz ist! Die blonde Perrücke hilft nicht! Es soll eine Wiederlegung des ‚Rheinischen Merkurs'[2]) sein, das sieht man wohl, aber es kommt grade so heraus, als ob Duport mit auserlesenen Sprüngen und Pirouetten sich gegen einen wüthenden Stier zur Wehr stellt. Diese zierlichen Fechterkünste werden uns nicht retten! — Der ‚Rheinische Merkur' ist eine fürchterliche Maschine und grade als Zeitung in der Hand des gemeinen Mannes; ich kriege ihn hier im Hause zu lesen, und ich habe die Empfindung dabei, als sähe ich einen Betrunknen mit einer brennenden Fackel zwischen Stroh und Pulvermagazinen umher taumeln. Hell macht er freilich, aber jeder nächste Augenblick muss zünden! — Lebe wohl, mein geliebter Friedrich; Gott segne Deine Unternehmungen und Arbeiten durch die Gaben seines Geistes. Ich bin äusserst begierig, von der Eröffnung des Bundestags zu hören. Habt ihr das *Veni Creator* gesungen?

Dem ‚Beobachter' nach ist der Bundestag doch nicht am 1. eröffnet worden? Ist es wahr, dass Reinhard von Seiten Frankreichs nach Frankfurt kömmt? Noch habe

1) Der Wiener Litterat Friedrich Hoppe, Referent der Augsburger Allg. Ztg., und der k. k. Staatskanzleirath Nicolaus Frhr. v. Krufft. Vgl. v. Wurzbach, Biogr. Lex. 9, 261; 13, 276 ff.

2) Vgl. Nr. 326—328 und 330: „Frankreichs Zukunft;" ferner die Replik in Nr. 345: „Nach Wien hinüber."

ich zu erzählen vergessen, dass am vorigen Samstag Abend Werner hier im Hause eine Art von Advents-Betrachtung angestellt hat, wobei alle Damen und auch viele Herrn der Familie, ferner Baron Penkler und Pater Hofbauer zugegen waren. Es wird alle Samstage des Advents wiederholt werden. Es war nach Werner's Art recht schön und hatte gute Wirkung. Es war eine Art von musikalischer Variation über das Thema des 1. Kapitels Johannis von der Menschwerdung. Man war sehr aufmerksam und erbaut. Erzähl' das Schlosser's.

306.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Wien, 16. December 1815.

— — Mittheilen muss ich Euch, Ihr Lieben, dass sowohl in Zürich als in Lausanne und auch in Hannover [1]) die dort zerstreut, ohne Gottesdienst wohnenden Katholiken von ihren Regierungen die Erlaubniss erhalten haben, jedoch auf ihre eignen Kosten, Kirchen zu bauen und Priester zu haben. Für Zürich, dessen Anforderung zuerst herkam, ist schon vieles gesammelt worden; unter andern hat auch das Haus Széchényi, in welchem ich jetzt wohne, reichlich beigesteuert [2]). Für Lausanne sammelt auch jemand. Für Hannover endlich ist ein dortiger Tischlermeister, autorisirt von den übrigen Katholiken, nach Frankfurt gekommen und hat sich mit seinem Anliegen an Friedrich gewandt; dieser hat es hergeschrieben und wir wollen nun sehen. — In meinem Hause kann ich freilich nicht gleich wieder kommen nach jener Züricher Sammlung und das Schlimmste ist, dass es in Wien nicht

1) Irrthümlich statt Göttingen.

2) Der Graf zeichnete für sich: Ungenannt 500 fl.

erlaubt ist, für eine auswärtige Anstalt zu sammeln. Ueberhaupt, Geld giebt es nur wenig in der viel bedürfenden Welt, und das äussere Leben kostet schon mehr, als man hat; auch wird im Grunde wenig nur geschafft um's böse Geld. Andre Gaben Gottes (und nur Er allein giebt sie) zu seiner Ehre und in seinem Dienste gradezu und *in natura* anzuwenden muss erspriesslicher und ergiebiger sein als jene gefährliche, zweideutige, betrügerische Gabe des Geldes. — Wie wäre es, wenn Ihr, meine Söhne, Eure Kunst den neu zu errichtenden Tempeln weihtet? wenn Ihr die Altarbilder und etwa sonst noch beliebige Zierathen übernähmet und Euch deshalb mit denen, die mit dem Bau beauftragt sind, in Zusammenhang setztet? Natürlich, dass Ihr unentgeldlich arbeitet; die Auslagen für Leinwand &c. will ich mit bezahlen. Solltet Ihr unter den jungen Künstlern in Euerm Kreise mehrere mit Euch zu demselben Zweck verbinden können, so würde dies ein gottgefälliges Unternehmen sein. Gefällt Euch mein Plan, lieben Söhne, so sucht ihn auszuführen; ich will die nöthige Correspondenz zwischen Euch und den Gemeinden besorgen. Ihr werdet den Ernst wohl kennen, mit welchem Mittel und Kraft zu solchen Unternehmen erlangt und gespart werden muss; von der andern Seite aber auch nicht durch schwerfällige Grübeleien und Kunstskrupel Euch von der frischen That abhalten lassen. Einfältig und demüthig gegeben, was man hat, und nicht zweifeln, dass es mit Gottes Beistand das Rechte sei!

307.

Dorothea an A. Wilhelm Schlegel in Neapel.

Wien, 13. März 1816.

Lieber Wilhelm! ich kann nicht gut etwas an Sie absenden, ohne nicht wenigstens einen freundlichen Gruss

dazu zu thun. Einliegendes Briefchen ist mir von Friedrich zur Besorgung an Sie von Frankfurt zugeschickt worden. Freilich würden Sie wohl lieber eine Sendung von seiner eigenen Hand dazu gesehen haben als von der meinigen; darüber aber, nämlich über Friedrichs Nichtschreiben müssen wir uns nun einmal eine Raison machen und es wie eine eigne Unart an den Personen der Gesellschaft, für etwas, was sich von selbst versteht, annehmen. Ich wenigstens bin schon so weit damit gekommen, dass ich mich mehr wundere, wenn ich einen Brief von ihm erhalte, als wenn ich keinen erhalte. Ich schicke diesen Brief an Franziska Caspers nach Neapel — dies ist Friedrichs Weisung. Er weiss es also vielleicht, dass Sie in Neapel sind, wovon mir eben nichts bekannt ist. Ich wünsche nur, dass er richtig in ihre Hände gelange. Sind Sie aber wirklich in Neapel, so soll es mich recht sehr freuen, dass unsre gute Franziska Sie nun endlich persönlich kennen lernt, was sie sich immer so sehr gewünscht hat. Sie ist ein recht liebenswürdiges, gutes Wesen, der ich wohl ein besseres Glück gönnte.

Der Aufschrift des hier folgenden Briefchens nach scheint es von Ernst zu sein, der Ihnen wahrscheinlich Augustchens Vermählung mit dem Baron Buttlar anzeigen wird. Was sagen Sie dazu, dass die kleinen Kinder zu heirathen anfangen? Mir ist wenigstens nicht anders zu Muth wie im Traum, wo man die Leute, die eben noch Kinder waren, plötzlich als alte Leute vor sich sieht. Wie einen so etwas alt macht! Aber recht von Herzen freue ich mich des lieben Kindes und der guten Eltern Glück. Recht schade ist es aber, dass man ihr, wie es scheint, die Honigmonde gleich durch Sorgen und Geschäfte verkümmert. Sie hat mir geschrieben und auch an Friedrich und in beiden Briefen von nichts als von der Anstellung ihres Mannes gesprochen, ohne sich einen

Augenblick einem Ausbruch des Gefühls zu überlassen. Armes gutes Kind!

Sie sehen, ich bin immer noch in Wien. Doch wird es nun wohl am längsten gedauert haben; ich erwarte nur die Nachricht, dass Friedrich eine Wohnung für uns beide erhalten hat, wozu er die Hoffnung hat, um nach Frankfurt zu reisen. In 4 bis 6 Wochen hoffe ich gewiss dort zu sein. Lieber noch reiste ich nach Rom — allein Wünsche sind Träume! Leben Sie wohl, lieber Wilhelm! Wenn Sie nach Rom kommen, so suchen Sie doch meine Söhne auf und schreiben Sie mir ein kluges Wort über ihre Arbeiten.

308.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Frankfurt.

[Wien], den 16. März 1816.

— — Werner predigt Freitag Nachmittag bei den Ursulinerinnen und Sonntag Nachmittag bei den Augustinern. Die Sonntags-Predigten, deren schon zwei vorüber sind, habe ich gehört und werde die drei folgenden auch hören. Bei den Ursulinerinnen ist es immer zu voll, die Kirche zu klein, auch wäre mir des Laufens zu viel, da ich auch Mittwochs einer Predigt in der Pfarrkirche mit der Herrschaft beiwohne. Die Predigten von Werner fahren fort *furore* zu machen, man drängt sich hinzu, dass es eine Lust ist. Leute gehen hin, die seit Menschengedenken in keiner Kirche waren; sie schimpfen auf ihn, gehen doch aber immer wieder hin; die vornehmen Leute essen um sechs Uhr abends, um nur die Predigt zu hören. Er thut sehr vieles Gute, denn nicht allein seine Predigten werden besucht, sondern auch alle andren Prediger der Stadt und Vorstädte, und diese geben sich mehr Mühe, da sie sehen, dass die Kirchen wieder besucht

werden. Auf den Abend fragen sich die eleganten Damen und Herrn: „Wo waren Sie in der Predigt? wie hat Ihnen der Prediger gefallen?" — so wie man sonst nach dem Theater oder Concert fragt. — *Apropos* von Predigten; die von Deinem Bruder [1]) sind trefflich, ich lese sie mit vieler Freude. Wir haben hier ein kleines Büchelchen, ‚Ursachen einer Protestantin zur Annehmung des katholischen Glaubens.' Es ist eine wahre Geschichte einer Gräfin Schwerin. Dieses Büchlein wollen wir neu auflegen lassen. — —

309.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Frankfurt.

[Wien], den 23. März 1816.

— — Was wirst Du sagen, wenn Du meinen freiwilligen Entschluss erfährst, nicht eher als bis nach Ostern abzureisen? Ich habe das Zutrauen auf Deine Liebe, dass Du mir wegen diesem Aufschub nicht zürnen wirst! — Gottes gnädige Vaterhand ist so sichtbar über uns, ich lerne täglich und stündlich mehr seine Wunder, seine Liebe für uns verehren, ich finde mich so überhäuft mit unverdienter Gnade, zugleich so beschämt über meine eigne Nichtigkeit, besonders wenn ich die Fehler und Sünden meiner Jugend bedenke, und wie ich schon im reifern Alter mit Heftigkeit alles von mir stiess, was mir missfiel, alles an mich riss, was mein leidenschaftliches Herz begehrte, und nun am Rande des Abgrunds, wo Tausende, Bessere als ich, verloren gehen, ich so mit Liebe überhäuft, an der Hand der treuesten Liebe gerettet ward und nun täglich immer zunehme an Licht, an Ruhe,

1) Auswahl einiger Predigten in Beziehung auf die bisherigen Zeitereignisse von Karl Aug. Mor. Schlegel. Göttingen 1815.

Zufriedenheit, und wie soll ich alles nennen, was mich von allen Seiten in den seligsten Gefühlen umströmt, wie ich in der Liebe Gottes, in der Deinigen, in der Bildung der liebenswürdigen gottgefälligen Söhne, in dem Wohlwollen so vieler guten Menschen nur Dankopfer zu bringen habe! Alle diese und noch mehr, viel mehr und viel rührendere Betrachtungen, die ich jetzt nicht zu schreiben vermag, bewogen mich, den Vorsatz zu fassen, etwas für Gott aufzuopfern in dieser Fastenzeit, und noch ehe ich Deinen Brief erhielt mit der Nachricht der gefundenen Wohnung, hatte ich schon beschlossen, auch wenn diese Nachricht käme, nicht eher abzureisen. Mein Verlangen, Dich wiederzusehen, meine Ungeduld und meine Sehnsucht will ich noch die wenigen Tage Gott aufopfern, da wir es um weltlicher äusserlicher Ursachen willen so lange getragen haben, und diesesmal freiwillig nicht alles mit Heftigkeit an mich reissen, was ich wünsche. Vereinige Dich mit mir, mein herrlicher Freund, in dieser freiwilligen Entsagung, denn freilich, so bald Du es befiehlst, dass ich ungesäumt abreisen soll, so geschieht es. Feiere auch Du in der entsagenden Stille des Gemüths das Andenken der Leiden unsers Erlösers, wir wollen Eins für das Andre um die Gnade der Nachfolge aller seiner Tugenden bitten und uns im Geiste, besonders in der heiligen Communion gegenwärtig sein. Ich bitte Dich, am Grünen Donnerstage zu communiziren. Bitte für mich und für die Söhne, dass sie an Leib und Seele behütet und gesegnet seien. Meinst Du nicht, dass es auch gegen die Delicatesse wäre, wenn ich aus diesem Hause, wo man mir so viel freundliches erwiesen hat, so hastig aufbrechen wollte und durch meine Ungeduld fortzukommen, sobald die Noth mein Zurückbleiben nicht mehr fordert, die vortreffliche Familie Széchényi beleidigen würde? — Ich denke also am 15. oder 16. April abzureisen und mit Gottes Hülfe am St. Georgi-Tage gewiss, wo nicht

einige Tage früher, das Gartenhaus fröhlich zu beziehen; indessen hat der Garten Zeit, sich zu schmücken, um mich um desto festlicher zu empfangen. Die Gräfin Széchényi sagt: Wer wartet, der wächst. — Ich bin dieser Tage viel bei der Gräfin Julie gewesen. Die arme Frau! es ist plötzlich ein solches Weh über ihr ganzes Haus ausgebrochen, dass man in Furcht und Zittern geräth. Denk Dir nur, ihre drei Knaben werden auf einmal krank; ihr Stiefsohn war von einem Fieber noch nicht genesen; ihr Stubenmädchen wird krank und muss zu den Elisabethinerinnen; ihr Hausknecht bekömmt ein Nervenfieber und wird in's Hospital gebracht; ihre Köchin, die Frau ihres Bedienten, kömmt nieder und ist tödtlich krank, wobei ihr Mann sie nicht verlässt, so dass die Gräfin auch keinen Bedienten hat. Während sie den Tod der armen Frau jeden Augenblick erwartet, eine Botschaft nach der andern von der steigenden Gefahr erhält, kömmt ein andres Mädchen gestern früh weinend und ausser sich vor ihr Bett und verkündigt mit Entsetzen, dass die Kammerjungfer, ein schönes, gutes, wohlerzogenes Mädchen, die von der Gräfin sehr geliebt ward, todt, vor ihrem Bette knieend, ist gefunden worden. Sie musste einen Blutsturz bekommen haben und daran erstickt sein, sie schwamm im Blute. Die Gräfin selber ist schwanger, immer leidend in diesem Zustande, hat 4 Blutschwäre unter den Achseln und ein verschwollenes, von Flüssen fest zugedrücktes wehes Auge.

Was für mich bei allen diesen Leiden, die wie Gericht über die arme Gräfin kommen, am schrecklichsten zu betrachten war, das ist, dass sie noch bis ganz zuletzt, bis sie es gar nicht mehr vermochte, in der grossen tollen Welt sich umher treiben [musste]. Noch am Josephstage, während Krankheit, Schmerz und Tod in so vielfacher Gestalt um sie her schwebte, spielte sie bei der Fürstin Esterházy Komödie und half eine ver-

rückte Maskerade aufführen! Ich ward lebhaft an den berühmten Kupferstich von Orgagna[1]) erinnert.

Lebe wohl, mein guter lieber Friedrich, und lass es Dich nicht reuen, dass das Gartenhaus einige Wochen auf mich wartet, wir haben lang genug auf das Gartenhaus warten müssen.

310.

Dorothea an Gräfin Julie Zichy in Wien.

Frankfurt, 8. Mai 1816.

Dass ich glücklich hier angelangt bin, werden Sie, meine theuere Gräfin, gewiss schon erfahren haben, wenn anders meine Briefe an das Haus Széchényi richtig abgeliefert worden sind. Meine Reise ward ohne allen Unfall, beinah ohne alles Ungemach und grösstentheils auch recht angenehm zurückgelegt. Welch ein herrliches Land ist unser Deutschland! wie habe ich es jetzt erst wieder auf's neue liebgewonnen! Wären doch Sie mitgereist, hätte ich doch mit Ihnen alle diese Gottesherrlichkeit anschauen können, die durch die grossen Erinnerungen alter und neuer Geschichte so wichtig werden. Es ist wahrhaftig einem so ungebändigten Gemüth, wie unser neuester Attila eins ist, kaum zu verdenken, wenn er dem Appetit nach diesem Lande nicht widerstehen wollte; kommen doch sogar mir ganz unwillkürlich solche Herrschergedanken dabei in Sinn.

In München habe ich die Bildergallerie mit grosser Freude gesehen; es ist ein grosser Reichthum. Wenn Sie je einmal hinkommen, meine liebe Gräfin, so sehen sie doch ein Bild des Daniel da Volterra recht auf-

1) Es ist Orgagna's Triumph des Todes in C Lasinio's *Pitture a fresco del Campo santo di Pisa* (Firenze 1812) gemeint.

merksam an, es ist für mich das schönste Bild der ganzen Sammlung; es stellt die Mutter Gottes vor, den Leichnam Christi auf dem Schoss haltend. Diesen Gegenstand habe ich nie in meinem Leben so schön gesehen; der Körper und das Haupt Christi von der erhabensten, wie erleuchteten Schönheit. Aber wie soll man das Antlitz der Mutter beschreiben, diesen nie erreichten, rührenden Ausdruck des reinsten erhabensten Schmerzes! Sie hat die edelsten Gesichtszüge, den Blick aber so tief gesenkt, dass die Augendeckel wie geschlossen darüber liegen, aber auf eine solche Art, dass man wie durch sie hindurch das Auge sieht, dem die ganze sichtbare, sogenannte wirkliche Welt entschwunden ist, und das, in sich selbst zuzückgewendet, innerlich eine ganz andere Welt schaut, als ob sie mitten im tiefsten Seelenschmerz wie getröstet würde durch die übersinnliche Auflösung des trauervollen Geheimnisses, die sie, eben im tiefsten Schmerz bei dessen Anblick versenkt, durch eine innere Offenbarung des heiligen Geistes erhält. — Doch was versuche ich das Unmögliche? Mit Worten lässt dieser Ausdruck sich nicht beschreiben. — Sehr auffallend ist es, dass auf einem grossen Gemälde, welches dicht neben jenem Daniel da Volterra aufgestellt ist und dem Albrecht Dürer zugeschrieben wird (andere Kunstkenner bestreiten dies und ich glaube nicht ohne Grund), wo die Kreuztragung Christi vorgestellt ist in dem Augenblick, wo er sich zu den Frauen, die ihn begleiten, wendet mit den Worten: „Weint über euch und über eure Kinder!" — dass hier die Mutter Gottes die grösste Aehnlichkeit hat mit jener des Daniel da Volterra, nur dass der Kopf viel kleiner auf diesem deutschen Bilde ist als auf dem italienischen, also auch die Wirkung bei diesem viel stärker. Schwören möchte man aber, dass der Italiener das deutsche Bild gekannt und benutzt hat, denn diese Art der Tiefe, diesen ruhigen affektlosen Schmerz habe ich noch bei kei-

nem Italiener gesehen. Dann sind die zwei schönsten Gemälde von Guido Reni dort, nämlich die Himmelfahrt Mariä und der Kopf des heiligen Bruno; ferner für mich, die ich eine blose Layin bin und mehr auf den Ausdruck bei einem Gemälde gehe, als nach allen Gelehrsamkeiten frage, die schönsten gemüthlichsten Bilder von Rubens, nämlich wie er mit seiner Frau im Garten sitzt, wie er mit ihr im Garten spazieren geht, und dann das Bildniss eines Franziskaners. Die herrlichen Bildnisse Raphael's, Albrecht Dürer's und eines Spaniers, v. Velasquez, und mehrere andere noch, die ich alle wie vor mir habe, Ihnen recht gut nennen und beschreiben könnte, wenn ich Sie länger mit etwas so unzulänglichem plagen wollte. Auch soll meine ganze bisherige Beschreibung, offenherzig gesagt, zu nichts dienen, als Ihnen Lust einflösen, einmal München zu sehen und vielleicht dann nach und nach weiter gezogen zu werden und Deutschland kennen zu lernen. — Sehr naiv sagte mir der Custos der Gallerie in München, als ich einige altdeutsche Gemälde besah, die noch nicht aufgehängt waren und übereinander gelehnt in einer Ecke standen: „Diese sind neben mehreren andern eben jetzt aus Salzburg gekommen.“ Wie gefällt Ihnen diese Naivität [1])! — In Alt-Oetting (das bayerische Maria Zell), wo ich Sonnabend Abend angekommen war, habe ich Ihrer recht lebhaft gedacht, meine geliebte Gräfin, und für Sie dieses Bild der heiligen Kapelle und des Wunderbildes, so gut als ich es gefunden, mitgenommen. Ich schicke es Ihnen zum Beweis meines Andenkens dort. Auch eine heilige Julia fand ich, die behalte ich aber für mich. Die Kapelle ist noch mit sehr vielen goldnen und silbernen Kostbarkeiten versehen, auch die Kirche inwendig eigentlich in einem schönen Styl und älter als die in Maria Zell, aber weder die Gegend ist so

1) Bekantlich hatte Bayern auf dem Wiener Congress Salzburg an Oesterreich abgetreten.

wunderschön, noch das Volk, obgleich andächtig, so poetisch und gefühlvoll. Gar keine Procession unter anderm; jeder geht und kömmt einzeln für sich. Aber das ist freilich nicht die Wahl des Volks; man erzählte mir vielmehr sehr betrübt, dass es verboten sei, in Procession zu gehen. In dem Zimmer, wo ich in Alt-Oetting logirte, und wo mir die sehr redlich scheinende, noch sehr nach alter Art gekleidete Magd mit vieler Betrübniss vielerlei Sachen der Art erzählte, nahm ich einen solchen Antheil an ihrer Erzählung, dass ich, ohnehin noch ganz bewegt von der Abendandacht in der heiligen Kapelle, zum erstenmal die Erfahrung einer Art von Phantasterei machte, die in unsern neuesten Romanen sehr oft vorkömmt. Meinem Bette gegenüber hing ein lebensgrosses Bildniss eines Geistlichen in schwarzer Kleidung, wahrscheinlich eines längst verstorbenen Abtes des Klosters daselbst, sehr ehrwürdig und beinah streng aussehend, die eine Hand herunter hängend, und sehr frappant gemalt; von ungefähr fiel mein Blick, als die Magd hinausgegangen, und ich allein war, auf dieses Bild, und nun war mir, als müsste er die herunterhängende Hand heraufheben und mir winken; ich konnte meine Augen nicht abwenden, und doch nahm mein Entsetzen und die Gewissheit, dass er winken würde, mit jedem Augenblick zu. Ich war wie ausser mir, hatte aber doch die Kraft, niemand zu rufen und mein Nachtlicht auszulöschen, worauf mir besser ward und ich bald einschlafen konnte. Was sagen Sie zu Ihrer Freundin, die für so vernünftig gehalten wird?

Württemberg ist ein wunderschönes Land. Wäre man nur nicht durch die Begebenheiten unsrer Zeit so daran gewöhnt worden, gleich an die Politik zu denken, wenn man irgendwo durchreist! Was geht mich die Politik, die Regierung, Stände oder nicht Stände an, wenn die Berge und Thäler, wenn Wälder und Wiesen, Städte und Dörfer mich ergötzen und erfreuen? Aber nicht einen Au-

genblick konnte ich jene Betrachtungen los werden, die eigentlich meiner ganzen Natur so fremd sind. Immer schwebten mir jene bekannten Personen und alles, was ist und nicht ist, was man wünscht und was sein sollte, vor den Gedanken und störte mich. — Wo ich aber dennoch stärker war als jene Betrachtungen, wo diese kaum einen Augenblick mich stören konnten, das war in Heidelberg! O liebste Gräfin, welch ein Gottesgarten ist das, welch ein milder Himmel umfängt einen, was ist die Stadt, die Berge, die Nähe und Ferne so reizend, so heiter und doch so alterthümlich. Für mich besonders war es höchst erfreulich, einen Tag in Heidelberg zuzubringen, weil ich Freunde aus Köln fand, die in Heidelberg wohnen und eine Sammlung von altdeutschen Gemälden dort haben, die an Schönheit und Vollständigkeit ihres Gleichen in der Welt nicht findet. Die Fürstin Schwarzenberg unter andern (auch die Gräfin Wrbna) hat sie gesehen, von dieser können Sie sich davon erzählen lassen. Warum konnte ich nicht mit Ihnen diese Schätze der Kunst betrachten! Es ist nicht allein Kunst in dem gewohnten Sinne des Worts, es ist eine wahrhafte Offenbarung der himmlischen Schönheit, der Friede Gottes in kunstbegabten Gemüthern. — Ich versuche es immer von neuem, Ihnen mitzutheilen, was mich entzückte, und bin doch überzeugt, dass es mir nicht gelingen kann.

Sonnabend den 27. April kam ich hier an. Friedrich war mir eine Stunde ungefähr vor die Stadt entgegen gefahren; ich fand ihn heiter und gesund, mit seiner Lage zufrieden, in viel regerer Thätigkeit, als wir lange an ihm gesehen haben. Sein Wirkungskreis ist bedeutend und wird es, wenn erst der Bundestag wirklich eröffnet ist, noch mehr sein; wenigstens hat er vielen Grund, es zu hoffen. An Feinden fehlt es nicht, kann es nicht fehlen, aber diese erwecken mehr seinen Diensteifer, als dass sie ihn ertödteten, so lange er sich bewusst ist, dass er

auf der rechten Stelle steht und für das Gute wirken kann. Wie hübsch unser Friedrich für mich dabei gesorgt hat, das würde Ihnen gewiss Freude machen, zu sehen. Das Gartenhaus ist nett und reinlich und geschmückt und geschniegelt wie ein Schmuckkästchen. Den Tisch habe ich bei meiner Hausfrau, einer reichen gutmüthigen Frankfurter Kaufmannswittwe; Friedrich ist, da der Minister noch nicht wieder hier ist, von um 2 Uhr Nachmittag bis 9 Uhr des Morgens hier draussen. An Besuchen aller Art, alten und neuen Bekanntschaften, fehlt es keinen Tag, so dass ich gar nicht auszugehen brauche, um recht angenehm zu existiren. Was mir fehlt bis jetzt, das ist eine nähere Kirche; die nächste ist so weit vom Gartenhaus, wie die Ursulinerinnen in Wien vom Széchényi-Hause auf der Landstrasse, und da können Sie sich wohl vorstellen, wie viele von meinen lieben Gewohnheiten unterbleiben müssen. Aber ich gebe die Hoffnung keinesweges auf, mir nicht doch nach und nach alles wieder so einzurichten, wie es nothwendig und nützlich für meine arme Seele ist. Nur muss ich jetzt Geduld haben, denn erstlich ist meine Gesundheit doch, ich weiss nicht ob durch die Reise oder durch die veränderte Luft und Lebensweise, noch nicht wieder zu einem solchen Punkt der Vortrefflichkeit gelangt, wie es die letzte Zeit auf der Landstrasse war; so dass ich nicht selten mit grosser Sehnsucht an den guten Dr. Kiss denke. Könnte ich ihn manchmal nur auf eine Viertelstunde herzaubern! — sein Rath ist mir nothwendig. Hier habe ich noch niemand gefunden, der seine Stelle ersetzen könnte. Dann haben wir auch seit dem 1. Mai unaufhörlich Regen und Wind, so dass ich, wenn auch meine Gesundheit es erlaubte, doch nur zu Wagen in die Kirche kommen könnte, was denn doch nicht oft der Fall sein darf. — Frankfurt hat das Angenehme, dass es gar keine Vorstädte hat. Unmittelbar um die Stadt geht der sehr hübsche Spaziergang, und dicht an diesen,

eigentlich nur als eine Fortsetzung dieses Spaziergangs, reihen sich unzählige Gärten und einzelne Gartenhäuschen, zwischendurch gehen die wohl unterhaltenen grossen und kleinen Landstrassen, so dass wir aus unserm Fenster über ein Meer von Blüthen und grünen Büschen, so weit ringsum das Auge reicht, nach den schönen Taunusgebirgen und dem Feldberge hinsehen, der aber nicht so weit entfernt ist, dass ich mit meinen nicht zu scharfen Augengläsern nicht recht gut die kleinen Thäler, Felder, Anpflanzungen und Wohnplätze sollte unterscheiden können, was denn im abwechselnden Strahl der Beleuchtung eine immer veränderte Ansicht verleiht. Dicht an unserm Hause geht die grosse Landstrasse nach Cassel, nach dem nördlichen Deutschland und nach mehreren Vergnügungsorten, so dass es, besonders bei hübschem Wetter, eine äusserst lebhafte Passage ist. — In Friedrichs Gedichten finden Sie eins seiner schönsten: „Auf dem Feldberge." — Hätte ich nur den hundertsten Theil des Zeichentalentes der Gräfin Fanny, ich würde Ihnen so hübsche Ansichten aus unsern Fenstern zeichnen können, dass Sie ihnen gewiss einen Platz in Ihrem Cabinet anweisen würden. — Von englischer Waarenpracht habe ich hier noch nichts zu sehen bekommen, überhaupt macht man sich von dieser sogenannten Ueberschwemmung der englischen Manufacturwaaren bei uns eine viel zu übertriebene Vorstellung. Von einer einzigen englischen Waaren-Niederlage wird hier gesprochen, und diese habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt zu sehen. Die Kleidungen der Personen in der Gesellschaft aber, so wie die Meubles in den guten Häusern sind meist alle aus Frankreich, oder was noch öfter der Fall ist, Fabrikerzeugnisse hier aus der Gegend unter dem Namen „englisch oder französisch," und unter diesem Namen exorbitant theuer, so wie es denn überhaupt theueres Leben hier ist. Kolonialwaaren aber sind viel wohlfeiler als in Wien und bei weitem besser. — —

311.

Dr. Hermann Friedländer an Philipp Veit in Rom.

Florenz, den 28. Mai 1816.

Nur mit wenigen Worten, theurer Freund, zeige ich Dir meine glückliche Ankunft in dieser lieben Stadt und meine Zufriedenheit, den wohlbekannten Ort nach allen Richtungen zu durchstreichen, hiermit an. Ich sollte Dir Deiner Nachlässigkeit wegen, mit welcher Du mein Stammbüchlein behandelt hast, eigentlich böse sein; weil es aber zu nichts hilft, so will ich es lieber bleiben lassen und an Deiner Besserung nicht verzweifeln. — Ich wohne also wieder bei Mecci, der mich und die anderen mit offnen Armen empfangen hat. Auch Medor hat die alten Wege gleich wieder gekannt, und wenn ich des Morgens in dem bewussten Caffé gefrühstückt habe, steht er wie sonst an der Thüre, unschlüssig, ob er mit mir oder irgend einem andern gehn soll, den er sonst in Deiner Person verehrte. Es ist aber ein herrliches Thier und hat heute einen wirklich rührenden Beweis seiner Treue und Anhänglichkeit an mich abgelegt. — Deine Freundin Nina sehe ich sehr oft, sie ist wohlauf, und ich finde sie sehr liebenswürdig. Fast mehr als ich findet dieses A. Wilhelm, den ich bei ihr kennen gelernt habe. Er ist ausserordentlich freundlich gegen mich gewesen, hat sich auch sehr artig nach Herrn Veit in Rom erkundigt und gewünscht, etwas von ihm, besonders aber von Cornelius zu sehn. Er hat es mir sehr übel genommen, dass ich ihn nicht gleich besucht, und deshalb immer Nina gefragt, wenn ich wohl endlich kommen würde. Heute habe ich ihm denn einen Staatsbesuch gemacht und nachdem ich eine gute halbe Stunde auf das Ende seiner Toilette im Vorzimmer habe warten müssen, das Glück genossen, neben seiner duftenden Person einer angenehmen Unterhaltung

gewürdigt zu werden. Er ist nun durch und durch französirt, ja ich glaube, er denkt sogar französisch; Nina wenigstens versichert mich, dass er ihr ein französisches, von ihm verfasstes Buch in Manuscript mitgetheilt habe, worin man, ausser dem elegantesten Französisch, die wahre französische *tournure d'esprit* erkenne. Er giebt mir Sachen und Briefe an Friedrich mit und den mündlichen Auftrag, dass Friedrich ihm, da er nun einmal ihm nicht schreibe, nur von Zeit zu Zeit eine Schnur schicken möge, den wachsenden Umfang seines Leibes zu bezeichnen. — Die Staël hat übrigens die arme Nina, nachdem sie sie anfangs mit Schmeicheleien überhäuft, wahrscheinlich aus Eifersucht, dergestalt misshandelt und in's Gerede gebracht, dass diese auf das empfindlichste gekränkt und beleidigt ist. Schlegel aber scheint nichts davon zu wissen und setzt seine häufigen Besuche bei Nina nach wie vor fort. Ein hiesiges Journal enthält ein gutes Pasquill auf die fahrende Corinne, wodurch sie höchst unglücklich gewesen, besonders weil man sie darin eine *Pitonessa vecchia di 50 anni* genannt hat. Der Duc de Broglie und Schlegel wollten sich deshalb mit ganz Florenz schiessen und schlagen, haben es aber klüglich unterlassen. Die arme Nina hingegen hat keinen Paladin gefunden, als sie einen, ihres guten Namens wegen, so nöthig hatte.

Nesti, auch unser Francesco, grüssen sehr. Ich mache die Reise nach Pisa zu Fuss, über Lucca und Pistoja. Das Land ist ein himmlischer Garten, und wenn mir Florenz je gefallen, so gefällt es mir jetzt tausendfach. Die Fresken in den Kirchen erscheinen mir jetzt in einem ganz andern, weit höheren Lichte, und anstatt durch Rom in den Schatten gestellt zu werden, tritt die lieblichste Stadt wie ein Juwel heraus. Pitti ist jetzt einzig durch die zurückgekehrten Gemälde. Auch Bargili und Colgi, Vater und Sohn, empfehlen sich sehr. Grüsse Deinen lie-

ben Bruder und Dich selbst von mir und Nina und alle andern theuern Freunde zu tausend Malen. Nina giebt mir viel an Deine Mutter mit. Du freilich hast nicht Zeit zu schreiben, das weiss ich am besten. Lebe indessen wohl und eingedenk der schönen mit einander verlebten Zeit, die uns, so hoffe ich, auf ewig und unauflöslich verbunden hat.

312.

Gräfin Julie Zichy an Dorothea Schlegel in Frankfurt.

Hitzing, d. 2. Juni 1816.

Sie haben mir ein sehr grosses Vergnügen gemacht, meine liebe vortreffliche Freundin! Ihr Brief ist so gut und freundlich, dass ich ihn nicht ohne immer erneuerte Freude überlesen kann. Hätte ich Sie nicht so wahrhaft lieb, und wüsste ich nicht aus Erfahrung, wie Sie nachsichtig mit den Fehlern Ihrer Freunde sind und sie sammt ihren Unvollkommenheiten lieben, so könnte ich über die Beantwortung eines so allerliebsten Briefes verlegen werden. Meine Eitelkeit ist aber völlig beseitigt, wenn ich mit Ihnen spreche. Ich lasse meiner Feder freiern Lauf, denn sie ist heute dem Herzen untergeordnet und in dieser Hinsicht darf sie Ihnen keine Langeweile machen, weil sie Ihre Liebe in Anspruch nimmt. — Dass Sie glücklich an den Ort Ihrer Bestimmung angelangt waren, wusste ich früher schon und freute mich sehr darüber. So ausführliche Nachricht von Ihrer Lebensweise, von Ihrer Gesundheit, das fehlte mir und durch Niemand konnte ich so recht nach Herzenslust unterrichtet werden als durch Sie. Wenn Sie unser gedenken, so thun wir es wenigstens eben so oft und gewiss nicht mit weniger Freundschaft. Ich habe meine Aufträge ausgerichtet und von allen eine herzliche Erwiederung gefunden. Onkel und Tante Szé-

chényi und Esterházy wie auch die ganze Familie des runden Tisches trug mir so viel auf, dass ich es gar nicht aussprechen kann. Alles ist wohl, was uns angehört, Gott sei es gedankt. Alle Mitglieder der Familie Széchényi und der meinigen geniessen eine recht gute Gesundheit. Mein Hermann macht mir besonders viel Vergnügen, und wenn Gott ihn fürohin eben so wohl sein lässt, so verspreche ich mir noch Freude da, wo ich Kummer und Besorgniss fand. Ich bin nun mit meinen Kleinen in Hitzing, auf einen Besuch von acht Tagen, welcher auch die Firmung Paul's zum Zwecke hat. Wie schön wäre es, wenn ich Sie in Hitzing wüsste, so wie voriges Jahr! Es ist sehr hübsch hier, die Luft köstlich und die Nachbarschaft des Schönbrunner Gartens allerliebst. Das Haus, welches wir bewohnen, ist freundlich, sehr rein und gerade gegenüber dem Menageriethor, so dass wir näher in den Schönbrunner Garten als in den unsern haben. Nichts störet unseren Frieden und Annehmlichkeit als höchstens der schlimme Heinrich, der mit seinem Geschrei oft eine unangenehme Diversion macht. — —

Sie haben für mich gut gesorgt und mir einen recht schönen Augenblick verschafft durch Ihr Schreiben an die Gräfin Stolberg. Denken Sie sich nur, liebe Freundin, dass diese übergütige Frau Overberg's Schriften, deren sie sich bei der Erziehung ihrer Kinder bedient hat, für Louise Széchényi und für mich an meinen Onkel schickte, von einem vortrefflichen Brief begleitet, der mich bis zu Thränen rührte. Sie können sich gar nicht denken, wie schön er ist! Wie heilig und verdienstvoll muss nicht diese gute Frau sein? Schon auf Erden ist sie auserwählt. Unmöglich ist es, einen hohen grossen Beruf in diesem Briefe zu verkennen! Das Leben Alfred's des Grossen und die Uebersetzung eines Gesprächs der heiligen Katharina von ihrem Manne waren auch beigefügt. Die Todtenzettel ihrer Söhne fanden wir in einem dieser Bücher, von de-

nen sie auf eine sehr rührende Weise in ihrem Briefe spricht. Wie glücklich, solche Kinder zu haben! Sie kennen dies Glück — helfen Sie auch mir, es von Gott zu erbitten. Ich habe zuweilen recht grosse Angst und Bangigkeit — Gott allein kann helfen! Tausend Dank für das Bildchen und mehr noch für Ihr Gebet. Das muss mir gut zu statten kommen, Sie beten weit besser, als ich es kann. Morgen will ich dennoch an Sie bei meiner Kommunion denken, denn da hoffe ich von Gott die Gnade zu erhalten, es andächtig genug thun zu können. Ich bete wohl oft für Sie. Wenn ich von meinen Freunden und Wohlthätern zu Gott spreche, so denke ich immer auch ausschliesslich an Sie. Ich verdanke Ihnen viel, unendlich viel. Sie haben mir meine Seele bereichert, und einstens werden Sie den Lohn dafür einerndten. Ich kann Sie nur dafür innig lieben und für Sie beten, aber ich bete so unvollkommen, mit so beunruhigenden Zerstreuungen, dass es Ihnen nicht viel nützen kann. Sie werden mir sagen, ich soll trotz allem im Gebet fortfahren; ich thue es im Vertrauen auf Gottes Hülfe, die ich mehr als andere nöthig habe. — —

Ich wünschte sehr, manchmal mit Ihnen sprechen zu können, so recht aus Herzensgrund. Sie sind mir ein trostreiches Wesen und das bedarf ich so sehr, wenn ich Verderbtheit, Leichtsinn und Schlimmes um mich sehe, und ich kaum Hoffnung habe, alles mir Vertraute zu erhalten und einst am grossen Tage keines aus ihnen verloren zu sehen! Werde ich auch dann finden, dass ich alles gethan habe, was ich zu leisten schuldig war? Ich kann gewiss mehr, als ich gegenwärtig thue. In meinem nächsten Brief sollen Sie erfahren, was ich in Karlburg für ein Leben führe und von meinem Thun und Lassen unterrichtet werden. Ich schliesse mit den Gesinnungen der innigsten Liebe und Freundschaft.

XII. Goethe und die christliche Kunst.

1816—1817.

—

313.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Frankfurt, 3. Juli 1816.

— — Durch Senator Smidt, der in der Schweiz gewesen ist und dort den Maler Vogel gesprochen hat, erfuhren wir zuerst von Euerem jetzigen Geschäft in Bartholdy's Hause [1]; ausführlicher hat der Vater mir darüber geschrieben; er selber wusste aber nicht, ob auch Johann einen Auftrag angenommen hat. Ihr könnt leicht denken, wie begierig wir sind, mehr und umständlich über diese wichtige Angelegenheit zu erfahren. Wäre es nicht möglich, dass wir die Cartons zu sehen bekämen? Mein ganzer Sinn steht jetzt nach Rom, und ich verfolge mit allen

1) Die berühmten Fresken im Palazzo Zuccari, der Residenz des preussischen General-Consuls Bartholdy auf Trinità de' Monti, ausgeführt von Overbeck, Cornelius, Ph. Veit und W. Schadow. Veit war es, der durch den damals noch lebenden Arbeiter, dessen sich Mengs für seine Fresken bedient hatte, ein Stück Mauer zurichten liess und in Gegenwart von Overbeck und Cornelius auf die Aufforderung des letztern: „Nun, Philipp, mache Du die erste Probe!" seine Kunst versuchte und den ersten wohlgelungenen Kopf *al fresco* malte.

meinen Gedanken Euere Bemühungen. Theilt mir doch wechselweise von Euerm Gelingen, Euern Fortschritten und Eurer eignen Zufriedenheit oder Hindernissen mit. Ich hatte zwar die Hoffnung gehabt, dass Ihr Euch einer den andern für mich malen würdet, aber bei solchen grossen Ereignissen will ich gern zurückstehen mit meinen Wünschen und Anliegen. Vivat Bartholdy!! Wie muss es Euch nicht leid sein, dass Lübeck nicht an Preussen gekommen ist, und dass Ihr darüber Overbeck vermissen müsst; und wie gut ist es, dass Cornelius, wo nicht ein angeborner, doch ein angesiegter Preusse geblieben ist, sonst müsste ja auch dieser ausbleiben! — Friedrich scheint die neue Thätigkeit sehr zu behagen und er ist mit ganzer Seele dabei. Gebe Gott ihm Segen und Gedeihen, dass seine Absichten einen glücklichen Erfolg haben, dann wird gewiss das Gute und Rechte wieder die Oberhand gewinnen. — Christian Schlosser hat ein sehr gutes Werk herausgegeben[1]), wovon ich Euch bei Gelegenheit ein Exemplar würde zu schicken suchen, wenn nicht Schlosser selbst schon dafür gesorgt hätte, dass es nach Rom geschickt wird. Er hat nämlich eine an sich für Deutsche nicht sehr wichtige politische Schrift aus dem Französischen übersetzt, diese aber blos zum Vehikel gebraucht, um vieles sehr Schöne, Gute und Vortreffliche auf eine gute Art durch die Schildwachen der Widersacher und Aufklärer einzuschmuggeln. Ganz insbesondere empfehle ich Euch die Noten zum 4. Abschnitt. Macht doch auch den Herrn Ostini gehörig aufmerksam auf dieses Werk; es ist wichtig und wird gewiss Aufsehen erregen. — Sonst habe ich nichts neues gelesen, als ein Bändchen von Goethe über die Kunst in den Rheingegenden[2]). Das ist nun endlich das Kunstadels-Diplom, was

1) Fiévée's Schrift ‚Ueber Staatsverfassung und Staatsverwaltung.' Erstes Bändchen. Frankf. 1816.

2) Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein und Mayn Ge-

zu erlangen die Boisserée's so lange um den alten Heiden herum geschwänzelt haben. Und wie überflüssig! Wer die Sammlung sieht und nur nicht eines ganz verstockten Sinnes ist, der braucht ja weiss Gott keines solchen Stempels, um zu sehen, dass diese Sammlung einzig in ihrer Art ist. Schwerlich werden Boisserée's sehr zufrieden sein mit diesem platten affektirten Gewäsch; aber gewiss werden sie nicht unterlassen, die Miene anzunehmen, als wären es goldne Sprüche. Friedrich sein Verdienst um die neue Würdigung unsrer ältesten Kunstdenkmale hat der alte kindische Mann dadurch zu schmälern gesucht, dass er ihn in diesem ganzen Werke gar nicht genannt, seiner weder bei dem Dom zu Köln, noch bei der Boisserée'schen Sammlung und Sulpizens Arbeit, noch bei den kölnischen Kunstdenkmalen, überhaupt nicht mit Namen gedacht hat, während er jede, auch die kleinste und unbedeutendste Schrift anderer über diesen Gegenstand, theils verunglimpfend, theils über den Werth schätzend, lang und breit genannt und beleuchtet hat [1]). Hat er aber durch solches Ignoriren geglaubt, Friedrichs grosses Verdienst ganz auszutilgen, so hat er geirrt; eben dadurch dass er ihn nicht genannt hat, wo er alle andern nennt, hat er ihn wirklich doch genannt, nämlich so wie man ein Licht in der Zeichnung aussparen kann, indem man die Schatten zeichnet. Jeder muss ja hier gleich eine böse Absicht einsehen! — Eine Stelle ist darin über das Chri-

genden. 1. Heft. Stuttgard 1816. — Gervinus (Gesch. der Deutsch. Dichtung 4. A. 5, 647) nennt diese bis zum J. 1832 fortgesetzten Hefte „ein Magazin der Unbedeutendheit."

1) Das 2. Heft brachte eine von W. K. F. unterzeichnete misslungene Polemik gegen die ‚Neudeutsche religios patriotische Kunst', worin F. Schlegel's ‚Europa' „ein gewissermassen gesetzgebendes Ansehen" bei den Anhängern „des neuen alterthümelnden, catholisch-christelnden Kunstgeschmacks" zugeschrieben wird. S. 32 ff. Vgl. Sulpiz Boisserée 2, 173 f. u. 204.

stenthum[1]) als Gegenstand der Malerei, diese ist nicht allein das klare kecke Geständniss seiner antichristlichen Denkart, sondern durch Styl und Schreibart so über alle Massen platt und bierbrudergemein, dass ich heftig im Lesen darüber erschrocken bin; es war mir zu Muthe, als sähe ich einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Koth zu wälzen. — Bei reiflicher Ueberlegung kommt es mir auch wahrscheinlich vor, dass diese Stelle gar nicht von Goethe selber, sondern vielmehr von seinem Mephistopheles Meyer sein muss; so platt und durchaus gemein verteufelt kann doch wohl Goethe nicht sein. Diese Hypothese ist mir aber mehr eine Erklärung als eine Entschuldigung für diese Gemeinheit. Ein Autor muss für das einstehen, was in seinem Buche vorkömmt. Goethe's grösste Anbeter schweigen mäuschenstille; andre schimpfen laut; einige verlangen, man müsse diese Stelle ausscheiden und das Uebrige als geistreich würdigen. Das ist mir aber einmal nicht gegeben. Zum Theil kömmt mir das Ganze armuthselig und geistesarm vor; zum Theil aber ist mir durch diese verruchte Entwürdigung der heiligen Geheimnisse, die auf einmal ganz unvermuthet und plötzlich zum Vorschein kommt wie der Pferdefuss des in einen Menschen verkappten Teufels, auch das Uebrige, was es allenfalls hübsches haben mag, in Asche und Graus verwandelt, wie die bekannten Zauberstückchen Faust's, wenn die Täuschung durch ein Wort oder einen Zufall gestört ist. Das Ganze ist Lug und Trug! — Bei Gelegenheit werde ich suchen, Euch doch ein Exemplar von diesem Machwerk zukommen zu lassen, wäre es auch nur, um im Nothfall bei andern noch etwanigen Götzendienst damit zu vernichten. Koch kann nun einen Appendix zu seiner Recension des ‚W i n c k e l m a n n u n d s e i n J a h r h u n d e r t‘

1) Heft 1, 138 ff. und in Goethe's W. 43, 391 f.

machen, denn dieses neueste Werk ist gleichsam eine Fortsetzung davon zu nennen[1]). Unter die ab- und zuströmenden Fremden und Reisenden, Bekannten und Unbekannten, gehören auch der Professor Wallraf, der uns auf der Durchreise von Göttingen nach Köln besuchte, und dann d'Alton, der uns auf einen Tag besucht hat. Sie grüssen Euch beide. Auch Schlosser's, Christian sowohl, als Friedrich und seine Frau. Grüsst mir alle Freunde und Gönner tausendmal und von Herzen. Gott segne Euch! Eure Mutter.

Den 19ten. Geliebte Freunde! Ich will diesen Brief, dessen Absendung die unterdess erfolgte Ankunft des Eurigen verspätet hat, jetzt nicht abgehen lassen, ohne wenigstens einige Zeilen hinzuzufügen, so viel oder vielmehr so wenig als meine Geplagtheit und die vielen Geschäfte mir verstatten. Vor allen Dingen bitte ich Euch beide, zwar fleissig zu malen, aber dahingegen auch fleissig zu schreiben, da Ihr der Mutter keine grössere Freuden auf Erden bereiten könnt. — Ihnen, lieber Johann, werde ich bei jeder guten Gelegenheit etwas von Büchern mitzuschicken suchen, da Ihnen das letzte so willkommen war; Poesie oder Andachtsbücher, auch den Angelus werde ich suchen Ihnen zu verschaffen; dagegen bitte ich Sie, mir über die ‚Effemeridi Romane', welche seit April *nella stamperia Cracas al Corso No. 232* erscheinen, Auskunft zu verschaffen. Ist, wie ich vermuthe, Ostini mit dabei als Herausgeber oder Mitarbeiter, so reden Sie doch mit ihm, ob er es nicht einrichten kann, dass 10 oder 20 Exemplare an eine deutsche Buchhandlung in Augsburg (welches mit Verona in directem Vetturini-Verkehr steht) in Commission gegeben werden. Vor allen Dingen aber sorgen Sie, dass ich ein Exemplar erhalte; ist dazu nöthig, gleich zu pränumeriren, so sind Sie wohl so gütig,

1) Vgl. Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr 2, 263.

es auszulegen. Es liegt mir ganz ausserordentlich viel daran.

Dir, lieber Philipp, wünsche ich von Herzen Glück zu der neuen Fresco-Arbeit, die als Versuch gewiss dein Künstler-Denken, Wollen und Können erweitern wird. Uebrigens soll es mir sehr recht sein, wenn Du eine Kunst-Correspondenz mit mir anfangen willst; über diesen Gegenstand werde ich Dir die Antwort gewiss nicht schuldig bleiben, wenn auch der Deutsche Bund, der übrigens bis jetzt noch immer nicht vollkommen los gegangen ist, noch so wüthend auf mich einstürmen sollte. Ich will Dir also gleich nur einen Gedanken oder vielmehr Wunsch, den ich schon lange hege, zum Anfang hinwerfen. Ich wollte, dass Du die Landschaftsmalerei recht eigentlich bei unserm Koch lerntest; es ist nun einmal ein unentbehrliches, wesentliches Element der Historienmalerei und zwar ein solches, worin man noch besonders neu sein und noch vieles, weniger schon offenbar, erreichen kann. Dazu muss man aber doch auch das ganz Specielle derselben erlernt haben und zwar von einem solchen Maler, der sich an die grosse heilige Malerei anschliesst, dessen Art die Natur aufzufassen, mit jener nicht streitet, so wie unser Koch. Du hast auch in dem Gemälde von der Gräfin Julie viel Sinn dafür gezeigt. Wenn Du willst, werde ich Dir einmal meine Gedanken mittheilen, wie eigentlich der Maler die Natur auffassen, und was sie ihm bedeuten soll. O wie ewig schade ist es, dass Koch die alten Bilder bei Sulpiz in Heidelberg nicht gesehen hat; darunter sind Bilder von Hemmeling, heilige Landschaften, besonders eine vom heiligen Christoph, wie er durch's Wasser geht und das Kind auf den Schultern trägt, die übertreffen alles, was man von Landschaften sehen kann. Es würde für Koch eine neue Lebenszeit und Stufe seiner Kunst begonnen haben. — Euch beide wollte ich schon im Winter auffordern, dass einer von Euch ein Altarge-

mälde in die katholische Kirche zu Göttingen widmen und malen möchte. Aber man macht mir so viel Anstände, es muss in der Kirche noch gebaut werden, und so kann ich das Genauere noch nicht angeben; Klinkowström, der in Göttingen war und es untersuchte, hat mir auch noch nicht näher darüber geschrieben. Indessen haltet nur den Gedanken fest, wenn es Euch nicht missfällt; es könnte auch für die katholische Kirche in Zürich oder für eine hiesige geschehen. Die neuen frommen Künstler müssen die ausgeplünderten, geschändeten und entkleideten Kirchen Gottes wieder göttlich schmücken und zieren. Das ist das End und Ziel aller Kunst.

Euer Friedrich.

Unterdessen kamen Eure Briefe vom 24. Juni. Alles, was Ihr schreibt, erfüllt mich mit dankbarer Freude! — Das Zimmer, in welchem wir hier im Garten wohnen, ist über und über mit Gemälden behängt, meistens mittelmässige Copieen nach guten Meistern, mir immer ergötzlicher als das modernste leere Papier. Ein Bild hängt mir sehr nah, und meine Blicke ruhen oft gerührt darauf: der heilige Bruno, der in einer Wildniss die Erscheinung Gottes sieht. Das Bild ist nicht besser als die übrigen; manchmal fällt aber auf eine glückliche Weise der Strahl der untergehenden Sonne darauf und beleuchtet es so schön und wahr, dass die Fehler verschwinden und man nun die Intention des guten Meisters erst recht inne wird, die weit über seiner ausführenden Kraft steht. Das rührt mich ungemein, erweckt mich zur innern Erhebung zu Gott und erinnert mich immer sehr beweglich an Euer Bestreben, meine geliebten Söhne! Meine Augen strömen über, und in mir erklingt es: *Magnificat anima mea Dominum et exultavit spiritus meus in Deo salutari meo*, darum, dass Ihr nicht Kaufleute seid, keine Minister und keine Feldmarschalle — sondern Leute, gute Seelen, deren zu Gott führendes Bestreben, auch bei untergeordnetem, nicht dem

Bestreben gleichkommendem Gelingen, wohl eine arme Seele mit sich aufwärts führen und zur Andacht erwecken wird, welches in den Augen Gottes verdienstlicher ist als alle Schätze, Ehre und Ruhm der Welt. Ich bete täglich, ja stündlich und ohne Aufhören für Euch und habe die feste Ueberzeugung, dass, wofern Ihr nicht nachlassen werdet im Ernst und in der freudigen Demuth, Ihr den Segen Gottes wohl spüren werdet. Kann es sein, so hört jeden Morgen, ehe Ihr zur Arbeit geht, eine heilige Messe; kann es aber nicht sein, so opfert Gott Eure Arbeit in einem einzigen recht gesprochenen Vater unser und Ave Maria. Habt den festen Glauben an die nie ausbleibende Hülfe Gottes bei so angefangenem Werk. Mich verlangt vom Verlauf der Arbeit zu hören; ich bitte Karl Mosler, mir von Zeit zu Zeit Nachricht darüber mitzutheilen, wenn Ihr nicht dazu kommen könnt. Ich schreibe wohl bald wieder an Mosler und danke ihm unterdessen für seinen Brief. Was ist das für ein Gemälde, liebster Johann, wovon Philipp schreibt, das Du für uns gemacht hast? — Deine Hoffnung, uns bald hier zu sehen, erfüllt mich mit grösster Freude. Auch der Vater schrieb mir davon, dass Du ihn holen würdest. — Warum nicht von der Fürstin Grassalkowicz bezahlt nehmen? „Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth.“ Fordre nicht zu viel, aber ehrenvoll. — Grüsse Franziska, wenn Du ihr schreibst, und alle Freunde.

314.

Dorothea an A. Wilhelm Schlegel in Florenz.

Frankfurt, 19. Juli 1816.

Sollte Friedrich heute wieder nicht dazu kommen, Ihnen zu schreiben, so will wenigstens ich Ihnen sagen, dass Ihr Brief angelangt ist, und dass Sie gewiss recht bald einen ausführlichen von Ihrem Bruder erhalten wer-

den, sobald die „Arebeit“ es zulässt, von „Hochgezeiten“ ist nicht viel die Rede. — Sie thun Ihrem Bruder das bitterste Unrecht, wenn Sie im Ernst glauben, dass er keinen Antheil nimmt an Ihrem Leben und dass er nicht im Herzen trauert, Sie den hochwichtigen Angelegenheiten des Vaterlands so beinah entfremdet zu sehen. — Gesegnet sei N[ina], wenn sie dazu ausersehen ist, etwas beizutragen, dass Sie uns wieder gegeben werden! Seien Sie versichert, dass Friedrich gewiss nichts versäumen wird, was Ihre Angelegenheit und Ihre Wünsche betrifft. Er wird Ihnen ausführlich darüber schreiben. Wundern sollten Sie sich doch am wenigsten, der Sie die grosse Welt kennen müssen, dass man Sie einigermassen aufgegeben hat: die Gegenwart ist die Göttin dieser Herren — noch dazu, da man Sie von mehr als einer Seite für fürstlich versorgt und ihre Ansprüche für unerschwinglich halten musste.

Die Eröffnung Ihrer Angelegenheit, was N. betrifft, hat uns nicht befremdet. Wir ahndeten allerdings Ihr Verhältniss schon aus Ihren früheren Briefen; auch kenne ich sie und mich wundert es nicht, dass Sie ihrer Liebenswürdigkeit nicht widerstanden. Alles, was Sie über dieses Verhältniss und die Aussicht für die Zukunft schreiben, ist so zart gefühlt, so ganz Ihrer würdig, dass dies allein schon eine hinreichende Bürgschaft für N. sein muss, das Glück des Lebens keinen bessern Händen anvertrauen zu können. Was Sie und die Geliebte immer darüber beschliessen mögen, es kann nichts anders als das Rechte und Beste sein, und darum können auch nur Sie selbst darüber rathen oder bestimmen. Es ist schwer, dass ein Mensch den andern glücklich mache (ja ich meines Theils glaube, dass dies gar nicht existirt, obgleich man dazu beitragen kann), aber dass man, wenn man mit N. lebt, sehr glücklich mit ihr leben muss, davon bin ich überzeugt. Ich habe ihre ganze Schönheit vom ersten

Augenblick an erkannt und nie aufgehört, sie zu lieben. — Aber, liebster Bruder, Sie brauchen nicht allein eine liebenswürdige Gefährtin, sondern auch eine Hausfrau, die des Tages Last und Hitze mitträgt. N. wird keinen Augenblick anstehen, alles übernehmen zu wollen. Wird aber auch ihre gewiss immer wankend bleibende Gesundheit solches Wesen ertragen? Oder haben Sie Hoffnung, sie wirklich völlig hergestellt zu sehen? Möglich ist es immer, zumal sie durch Sie aus ihren altverhassten Verhältnissen erlöst wird. Wie herzlich würde ich mich freuen, sie glücklich und gesund zu wissen!

Haben Sie, lieber Bruder, nicht zwei Briefe aus Wien von mir in Italien erhalten, einen durch Franziska Caspers, den andern durch Pilat, ad.: an Mr. Mirabeau? — Unsere Verhältnisse hier sind sehr ehrenvoll und könnten auch hinreichend einträglich sein, wenn wir nicht noch immer bei der romantischen Methode blieben, alle Vortheile der Art, die uns zufliessen sollten, königlich zu vernachlässigen und immer einen Thaler mehr zu brauchen, als wir haben. Darin sind wir unverbesserlich. Auch nimmt freilich die Theurung hier sehr zu, und die edeln Frankfurter Kaufmannsseelen lassen sich die Ehre des Bundestages recht artig bezahlen.

Seitdem ich hier bin, lebt unser Nichtchen Auguste[1]) aus Dresden bei uns. Sie wissen, dass Sie einen Baron Buttlar geheirathet hat; Sie werden wenigstens diese Geschichten in den Briefen Ihrer Schwester finden, die Friedrich mit einschliessen wird. Wie diese Heirath geschehen konnte, ist uns hier ein Räthsel. Wir kennen von diesem Manne weiter nichts als seine Briefe an das gute Kind, die er hierher schreibt und noch dazu sehr selten. Sie sind alle recht herzlich leer und enthalten auch gar nichts als die Beweise seiner Ungeschicklichkeit

1) Die Tochter des Hofsekretärs Ernst.

und einige alltägliche süssliche Empfindsamkeiten, die mir ich kann Ihnen gar nicht sagen wie sehr missfallen und einen übeln Eindruck machen. Augustchen aber glaubt ihn zu lieben; man darf also diesen Eindruck nicht kund geben, um sie nicht zu kränken. Gott wolle, dass ich mich irren möge, aber ich habe die böse Ahndung, man habe da einen dummen Streich gemacht und das liebe hübsche Kind übel berathen sein lassen. Was aus allem dem werden soll, weiss der Himmel. Er hat nun seinen russischen Abschied und sitzt in Glogau und wartet auf eine Anstellung. Wie ist es möglich, diese einem Mann zu verschaffen, den man durch nichts anders kennt, als durch eine Art von leidenschaftlicher Unrechtlichkeit, wodurch er sich in die schuldlose, ehrenvolle Familie eingeschlichen und das einzige Kind an sich gezogen hat! Gebe nur Gott, dass es wenigstens wahre Leidenschaftlichkeit war, was ihn die Mittel weniger genau wählen liess (so entschuldigt er wenigstens sich selbst), als nicht eine Berechnung vielmehr, da Ernstens für wohlhabend gelten, und das allerliebste Mädchen obendrein zu kriegen. — Doch, wie gesagt, ich will mich herzlich gern geirrt haben und Gott danken, wenn es sich anders ausweist.

Von meinen Söhnen aus Rom haben wir die schönsten Nachrichten. Bartholdy aus Berlin lässt sich sein Wohnzimmer in Rom *al fresco* malen von deutschen Künstlern, wozu auch Philipp einen Theil des Auftrags erhalten hat. Sie sind beide fleissig, wohlgesittet und werden zu den Besten dort gezählt. Sie werden uns Gott sei Dank keine Schande bringen. Leben Sie wohl, geliebter Bruder, und zweiflen Sie doch ja nie an unsrer wärmsten Theilnahme.

315.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Frankfurt, 21. Juli 1816.

Sie werden gestern den eingeschickten Artikel der Universität Heidelberg in der Oberpost-Zeitung[1]) gefunden haben; er ist so friedfertiger Natur, dass man ihm ja wohl in der ganzen Welt diese Stelle unangefeindet vergönnen wird. Endlich haben wir nun den bösen Feind der Atmosphäre glücklich überwunden, und seit vorgestern haben wir einen blauen Himmel und schöne heitere Hitze. So wird es wohl auch bei Ihnen sein, ich gratulire Ihnen dazu, lieber Freund! Auf irgend eine Art müssen wir uns bald wieder sehen; der schönen vergangenen Stunden wollen wir uns erinnern, im frohen Genuss noch schönerer Gegenwart, denn ich muss Ihnen sagen, dass ich je älter und besonnener, je heiterer und zufriedener werde. Sie werden eine gute Art von Winterobst in mir erkennen, das in der Jugend herbe ist und im Alter erst geniessbar wird; ich habe also die gegründetste Hoffnung, dass wir uns gut vertragen, und Sie sich gar nicht ungern mit der alten Dame unterhalten werden. Freilich geschähe das am allerhübschesten in dem wunderschönen Heidelberg, vor den Bildern und dem Domwerk und auf dem Schloss oben, aber der Bundestag soll ja nun wahr und wahrhaftig anfangen, und wie sollte da Friedrich sich los machen können? Also kommen Sie nur, Theuerster! es ist hier in unserm Gartenhaus auch nicht schlecht, und die Umgebungen sind wirklich reizend von Frankfurt; das übrige gefällt mir so so — doch ohne Präjudiz ge-

1) Correspondenz aus Heidelberg über die von Rom zurückgesandten deutschen Manuscripte &c. in der OberPostamts-Ztg. Nr. 202.

sagt, denn eigentlich kenne ich noch nichts von Frankfurt selbst, und von den gepriesenen Herrlichkeiten habe ich noch nichts zu sehen die Neugierde und auch Gelegenheit gehabt. Von meinen Söhnen aus Rom haben wir sehr erwünschte Nachrichten, sie sind brav und fleissig und machen Gott und den Menschen Freude; auch von Mosler sanftmüthigen Angedenkens habe ich einen Brief aus Rom erhalten.

Finden Sie die Art, wie Goethe unsern Friedrich in seinem neuen Werk genannt hat, nicht äusserst sinnreich? nämlich da, wo er ihn nicht genannt hat, so wie man oft in einer Zeichnung ein Licht nicht zeichnet, sondern ausspart. Das was er über das allmächtige Dombild sagte, ist doch allerliebst — eine orientalische Maskerade[1])! Darauf kann doch nur ein so geistvoller Kenner kommen! Seine Ansicht von der Geschichte unsrer Religion ist mir ungemein werth, nämlich ich sehe wohl ein, dass Plato oder Pythagoras ganz anders von den Geheimnissen der alten Indier würden geredet haben, auch wenn sie nicht daran zu glauben für gut gefunden hätten; indessen aber muss man gestehen, dass seine (Goethe's) Art doch ein gewaltiges Licht und einen Aufschluss über seine ganze Ansicht von der Malerei der Deutschen giebt; jetzt wird einem alles klar und zusammenhängend. Von Ihrer Sammlung habe ich mir doch eigentlich mehr in dem trefflichen Buch zu finden erwartet; vielleicht kömmt es noch im zweiten Theil nach. Was sagen denn Sie dazu? Seien Sie nicht zu fleissig, und wenn Sie nicht bald kommen können, so schreiben Sie wenigstens manchmal. Dass Sie wieder neue Herrlichkeiten von Nürnberg gebracht, hat der Minister Wessenberg schon an Friedrich erzählt; er ist überhaupt ganz bezaubert von Ihnen und Ihrer Sammlung. Wie sollte es auch anders? Gott mit Ihnen, theurer

1) „In's Orientalische maskirt," sagt Goethe. W. 43, 407.

Freund. Friedrich und ich grüssen Sie alle drei auf's herzlichste. Ich grüsse auch die schönen Bilder, die ich gesehen habe. Dorothea.

Ich bin jetzt sehr geplagt und denke oft mit Sehnsucht an Heidelberg. Ihr Friedrich.

316.

Dorothea an Gräfin Julie Zichy in Karlburg.

Frankfurt, 28. Juli 1816.

Ihre zwei Briefe, meine liebe, liebe Gräfin, habe ich zu meiner unaussprechlichen Freude erhalten. Gott, wie Sie gut und liebevoll und liebenswürdig sind! Ich sollte das ja schon wissen und ein für allemal als ausgemacht annehmen — jedes von Ihnen geschriebene Wort trägt aber so unverkennbar die Kennzeichen Ihres schönen Gemüths, dass ich immer wieder auf's neue davon gerührt und zu immer erneuerter Bewunderung hingezogen werde. Wie schön ist die Beschreibung Ihres edeln, einfachen, thatenvollen, wahren christlichen Lebens! Mit welchem Antheil folgt Ihnen mein Andenken durch die verschiedenen Beschäftigungen der so wohl angewandten Stunden, die wie die Wellen eines krystallhellen ungetrübten Wassers in immer gleicher ruhiger Bewegung dahin fliessen, alle ein Spiegel und Zeugniss Ihrer wohlwollenden, menschenliebenden, Gott verherrlichenden Thätigkeit — und keine, die Sie anklagt! Wie kann es anders sein, als dass der Vater im Himmel ein Wohlgefallen an den Bemühungen seines Kindes haben und sie durch sein Gelingen segnen wird — denn nur bei ihm allein ist das Gelingen; aber er kennt ja unsre Bemühungen, und keine derselben ist vor seinen Augen verloren, was auch immer seine unergründliche Weisheit darüber beschlossen haben

mag. Beruhigen Sie sich also, gute, vortreffliche Mutter, das Samenkorn des Guten mit solcher Treue in die Herzen Ihrer Kinder durch Lehren und durch einen so glänzend reinen Wandel gelegt zu haben! Sonnenschein und Regen zum Gedeihen und Fruchtbringen kömmt von oben und nur allein von daher. Was können wir anders alsdann thun als beten, beten und immer wieder beten und uns in Gott beruhigen! Manche Eigenschaften im Menschen blühen wie die Blumen im ersten Frühling seines Lebens, andre wollen wie Sommerfrüchte die rechte Sonnenhitze und Gewitter der Leidenschaften, ohne welche sie nicht zur Vollkommenheit gelangen, und wieder andre sind wie Winterobst erst spät reif und werden durch die Zeit erst milde und geniessbar, da sie früher herbe und hart waren. Dies letzte gilt am meisten von den allermännlichsten Männern, und sie sind wahrhaftig nicht zu den unedeln Naturen zu zählen. Mich dünkt, meine Theuerste, wenn Sie für Ihre Söhne zittern, indem Sie manches in ihren Umgebungen als Beispiel vor Augen haben, was Sie fürchten macht, so fehlt es Ihnen auch gewiss nicht an Fällen vom Winterobst, womit Sie sich dann wieder beruhigen können. — Gräfin Christine's [1]) Geschichte habe ich mit grosser Theilnahme gelesen und danke Ihnen von Herzen für die Mittheilung; was muss die Arme nicht erlitten haben? — Auch um Malfatti's willen freut es mich ganz unendlich, sie so wundervoll hergestellt zu wissen; der gute Mann hatte viel Unglück im vorigen Winter, hoffentlich wird diese glückliche Cur ihn doch ein wenig wieder in die Gunst der schönen Welt einsetzen, die er zu verlieren so unglücklich war. Er ist und bleibt ein denkender Arzt, und einem solchen kann man sich doch, glaube ich, weit herzhafter anvertrauen als dem glücklichen Empiriker. Wunder

1) Khevenhüller geb. Gräfin v. Zichy zu Vásonykeö.

werden die Aerzte erst thun, wenn sie wieder mit ihren Kenntnissen das wahre Christenthum, nämlich den Glauben an Jesum Christum verbinden; so lange sie nur an sich selbst und an ihre Wissenschaft glauben, muss diese ja Stückwerk bleiben. Ich würde mich am liebsten einem recht frommen Arzt anvertrauen, wenn ich einen wüsste.

In unsrer Existenz hat sich eine Veränderung zugetragen, nämlich eine Nichte von Schlegel lebt jetzt hier mit uns im Gartenhause. Sie ist die Tochter seiner Schwester Ernst aus Dresden und hat vorigen Winter einen Baron Buttlar, Oberstlieutenant in russischem Dienst, geheirathet. Ihr Mann ist nach Russland gereisst, um seinen Abschied anzusuchen, und während dem ist sie hier zu uns gekommen. Sie ist recht sehr liebenswürdig, verständig und angenehm; eine schlanke, zwanzigjährige, äusserst zarte Figur mit einem edlen feinen Gesicht. Sie ist eine fromme, recht gefühlvolle Christin, aber leider keine Katholikin und zwar so ganz und gar nicht, dass sie nicht einmal (was doch so viele bessre Protestanten jetzt haben) eine Ahndung davon oder eine Sehnsucht nach unsrer Kirche hat! Sie werden es gewiss mit mir fühlen, wie weh es mir thut, ein so liebes Wesen so in dunkler Irre sehen zu müssen. Ich lese jeden Morgen ein Kapitel im Thomas a Kempis mit ihr und überlasse es Gott, diese Lectüre fruchtbringend für sie werden zu lassen. Mehr kann und darf ich nicht thun, der Verhältnisse gegen Eltern und Gemahl halber. Die Ernsten sind treue fromme Christen, aber hartnäckige Lutheraner; der Gemahl — ich kenne ihn nicht, aber man scheint sehr verliebt in ihn, und er eben kein *lumen mundi*. — Unter die vielen sehr erfreulichen Mittheilungen in Ihren beiden Briefen gehört auch noch vorzüglich Ihre Annäherung zur herrlichen Gräfin Stolberg. Ich könnte mir ordentlich etwas darauf einbilden, dass ich etwas zu diesem gewiss heilbringenden Verhältniss beigetragen habe; aber ich

weiss, dass ich nur ein blindes Werkzeug in den Händen dessen bin, dessen Absichten zu erfüllen ich für mein höchstes Gut halte. Ich hoffe recht viel von Ihrer Bekanntschaft mit dieser auserwählten Frau, denn dieser Zusammenhang, dieses Einverständniss zwischen den Gutgesinnten ist es, was uns jetzt fehlt, worin die Feinde in ihren bösen Absichten uns überlegen sind, indessen so Gott will, nicht bleiben sollen. Was auch immer die einseitige, nur zeitlichen, augenblicklichen Vortheil berechnende Politik dagegen wirken wollte, die gleichgesinnten, für alle Ewigkeiten wirkenden Freunde werden in ganz Deutschland nur ein und dasselbe Vaterland mit uns haben! — Was mich auch sehr freut, das ist, dass die Gräfin Khevenhüller bei Ihrer Tante und Onkel den Sommer zubringt, sowohl um ihrentwillen (denn niemand weiss besser als ich, wie wohlthätig der Aufenthalt in diesem von Gott geliebten Hause ist) als auch um der lieben Széchényi's willen, die sonst diesen Sommer gar zu einsam gewesen sein würden. Ja wohl haben Sie Recht, liebe Gräfin, dass es Engel sind. Ihre wohlwollende, freundliche Menschenliebe, ihr immer reges Gefühl für das Gute bewährt sich, je länger man sie zu kennen das Glück hat, je mehr; niemand hat mehr Beweise davon im dankbaren Herzen zu bewahren als ich. Ein recht ächtes Kennzeichen ihrer Vortrefflichkeit ist, dass in ihrer Nähe alles gut wird, dass das Böse eine ganz andre Natur annimmt, als ob es den Ausflüssen dieses himmlischen Wirkungskreises gar sich nicht in seiner ursprünglichen Gemeinheit nähern dürfte, nicht allein edler erscheinen, sondern wirklich sich veredlen müsste. Wie oft hatte ich nicht Gelegenheit, dies zu beobachten! Es ist mir auch, als könnte ich gar keine Art von Unruhe um diese in Gottes Liebe ruhenden Personen haben, was ihnen immer begegnen mag in diesem Leben. — Von Franziska habe ich sehr lange nichts gehört, ausser dass mir ihre Schwe-

ster aus Mannheim schrieb, sie ginge damit um, bei ihrer Rückkehr eine Pensionsanstalt zur Erziehung in Mannheim einzurichten. Das wird ein schweres, gewagtes Stück Arbeit sein. In Frankfurt selbst thäte das noch viel mehr Noth, denn hier ist die Erziehung, besonders der katholischen jungen Frauenzimmer sehr vernachlässigt. Sophie Schlosser nimmt sich jetzt dieser Sache an. Wir wollen nun einmal überlegen, ob man nicht Franziska hierher bringen könnte. — —

317.

Dorothea an Rahel Levin in Baden [1]).

Frankfurt, 7. August 1816.

Meine sehr liebe Freundin! Ich freue mich von Herzen über die Hoffnung, Sie nun recht bald, wenn auch nur auf kurze Zeit wiederzusehen. Man gewinnt doch immer an Zuversicht und Zutrauen zur Zukunft, wenn man sich wiedersieht; darum haben auch die hiesigen Gegenden einen ganz eignen Reiz, dass die Entfernung nicht so gross, nicht so trostlos ist wie in den grossen Reichen.

Vorige Woche haben wir eine kleine Reise in's Rheingau gemacht; wir waren drei Tage aus, haben den Rhein wiedergesehen. O mit welchem Vergnügen! wie man einen Bruder, einen herzlich theuren Freund wiedersieht, mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen. Das Gefühl der Heimath, das man sich nicht erkaufen und nicht anraisonniren kann, habe ich nirgend noch gefunden als an den Ufern dieses lieben Stroms — „Herzblut Germania's“ nennt ihn Graf Stolberg. Es ist auch wahr! Wenn man ihn so stark, so gleichmüthig und ernst fliessen sieht, heiteres liebes Leben gebend und erhaltend, so meint man, es müsse die Pulsader des Landes sein, die zum Herzen

1) Veröffentlicht in Dorow's Denkschriften und Briefe 4, 117 ff.

führt und davon herkommt. Bis Rüdesheim kamen wir. Liebe! denken Sie sich doch etwas aus, wie wir einmal die Reise auf dem Rhein zusammen machen könnten; vielleicht lässt es sich mit Ihrem Vorschlag, zusammen nach Strassburg zu reisen, vereinigen. Wir müssen nur recht ernstlich wollen! Sie haben sehr Recht mit dem Münster; ohne dass ich ihn gesehen habe, erkannte ich ihn bei der Beschreibung Ihres Gefühls, indem Sie ihn sahen; denn diesen Eindruck macht jede schöne gothische Kirche. Im Dom zu Köln z. B. verstand ich zum erstenmal, was eine Fuge ist und sein soll. Daher kam ja auch der so oft von den Platten bekrittelte und bespöttelte Ausdruck Friedrichs von der „versteinerten Musik“ [1]). So ist diese sogenannte gothische Baukunst die Vollendung der Kunst der Zeit, in welcher sie blühte, im reichsten künstlichsten Schmuck die Einheit des Gedankens bewahrend, im ganzen darstellend, wie in der kleinsten Einzelnheit wiederholend, ein wahres Abbild und allein möglich in dem Edelsten, Vollendetsten und Schönsten, was Gott in seiner Liebe der Erde gegeben, in der Kirche selbst.

Wenn Sie die Catalani nicht hören sollten, Liebste, das würde mir unendlich leid sein. Montag singt sie; ob zum letzten Male, weiss ich nicht. Wenn Sie auch spät und unerwartet kämen, würden Sie dennoch immer Platz haben können, es ist nicht übertrieben voll gewesen die vorigen Male; vielleicht wäre es aber doch in der Messe mehr voll. Mir hat diese Catalani einen Eindruck gemacht, wie eine grosse Naturerscheinung einen macht, eine wahrhafte Verherrlichung der Allmacht Gottes. In einer Kirche möchte ich sie wohl hören oder wenigstens in einer grossen Oper einen Charakter darstellen; es ist mit einem solchen Conzert doch nur wie eine Art Trödelmarkt.

1) Dorow ergänzt: „Die Architektur sei versteinerte Musik.“

Graf Custine[1]) ist in Mainz, sobald er zurückkömmt, werde ich ihm Ihren Auftrag ausrichten. Soviel ich von ihm und von der Humboldt gehört habe, wird die Gräfin Custine[2]) dieser Tage erwartet und zwar von Töplitz, über Dresden, aller Wahrscheinlichkeit nach also nicht über Baden-Baden. Kommen Sie also nur lieber grade hierher, und sobald als Sie können. — Friedrich grüsst Sie auf's schönste. Der Arme war gestern und vorgestern recht krank, heute geht es besser. — Die Nichte empfiehlt sich Ihnen, ihr Mann ist hier seit einigen Tagen. Die arme Nichte! desto ärmer, da sie es noch gar nicht fühlt und nicht einsieht, wie arm sie ist. Buttlar sagt, er kenne Varnhagen, er habe mit ihm, ich weiss nicht wo? bei der deutschen Legion gestanden. — Adieu, liebes Kind! Behalten Sie uns lieb. Wir alle grüssen Sie und Ihren Gemahl recht freundlich.

Dorothea S.

Ist der liebe Zelter noch in Baden, so grüssen Sie ihn doch von uns.

318.

Dorothea an ihren Söhne in Rom.

Frankfurt, 18. August 1816.

Frau v. Ramdohr will Euch dieses Briefchen mitnehmen, und obgleich ich wenig Zeit zum Schreiben habe, dennoch benutze ich eine späte Abendstunde, um sie nicht leer nach Rom reisen zu lassen, und gebe Euch damit wieder einen Beweis, wie viel ich eigentlich besser und freundlicher bin als meine beiden Kunstjünger, die den Doctor Friedländer haben herreisen lassen, ohne ihm ein armes Wörtchen für uns mitzugeben. Wie konntet Ihr's über's Herz bringen? Noch dazu hatte

1) Astolph, der Dichter und Reisebeschreiber.

2) Astolphs Mutter, berühmt durch ihre Aufopferung für ihren guillotinirten Schwiegervater und Gemahl.

ich es mir in den Kopf gesetzt, er müsste mir das Bild von Johann mitgebracht haben, wovon Du in Deinem letzten Briefe mir einiges geschrieben, lieber Philipp, und früher schon einmal Franziska. Der gute Friedländer wusste sich gar nicht genug zu entschuldigen, da ich ihm so zu Leibe ging. Trotz Eurer Kargheit aber hat mir Friedländer doch durch alles, was er mir von Euch erzählte, ganz erstaunlich viel innige Freude gegeben, so dass ich mit einer Art von Aberglauben ordentlich anfing zu widersprechen und zu thun, als glaubte ich ihm nicht, weil es mir zu viel Freude machte. Auch Eure Zeichnungen im Stammbuch haben mir sehr wohl gefallen, sowohl die kleine, äusserst wohl zusammengesetzte von Johann als die sinnreich bedeutende von Philipp. Von dieser letzten meint Friedrich, sie müsste sich im grossen ausgeführt und gemalt ganz vortrefflich ausnehmen. Von allen Euern Unternehmungen, Euerm Treiben und Leben hat uns der gute Reisegefährte stundenlang erzählen müssen. Auch Medor war schon zweimal mit hier. Wenn ich zu ihm sage: „Such, Medor, drinnen ist Philipp!“ dann läuft er wie ein Pfeil durch alle Zimmer durch; dann kommt er wieder zurück und sieht mich ganz verwundert an. — Was Overbeck dem armen Friedländer in's Stammbuch geschrieben, das habe ich wohl gleich verstanden, in wie fern es ihm zur Beherzigung gemeint ist. — Glaubt mir, es wird jetzt hier in unserm theuern Vaterlande täglich bedenklicher und misslicher, den Irrthum bestimmt abzuwerfen und die, wenn auch wirklich erkannte Wahrheit zu bekennen, insbesondere wenn man der Welt noch bedarf oder dem Vaterlande gern nützlich sein möchte! Ueberall findet ein solcher Bekenner die grössten Hindernisse und Widersacher. Nirgend sieht man das so wie hier; auch Schlosser's haben wie im 4. Jahrhundert zu kämpfen, nur dass diese Leute es besser aushalten können als Friedländer. Wenn von

Rom aus nicht etwas zur Verbesserung für unsern Zustand geschieht, so sieht es sehr übel aus. Darüber ein andermal, heute bin ich zu müde. D. S.

Geliebter Philipp, Du könntest mir eine recht grosse Freude machen, wenn Du die kleine Zeichnung von mir, die Du vorigen Sommer gemacht hast und die so überaus glücklich getroffen war, in Kupfer stechen liessest, radirt oder wie es Dir sonst am besten scheint. Du glaubst nicht, wie lieb mir das wäre; macht es Kosten, so will ich diese gern ersetzen. — Jaïris Töchterlein von Overbeck, was ich bei Wenner gesehen, hat mir grosse Freude gemacht. Euer Friedrich.

319.

Gräfin Julie Zichy an Dorothea Schlegel in Frankfurt.

Karlburg, 31. August 1816.

Wissen Sie wohl, dass der Eingang Ihres mir so lieben Briefes jenem Wolfe im Schafspelze des Evangeliums gleichkömmt! Ihre so parteiliche und nachsichtige Liebe könnte mich beinahe glauben machen, dass ich so gut bin, wie Sie es meinen, so ohne Mängel. — Ich bitte Sie, sagen Sie mir derlei nicht. Sie wissen nicht, welch ein Eitelkeitsteufel mich oft quält, und welch ein Gift mir eine Lobrede ist. Da habe ich dann wieder vierzehn Tage daran zu arbeiten, mir das Lob aus dem Sinn zu schlagen, um nicht lau und unthätig zu werden. Da geht es dann wieder bei weitem schlechter mit den Lehrstunden, mit der Geduld und Sanftmuth, und sogar bei dem Gebet dringt sich mir diese Eitelkeit auf eine so abscheulich einschleichende Weise auf, dass ich ihr nicht zu entgehen weiss. Ich bitte Sie um's Himmelswillen, seien Sie nicht so parteilich und nachsichtig mit mir. Ihr Lob ist ein grösseres Gift vielleicht als jenes eines andern. Ich bin so froh und vergnügt, Sie mit mir zufrieden zu sehen,

dass schon meine Liebe zu Ihnen Spuren meiner Eitelkeit an sich trägt, denn von niemanden mag ich lieber gelobt werden als von Ihnen — und doch ist es mir Gift. Sagen Sie mir hierüber etwas in Ihrem nächsten Brief, besonders zum Gegengifte, denn wenn das Böse überhand nimmt, so wird aus jeder Tugend eine Scheintugend, weil sie nicht um Gottes, sondern der Menschen willen geübt wird. — Was Sie mir über die Erziehung, über das späte oder frühe Reifen des Obstes sagen, hat mich recht getröstet. Sie haben so wahr gesagt, meine theure Freundin! Jene Gemüther, die dem Winterobst gleichen, sind gewiss nicht unter die unedlen Naturen zu zählen. — Doch wie gefährlich ist es nicht, die Reife, das Bestreben nach dem höhern Ziel, auf den Winter, für spätere Jahre zu verschieben, da wir doch kein Pfand in Händen haben, welches das Alter uns zusichert! — Ich will mit Ergebung auf Gott bauen, von ihm Trost und Hülfe mir erbitten, wenn ich geängstiget und gequält auf das Gelingen, auf die Zukunft meiner Kinder hinsehe. — Sie sind recht glücklich mit Ihren Kindern! Ich geniesse mit Ihnen jede Freude, die sie Ihnen machen, jedes Gute, welches Sie von ihnen erfahren. Meine Theilnahme ist so aufrichtig, denn ich kenne mir kein grösseres Glück als wohlgerathene Kinder! — Die so gütige Gräfin Stolberg hat mir eine recht schöne Antwort auf meine Danksagung für die Bücher geschrieben. Ganz Ihnen verdanke ich diese Bekanntschaft, die gewiss nur heilbringend sein kann. Sie schreibt mir auch, dass sie öfters einige Worte an mich richten wolle; da können Sie sich leicht denken, dass ich nach dieser Aeusserung auch gleich wieder zurück schrieb. — Wie sehr verstehe ich Ihren Kummer in Betreff Ihrer Hausgenossin und Verwandtin! — Es ist auch gar zu traurig, ein geliebtes Wesen in der Dunkelheit zu sehen und nicht einmal alles thun zu dürfen, um sie von da heraus zu reissen. — Ich habe eine recht grosse Freude

erlebt, Dank sei es dem vortrefflichen Pater Hofbauer, den Gott zu dem Werkzeuge seiner Segnungen auserkor. Mein Stubenmädchen Louise ist zum katholischen Glauben übergetreten. Es ist dieselbe Kränkliche, die nach Berlin zurückzukehren wünschte und auch Sie deshalb schon gebeten hat, um ihr Mittel zu ihrer Reise an die Hand zu geben. Sie ward schwer krank, beinahe ohne Hoffnung. Ihre Umgebungen frugen sie, ob sie keinen geistlichen Trost in ihrem Zustande wünsche; sie antwortete, sie werde es schon sagen, wenn sie ihren Prediger wolle, man möchte ihr unterdessen nur aus katholischen Gebetbüchern vorlesen. Dies wurde gethan, doch zog ich unsern guten Vater zu Rath, den Fingerzeig der Vorsicht nicht verkennend. Der erste Besuch ward gut aufgenommen, die darauf folgenden noch besser. Pater Johannes und Martin ersetzten zuweilen des verehrten Vaters Stelle und in kurzem genass ihre Seele. Ich ging denselben Tag zur Beichte und Kommunion durch Zufall, als sie ihr Glaubensbekenntniss ablegte. Dies vermehrte unsere beiderseitige innere Feier an diesem Tage. Ich freuete mich mit ihr, sie nun zur Schwester zu haben und auf demselben einzig sichern Weg gehen zu können. Sie dankte mir, die ich doch diesen Dank nicht verdiente, mit so gerührtem Herzen, dass ich es immer eingedenk sein werde. Auch ihre Gesundheit ward allmälig besser, doch seit einer Zeit fängt sie wieder an zu kränkeln. Ihre Kräfte nehmen ab, ihr böser Husten zu. Ich glaube nicht, dass sie den Winter überleben werde. Ich denke ihr ein ruhiges Plätzchen zu suchen, wo sie für uns arbeiten wird können, den einzigen Dienst, den sie mit ihrer geschwächten Gesundheit zu versehen im Stande ist, wo sie gepflegt und gewartet wird. — Ich habe mich Ihres Auftrages an meinen Onkel wegen seiner Augen entlediget. Noch findet er keine Aenderung. Im Gegentheil glaubt er zuweilen mehr Schatten, mehr dunkles vor sich zu sehen; doch ist er so getrost und so guten

Muthes wie immer. Er nimmt die Pflaster mit einer gleichen Sorgfalt. Er glaubt, dass sie ihm vielleicht dennoch helfen werden, und wenn sie nicht helfen, so ist er es auch zufrieden. Von ihm muss man blinde Ergebung in Gottes Vorsehung lernen. — Graf Koháry ist Fürst geworden. Ich glaube, dass die Familie Coburg ihn gerne zum Erzherzog erhoben hätte, seitdem die künftige Königin von England ein Mitglied ihrer Familie ist. Graf Koháry selbst hat sich es nicht gewünscht, er findet keine Freude an Titeln, dazu ist er viel zu verständig.

Nun sollen Sie auch etwas von meiner Lustreise hören. Ich war mit meinem Schwiegervater und Carolinen [1]) auf einem recht niedlichen, hübschen kleinen Gütchen, Drassburg genannt. Die Gegend ist so lachend freundlich und abwechselnd als möglich. Es liegt in einem kleinen, sehr bepflanzten Thale, mit hohen Hügeln oder kleinen Bergen umgeben, die nicht schroff sind, sondern sich in's Thal allmälig verlieren. Das bringt denn auch eine sehr hübsche Bewegung des Grundes hervor. Die Berge sind mit Laub- und Nadelholz sehr dicht bewachsen. Weingärten, auch Felder durchschneiden sie abwechselnd, und einige recht schöne, spiegelhelle reine Quellen geben dem Ganzen ein so freundliches Ansehen, so viel Leben, ich möchte beinahe sagen Farbe, dass man recht gerne da bleiben möchte. Das Schlösschen und der Garten sind in altfranzösischem Geschmack von einem alten Franzosen gebauet und gepflanzt worden. Der Mann hat sehr gut für alle Lebensbedürfnisse gesorgt. Obwohl das Ganze sehr klein ist, so ist dennoch alles Erdenkliche da vorhanden. Nicht mehr in sehr gutem Zustande, denn es war lange verpachtet, doch noch genug, um recht bequem da zu leben. Glashaus, Ananas-Haus, Fischteich, Schildkrötenteich, köstliches Obst, von den Bergen hergeleitete

1) Julie's Tochter, geboren am 11. Februar 1802.

Quellen mit dem köstlichsten Wasser, alles erdenkliche Gute zum Essen und eben so zum Wohnen. Gute Fensterladen, Kamine, Ruinen sehr guter bequemer Stühle. Ich ging sehr viel mit Carolinen spazieren, die schöne Gegend hat mir um so mehr Freude gemacht, da ich hier eine so wenig hübsche zu sehen gewohnt bin. Mein Aufenthalt hätte mir vollkommen vergnügte Tage dargeboten, wenn nicht eine Feuersbrunst mir grossen Schreck gemacht hätte. Es war $1/2$ 10 Abends. Caroline, mein Mann und ich, wir sassen ganz gemüthlich und traulich beisammen. Papa war den Abend abwesend. Wir hatten nur noch einige Strophen, um den schönen ‚Cid' zu vollenden. Wir waren alle gerührt, beinahe in Thränen, als ein furchtbares Geschrei: Feuer! Feuer! uns aus dieser schönen Stimmung brachte. Wir eilten an's Fenster und sahen auch schon in der dunklen Nacht die Flammen thurmhoch vor uns sich erheben. Karl raffte an Leuten zusammen, was er fand, und eilte zu Hülfe. Wir beteten und erwarteten Nachricht über die Richtung und Gefahr des Feuers. Der Wind ging zu uns herüber, keine Feuerspritze war da, die Leute des Dorfes wollten nicht Hand an's Werk legen, sie wussten nichts anderes zu thun, als zu schreien; so war denn auf keine glückliche Wendung zu hoffen, wir packten also zusammen, liessen anspannen, alles wurde auf die Wagen gelegt und geworfen, wie es kam, denn die Gefahr nahm zu; wir wollten auf's Feld hinausfahren und da erst das Ende erwarten. Plötzlich änderte sich das Wetter; ein Platzregen und die Aenderung des Windes gaben uns Hoffnung, endlich Sicherheit. Karl sagt, dass der Regen in dem Augenblick wohlthätig erschien, als zwei Bauern-Frauen sich mit lautem Rufen an die Mutter Gottes wandten, um Regen von ihr zu erbitten. —

320.

Dorothea an Caroline Paulus in Heidelberg.

Frankfurt, 9. October 1816.

— — Der Verdruss, Dich dieses Frühjahr nicht anzutreffen, war auch die Schuld, dass ich Heidelberg so bald verliess. Ich hatte mich so herzlich gefreut Dich zu sehen, und nun musste mir das so vereitelt werden. Ja, und was noch toller ist, ich glaube, wir sind uns vorbeigefahren, ohne uns zu erkennen. Wenigstens sah ich auf halbem Wege nach Stuttgart in einem Posthause, wo mehrere Reisende ausgestiegen waren, einen Mann vor einem Wagen vorüber in's Haus gehen, der dem Vater [1]) erstaunlich ähnlich sah, so dass ich noch bei mir selbst die Bemerkung davon machte, ohne aber nur im geringsten darauf zu kommen, dass er es vielleicht gar selbst sein könnte. Siehst Du, wie schön dumm ich immer noch bin! An dieser Verdutztheit wirst Du mich lebelang wieder erkennen. — — Willst Du zu uns nach Frankfurt kommen, so wollen wir Dich auf Händen tragen. — — Eben ist Conferenz bei'm Bund. Ich habe Lust einzukommen, dass künftig in ganz Deutschland einer jeden ordentlichen Frau die Postpferde gratis gegeben werden, damit sie ungehindert reisen kann, wohin sie will. Gott mit Dir, liebe Seele! Ich bleibe Deine treu ergebene

Dorothea.

321.

Philipp Veit an seinen Bruder Johannes in Neapel.

Rom, den letzten October [1816].

Mit Vergnügen ergreife ich die Feder, um Dir einige wenige flüchtige Lebenszeichen zu geben. Hättest Du

1) Professor Paulus.

doch auch schon denselben gescheuten Einfall gehabt! Denn bis jetzt weiss ich noch nicht, ob Du glücklich angelangt bist. — Bei uns ist seit Deiner Abreise nichts besonders neues vorgefallen, bis auf die Ankunft mehrerer Deutschen, worunter Rebnitz aus Wien, der Schwager von Overbeck, der viele schöne Zeichnungen von den Wiener Freunden und von sich mitgebracht hat. — Auch Rauch ist angekommen, und wenn Du zurückkehrst, wirst Du wahrscheinlich Nina hier antreffen. Unser Nolte[1]), der Ueberbringer dieses, ist Dir von früher her schon bekannt; lass Dir ihn empfohlen sein, er ist vom ächten Geiste beseelt und wie ich vermuthe, der Wahrheit sehr nahe. — Von unsrer Malerei kann ich Dir nur die betrübte Nachricht mittheilen, dass, obgleich Catel, Schadow und ich nichts bezahlt nehmen, Cornelius dort nicht fortarbeiten soll. Bartholdy scheint disgustirt. — Du kannst denken, wie traurig Cornelius ist. — Lebe wohl und schreibe bald, auch für die Mutter! Empfiehl mich Deinen Reisegefährten; es grüssen Dich alle hiesigen Freunde von Herzen.

322.

Dorothea an Rahel Levin in Karlsruhe[2]).

Frankfurt, 6. November 1816.

Ich will Ihnen selber schreiben, liebe Seele, denn dies ist doch der Mühe werth; man muss sich wohl oft um etwas nicht so erfreuliches das Blut in den Kopf steigen lassen. So wie ich Ihr Gespräch liebte, liebe ich beinah Ihre Briefe; viele würden diese letzten noch vor-

1) Kaufmann aus Hamburg. Vgl. L. Seidler von Uhdeff 245.
2) Von Dorow 4, 119 veröffentlicht, aber unrichtig datirt.

züglicher finden, und es hat auch manche Gründe für sich; ich bin aber ein sehr sinnliches Wesen, mir geht Blick und Ton der Stimme, kurz die wahre Gegenwart der geliebten Personen doch noch um vieles über die Züge der Schrift, sind sie auch ein ganzes Geisterreich! Warum leben wir nun nicht in einer Stadt wenigstens, wenn auch nicht in einem Hause? Ich liebe Sie sehr. Aber alles das wollte ich Ihnen ja gar nicht wiederholen, sondern Ihnen ordentlich antworten. — Ich beklage Sie recht, dass Sie, die Sie es so verstehen, goutiren und — körperlich wenigstens — so sehr bedürfen, Ihre Lebensweise sich so gar nicht nach Ihrem Bedürfniss einrichten dürfen. Das ist wahrhaft eine Prüfung! Ist aber das Leben eine Schule, so wird ja der Schüler nur ein treffliches Zeugniss erhalten, der die Prüfungen am trefflichsten besteht. Seine Persönlichkeit mag der wohl aufopfern, der so gewiss ist, eine andre, eine bessere dafür zu erhalten, und was Sie Erdenwelt nennen, ist ja nur ein Nebel, der eine wahrhaft wirkliche Welt verdeckt und sie unsichtbar macht!

Ganz erstaunt war ich aber, nichts von der Catalani in Ihrem Briefe zu finden. Haben Sie sie denn nicht gehört? — Friedrich ist seit dem 19. zurück, recht gesund, aber auf strenge Diät angewiesen. — Er ist mit ganzer Seele mit den Angelegenheiten des Bundes beschäftigt. Gestern war die feierliche Eröffnung. — Goltz ist hier seit dem Sonntag, hat aber wegen Krankheit seine Stelle gestern an H[umboldt] abgetreten, der dann auch natürlich es nicht ablehnen konnte, wie es heisst. Sie wissen, dass er nicht mehr nach Paris, sondern nach London ernannt ist, hoffentlich aber wird er auch London ausweichen und hier bleiben.

Die Humboldt ist unwohl, sie hat Blutgeschwüre am Arm, ich habe sie seit beinah vierzehn Tagen nicht ge-

sehen. — — Ich begreife sehr und fühle auch alles, was Sie mir über die Stylveränderung von D u und S i e schreiben; es liegt eine Art von Selbstbeschämung, von Vorwurf gegen sein eignes Bewusstsein darin, dergleichen zurückzunehmen. Ich kenne es aus Erfahrung, und — sonderbar genug — eine der Personen, die es mich eben so wie Sie fühlen liess, war eben die Humboldt! — (Nie habe ich das jemand entdeckt, Sie sind die Erste.) Mir war aber rasch geholfen, wie der Blitz hatte ich gleich nach der ersten Probe, d a s s es abgeändert werden solle, m e i n e Partie im lustigsten Humor genommen; ich legte dieses Silblein zu andern kindlichen Gegenständen vergangener, zu leicht erregter Empfindsamkeit, klopfte an mein Herz, nahm die unbequeme Selbstbeschämung als eine heilsame Busse vergangener Petulanz, und so war ich total geheilt, so dass mir diese liebe Silbe auch nicht einmal wieder einfiel, weder bei ihr, noch bei den andern Personen derselben Zeit und desselben Verhältnisses. Aus diesem Sieg über meine Empfindlichkeit trug ich die Belohnung davon, dass sie mir noch grade eben so lieb, eben so nah geblieben ist, als sie es vorher gewesen; da ich alle Schuld a u f m i c h nahm, so hatte sie gar keine, und sie [war] mir unverändert dieselbe. — Die eigne Seele ist eine gar nicht zu erschöpfende Fundgrube von Arbeit und Genuss, sobald man es versteht, einsam zu sein; darin stimmen Sie gewiss mit mir überein. *Apropos* von Einsamkeit: bis jetzt habe ich mich richtig wie eine Schlange durchgeschlängelt, ohne in die grossen Zirkel zu kommen. Jetzt bin ich am Ende dennoch dazu gezwungen; ich war nebst der Humboldt — diese ist aber eine Ministerin, also frei, zu kommen oder nicht — die Einzige, die am Eröffnungstage nicht bei der Gräfin Buol erschien, und nun hat man mir angedeutet, dass künftigen Sonntag mich nichts davon dispensirt als allenfalls der Tod. Ich gebe Ihnen also zu bedenken, mit welchen Lieblingsgedanken

von Petinet, Atlas und Federn ich jetzt erfüllt bin. Haben Sie einige Thränen für die Situation Ihrer korpulenten, bequemen Freundin? — —

Caroline Humboldt ist fortwährend krank; die Mutter spricht von der Nothwendigkeit, sie in ein südliches Seebad nach Italien zu führen. — — Adelheid soll eine sehr tüchtige Hausfrau und Landwirthin werden, wobei „ihr Gesicht täglich mehr den Ausdruck der Mutter Gottes erhalten" soll!! — Diese Leutchen haben also das Geheimniss gefunden, recht vielseitig zu sein; solche Disparata gehen unsern Landsleuten wie Wasser über die Lippen. — Humboldt hat verhindert, dass man den Bundestag nicht mit einer kirchlichen Feier eröffnete; er hat es bei allen andern durchgesetzt, sich aber keine Freunde dadurch erworben. Er hat auch sehr anregende Toasts verhindert, die bei der Tafel ausgebracht werden sollten &c.[1]). Kurzum, unser Freund hat seine heidnische Götterhaftigkeit (die kein Blut in den Adern haben) tüchtig bewiesen. Möge es ihm wohl bekommen. — —

Dass Sie mit Custine's in Zusammenhang bleiben, ist mir ganz überaus lieb, damit ich doch auch von ihnen erfahre. Ich meines Theils kenne keine Societät, in welcher ich lieber leben möchte, als diese drei Personen; denn B[ärstecher] gehört dazu wie gegossen. Möchte Astolf doch auch nur die Uebereinstimmung mit sich selber finden, die seinem schönen reichen Geist allein fehlt, um zur Ruhe zu gelangen. — Ich bitte Sie, wenn Sie der Gräfin schreiben, ihr die Versicherung meiner wahren Anhänglichkeit zu erneuen. Wissen Sie nicht, ob sie meine Schwester in Paris gesprochen haben? — Astolf hat an Christian Schlosser einen trefflichen Bericht über den jetzigen Zustand seiner Landsleute geschrieben. — —

Dorothea v. S.

1) Vgl. Haym's Lebensbild von W. v. Humboldt 368.

323.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Rom.

Frankfurt, 21. November 1816.

— — Die Nachrichten von Deinen Arbeiten erfüllen mich mit grosser Freude; ich lebe der freudigen Hoffnung, euer löbliches, Gott ehrendes Bestreben wird auch gelingen. Seid treu, demüthig, uneigennützig und fleissig, und die Engel Gottes werden euch beistehen und eure Schützer und Leiter sein. — Wenn es sein könnte, dass einer von euch uns einmal, wenn auch nur die blosen Umrisse von den Gemälden bei Bartholdy herschickte, das würde uns gar eine grosse Freude sein. Wie Du Putiphar und Joseph dargestellt hast, bin ich sehr begierig zu sehen. Bis jetzt habe ich keine Darstellung dieses Gegenstandes gesehen als die von Cignani in Dresden und die kann ich nicht gut leiden. Herr Brentano sagte mir viel gutes von Deiner Art, den Gegenstand darzustellen. Wenn Du mir Umrisse schickst, so bemerke doch ja die Grösse des Gemäldes dabei, damit man es sich um so deutlicher denken kann. — Den Gegenstand von den fetten und magern Jahren habe ich mir ganz anders gedacht, als wie ihr ihn nun nehmt; indessen sagte mir Herr Brentano erstaunlich viel zum Lobe von Overbeck's Bild. Das ist allerdings eine sehr schwierige Aufgabe für Dich, liebster Philipp, einem solchen Meister sich an die Seite zu stellen, indessen Du weisst wohl, einem treuen Wollen und frischen gottvertrauenden Sinn gelingt auch das Schwere; und helfen die Unsichtbaren nicht, so wird auch das Leichte nicht gelingen. Bartholdy's Verdienst um die Kunst der Deutschen ist höchst ehrenvoll; wir sind ihm alle dankbar ergeben; grüsse ihn doch ja recht freundlichst von uns. Wenn sich nur erst eine schickliche Gelegenheit zeigt, öffentlich dieser Verdienste zu erwähnen, es soll gewiss nicht unter-

bleiben. — Dass man die Copieen in Oel nach Berlin schickt, wird gewiss sehr gut sein; überhaupt ist gewiss nichts zweckmässiger, den Leuten die Augen zu öffnen, als ihnen etwas zum Schauen hinzustellen. Andisputiren lässt sich der Sinn nicht. Du hast sehr Recht mit Deinen Klagen, dass in der Kunst noch immer das Schlechtere mehr gilt als das Gute und dass so manches Gute verkehrt geschieht. Indessen ist doch in den letzten 10 Jahren sehr viel schon geschehen, wenn man bedenkt, dass erst ungefähr von da an eine bessere Lehre aufkeimte, und wie fremd und angefeindet diese erst so schwer durchdringen konnte. Alles Gute will seine Zeit haben, bis es reift; der Malerei geht es nicht schlimmer als den andern Dingen jetzt in der Welt. Nachahmer und Verderber giebt es in allen Dingen, wahre Kenner und Gönner blutwenig. Wer gegen das Verderbniss des Zeitalters kämpfend, die Wahrheit und das Rechte will, sei es in der Kunst oder in der Politik, in der Gelehrsamkeit oder in irgend einer Wissenschaft, der muss sich damit begnügen, dass er es der Zukunft übergebe, wie der Säemann die Saat — das gute Saamenkorn geht nicht verloren, wenngleich es verdeckt wird, die Zeit bringt es heran und es trägt hundertfach. — Ein grosses Uebel ist, dass so viel arme gute Leute unter euch sind, die nicht gut warten können; davon mögt ihr auch wohl manche Last haben! Ich habe es mit grosser Zufriedenheit gehört, dass Du Deinen Gewinnst bei Bartholdy's Aufgabe grösstentheils den andern überliessest. Konntest Du das thun, lieber Philipp? und hast Du alles, was Du brauchst? — Unter die guten, verkehrt angewandten Dinge gehört meiner Meinung nach, dass die Heidelberger Gemälde-Sammlung nach Berlin soll verkauft werden. Es wird nicht ohne sehr grosse Summen geschehen können, und welchen grossen Nutzen wird das für die Preussen haben? Weniger Kosten, mehr Dank und mehr Erfolg hätte es wahrscheinlich

gehabt, wenn man diese kostbaren Meisterwerke in Köln gelassen und die Sammler unter ehrenvollen erspriesslichen Bedingungen verbindlich gemacht hätte, sie dem Publikum zugänglich zu machen; dann wären sie auf dem Stamm geblieben, aus welchem sie entsprossen sind, derselbe Boden hätte wieder ähnliches hervorgebracht; aber in Berlin giebt es höchstens manierirte Nachahmungen. Wo märkische Rüben vortrefflich gedeihen, kann man deshalb nicht Ananas pflanzen wollen. Und wie sehr werden die Kölner (doch auch jetzt Preussen) dabei beeinträchtigt! Es ist eine grosse Ungerechtigkeit. Werden die Kölner und überhaupt die Rheinländer sich deshalb mehr mit den Preussen befreunden? Wäre es nicht vielmehr schicklicher gewesen, die Alt-Preussen hätten in Köln die Kunst studirt? Cornelius und Mosler werden gewiss meiner Meinung sein. Es wird den Boisserée's sehr verdacht, ich glaube nicht mit Unrecht. Ueberhaupt fangen die Boisserée's an, etwas hochmüthig zu werden. Hochmuth macht blind und so werden sie nicht vor falschen Schritten behütet sein!

Also hast Du wirklich mein Urtheil über Goethe's Rhein- und Main-Buch für zu hart gehalten? Das ist mir angenehm, dass Du eine so gute Meinung von meiner Härte hast, für diesesmal aber ist Deine Meinung härter als mein Urtheil gewesen. Dagegen etwas drucken lassen, lieber Sohn, ist wirklich überflüssig. Das Urtheil über dieses heillose Buch ist einstimmig dagegen, und die einzelnen Parteiischen, die sich nicht bis zum öffentlichen Verleugnen bringen können, schweigen, so dass die Missgeburt ohne alle Wirkung ist und bleibt; wozu also dagegen schreiben und auf's neue Hass und Widerwärtigkeit auf sich laden. Lassen wir die Todten ihre Todten begraben. — Auch ist Friedrich jetzt sehr mit dem Bundestag beschäftigt, wo sollte er Zeit hernehmen zu dergleichen Sachen? Nina grüsst sehr von mir. Welch ein

beneidenswerther Abendkreis bei der Pobeheim, welche lebhafte Theilnahme und Andenken erregt er mir! Künstler und hübsche liebenswürdige Frauen, dafür lasse ich alle Excellenzen und Durchlauchten der ganzen diplomatischen Welt gern stehen. Grüss die liebe Pobeheim, grüsst Eure herrlichen Meister von uns! Grüsst Eggers, er soll doch ja seiner guten Mutter schreiben. Grüss auch die guten Wiener — verstehen sie in Rom auch keinen Spass? Grüsst Koch, ich kann mir denken, welch einen Triumph er über Goethe's Blamage verführt[1]). Was malt er jetzt? Was macht seine Frau und wie geht es seinen Kindern? — Unter die Dich Grüssenden, lieber Philipp, gehört Marianne Saaling, der es befremdlich ist, dass Du von dem Architekt Liemann gar keine Erwähnung machst. Ihr könnt in kurzem den Doctor Passavant in Rom erwarten, der eine Art von neugieriger Reisender ist, gern zu den Interessanten gehören möchte, der aber nichts so sehr ist als ein Pedant. Denkt Euch nur, dass er nicht einmal ein Dutzend Bleistifte für Euch mitnehmen wollte, die ich Euch so gern geschickt hätte, „weil es nicht erlaubt ist, fremdes einzuführen!“ Ich habe ihm auch darum keinen Brief für Euch gegeben, es war mir zu lächerlich mit seiner Quäker-Gewissenhaftigkeit, auch hatte er sich alle versiegelten Briefe verbeten. Brentano erzählte, die deutschen Künstler in Rom trügen alle glatt gescheitelte Haare, Röcke ohne Knöpfe, einen spanisch-altrömischen Mantel und gelbe Schuhe. Ob Ihr auch so angezogen seid, konnte er nicht versichern; von den gelben Schuhen hatte ich aber schon durch Friedländer vernommen. Sobald wieder ein Reisender nach Rom sich bei uns meldet, der kein solcher Douanen-Anbeter ist, so schicke ich Euch Bleistifte oder sonst, was Euch Freude machen könnte. Sollte die Catalani nach Rom kommen,

1) Vgl. Niebuhr's Lebensnachrichten 2, 263.

so versäumt doch nur ja nicht, sie zu hören. Sie ist ein Wunder der Natur und ein Liebling der Kunst oder auch umgekehrt. — Fouqué's ‚Sängerliebe' haben wir gelesen und uns herzlich daran ergötzt. Recht wunderbar ist es, wie alles, was ihn äusserlich oder innerlich berührt, gleich zu einer Geschichte von Ritterthum wird. Nicht sowohl Deine Art und Weise, Dein Charakter, lieber Philipp, ist darin als Mohrenritter abcopirt, sondern alles, was Du treibst, und so ziemlich, was Du mit Fouqué zusammen erlebt hast, bis auf den Sturz vom Pferde in der Schlacht, die Malerei, das Christenthum, alles. Wahrscheinlich sind mehrere Figuren so nach dem Leben gezeichnet. Du heisst Balta, Dein Waffengefährte Gryba — vielleicht Gröben? Er selber als Sänger ist besonders im Tode sehr rührend, ich habe das Bild davon mehrere Tage nicht vor der Seele wegbringen können. — Abraham mit Frau und Kindern ist von Paris hier durch nach Berlin gereist, hat sich einige Tage hier aufgehalten. Wir haben sehr oft von Dir geredet, sie haben eine grosse Zärtlichkeit für Dich. Die Kinder haben mich rein toll gemacht — ich bin ordentlich verliebt in sie. Fanny und Felix spielen die Sebastian Bach'schen und Händel'schen Sachen mit einer Kraft, Fertigkeit, Präcision und Ausdruck, die gar nicht glaublich ist. Felix ist mit einer Genialität und Fanny mit einer Virtuosität auf dem Klavier zu Hause, dass einem völlig der Verstand dabei still steht. So in Sprachen, im Schreiben, Rechnen, in der gewandten Lebensart, kurz, wahrhafte Wunder-Kinder! Beckchen [1]) ist sehr drollig und Paul das leibhafte Bild des Grossvaters, zugleich mir sehr ähnlich. — Was uns betrifft, so geht es uns Gottlob recht gut, manchen Bundes-Aerger abgerechnet; Philipp, Du wirst Dir manches der Art vorstellen können, da Du die Personen meistens kennst. — Auguste

1) Rebecka.

Buttlar ist seit Ende September wieder zurück zu ihren Eltern nach Dresden. Habe ich Dir schon geschrieben, dass wir eine kleine Rheinreise in's Rheingau gemacht haben — Friedrich, ich, die Buttlar und Buchholz. Wir sind bis Rüdesheim gekommen, waren auf dem Johannisberg, der jetzt dem Fürsten Metternich angehört, und zu Hattenheim bei Mappes, in Wiesbaden, Schlangenbad und Schwalbach. Es war uns eine höchst angenehme Reise, im ganzen währte sie aber nur drei Tage! Den Rhein wieder zu sehen, machte mir ordentlich eine Empfindung, wie eine erfüllte Hoffnung, tröstlich und beruhigend. — Seit die Buttlar fort ist, haben wir Auguste Mengershausen bei uns (Schwester der Pilat); sie ist sehr gutmüthig, angenehm und nützlich bei uns. — Ihr habt jetzt alle die Kunstherrlichkeiten wieder zusammen; ich habe einen Brief vom Bildhauer Rauch an die Frau von Humboldt lesen gehört, der es einem sehr anschaulich macht. Dafür haben wir jetzt hier etwas, das ihr schwerlich haben werdet, einen hellen, strahlenden Winter. Eben wird es helle, meine Fenster sind wie ein romantischer Tannenwald gefroren, hohe und niedre Bäume und dichtes Gesträuch wie von Krystall, und hindurch schimmern wie durch Silber die hellrosenrothen Sonnenstrahlen, die wie glänzende Pfeile durch die Luft fliegen. Im Garten unten ist alles wie Silber und Krystall und die fernen Berge schlummern noch im bläulichen Duft. Habt Ihr das? Dabei knackendes Feuer im Ofen, gute Pelze, warmer Kaffee und die Erwartung der Kirche, denn es ist Sonntag und ich darf nun nicht länger verweilen. — Was sagt Ihr denn zu der Gnade, die dem Heiden Humboldt [1]) vom heiligen Vater widerfährt? Lebt wohl, lebt wohl, Gott mit Euch, meine theuern Söhne.

1) Vgl. Haym's Lebensbild von Wilh. v. Humboldt 634 ff.

324.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Rom.

Frankfurt, 30. November 1816.

Ich habe Dir einen schmerzlichen Verlust zu melden, der Deinen Bruder nicht so viel trifft als Dich, weil er das Glück nicht hatte, die Person zu kennen, die der Vater im Himmel zu sich zurück zu nehmen für gut fand. Diejenige, die uns eine so liebende, so theuere Freundin auf Erden war, ist jetzt unsre Fürbitterin im Himmel — die Gräfin Julie ist nicht mehr[1])! — Sie ist im October niedergekommen, hat einen Sohn geboren — das erfuhr ich durch einige unzulängliche Worte von Franziska; darauf erhielt ich immer keine ausführlichere Nachricht (ich weiss nicht einmal den eigentlichen Tag ihrer Niederkunft), und nun erhielt ich vorgestern den einliegenden Brief von Franziska; ich schicke ihn Dir mit, damit Du diese nähern Umstände erfährst, so gut als ich sie habe; schicke mir dann den Brief wieder zurück. Ich habe alle möglichen Menschen, die ich in Wien kenne, um vollständigere Nachrichten von ihren letzten Augenblicken gebeten. Erhalte ich etwas bedeutendes, so werde ich es Dir mittheilen. Ich eile nur darum, Dir diese Nachricht zu schreiben, weil ich glaube, Du wirst sie doch noch lieber von mir hören wollen als durch andere. Ich mag Dich aber nicht lange von den Bildern meiner bewegten Seele unterhalten; ich denke an die armen Kinder, an ihre Zurückgelassenen, an den Gräuel der Verwüstung in dem Hause, dessen Seele und Leben sie war, und ich vergesse in der Furcht, die mich darüber ergreift, meinen eignen Schmerz. — Ich wünsche Dir Glück, liebster Philipp, dass Du sie gemalt hast, und dass

1) Unter dem Beistande von P. Hofbauer † 18. Nov. 1816.

Dein Bild das ähnlichste von allen ist. — Erfreuen wir uns, dass wir sie gekannt haben, dass sie uns liebte, dass sie an uns denkt, für uns gutes erbittet, dass wir hoffen dürfen, sie wieder zu sehen. Ach, sie selbst ist ja besser dort, in dem hohen Lohn ihrer Tugend, als hier in der Prüfung! was verlor denn sie am Leben? Auch Deine Gedanken werden das sein, darum sage ich nichts mehr darüber. Ich grüsse Dich und den lieben Johann, dem Du recht viel von ihr erzählen musst. Ich grüsse Nina und empfehle ihr das Andenken der Verewigten.

Eins muss ich doch sagen, dass ich bei Wenner die Blätter zum ‚Faust' von Cornelius gesehen habe, die mir einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben, ganz vorzüglich das im Kerker und das zu Pferde am Rabenstein; aber ich sollte keines ausnehmen, sie sind alle bewundernswürdig vom Titelblatt bis zum Kerker. Dabei konnte ich mir aber nicht verbergen, dass dieser ‚Faust' kein glücklicher Gegenstand für eine so würdige meisterhafte Darstellung ist. Erstlich kann das Werk keine allgemeine Theilnahme erregen, wegen der grossen Subjectivität des Gedichtes (ich rede jetzt nur von Deutschland, denn für das Ausland ist der ganze Gegenstand ja vollkommen unverständlich und uninteressant), und ferner fühlte ich ein unbeschreiblich unruhiges, trost- und lichtloses Unbehagen bei dem Anschauen dieser Bilder; ich möchte sie nicht um vieles beständig vor Augen haben — und das sollte man ja wohl eigentlich bei einem so vortrefflichen Kunstwerke wünschen. Ich musste auch der Stimmung des Künstlers dabei mit heimlichem Grausen gedenken. Ich möchte nicht, liebe Söhne, dass Ihr Eure Phantasie mit solchen trüben, himmellosen Gegenständen lang beschäftigtet; ich glaube, man muss sehr unglücklich dabei sein. Fragt doch den Cornelius in meinem Namen darum. Von Overbeck sah ich ein kleines Bild, die Erweckung der Tochter des Jaïrus; ich möchte wohl wissen,

warum er sich die auferweckte Kleine so erwachsen und dabei so gar reizlos gedacht hat. D.

Geliebter Philipp, was sagst Du nur zu dem unerwarteten, grossen Verlust, den wir erlitten haben? Ich bedaure nicht blos die Kinder und Familie, es ist ein Verlust für ganz Oesterreich, das in ihr eine seiner schönsten Zierden verlor. Für uns ist nun auch Wien der schönsten Erinnerungen beraubt; und wenn wir einmal dahin zurückkehren, so werden wir von neuem das Oede fühlen, was ihr Entbehren dort in unserm Leben machen würde. Gott erhalte uns nur den alten Hofbauer und Széchényi noch lange! — Sage mir, Philipp, wie ist es denn mit meinem Gedanken, dass Du die Landschaft ordentlich bei Koch lernen möchtest? Wenn Du Neigung dazu hast, so habe ich vielerlei über Landschafts- und Naturmalerei zu schreiben — Kunstgedanken, von denen ich hoffe, dass es keine Dunstgedanken sind. In keinem Falle, glaube ich, muss der Sieg des christlichen Malers über den heidnischen Kunstsinn so triumphirend sein als in der Landschafts- und Naturmalerei. Herzliche Grüsse an Johannes und Nina. — Wenn der Kupferstich von mir auch noch etwas mehr kostet als 12 oder 16 Ducaten, so schadet es nichts. Nur mach bald damit, lieber Philipp, und schick mir dann 100 Exemplare. Friedrich.

325.

Der deutsche Künstlerorden an Johannes Veit in Rom[1]).

Rom, am 9. December 1816.

Johannes Veit, gebürtig von Berlin.

Zur beständigen Erinnerung an den Hauptgrundsatz unsers Ordens: die Wahrheit, und an das geleistete Ver-

1) Den Kopf dieser Aufnahmeurkunde ziert ein Kupferstich, St. Lucas darstellend, wie er das Evangelium schreibt; vor dem

sprechen: diesem Grundsatz lebenslang treu zu bleiben, für sie zu arbeiten mit allen Kräften und hingegen jeder akademischen Manier eifrig entgegen zu wirken, und zugleich als ein Zeichen unsrer Liebe und Hochachtung, mit der wir Ihn jedem neuen Mitgliede des Ordens für immer zur freundlichen und brüderlichen Aufnahme empfehlen, schriebens unserm Freunde und Bruder Johannes Veit

Die Mitglieder des Ordens:

Johann Friedrich Overbeck.

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.

Joseph Sutter.

Nur aus der Wahrheit strahlt des Lebens Licht zum Ideale,
Die heilige Begeisterung der Liebe für Kampf und Pflicht.

Peter Cornelius.

Werdet stark in der Liebe, denn die Liebe bildete Himmel und Erde.

Friedrich Wilhelm Schadow.

Liebet alles in dem Einen,
Den Einen aber liebet allein in allen Dingen.

Schreibpult liegt der Opferstier, an der Seitenwand lehnt ein Mutter-Gottes-Bild, davor Palette und Pinselbüschel, in den obern Seitenecken schweben Schwert und Fackel. Das Datum am Fusse: „10 Heumond 1809“ bezeichnet wohl den Stiftungstag des Vereins.

326.

Dorothea an A. Wilhelm Schlegel in Paris.

Frankf[urt], 18. December [18]16.

Der bewusste Auftrag an Sie, lieber Bruder, durfte nur in dem einzigen Fall ausgerichtet werden, wenn Ihre Gesinnungen noch dieselben wären, die sie in Florenz gewesen sind. Die Eröffnungen, die Sie mir in dieser Hinsicht in Ihrem letzten Briefe gemacht haben, waren mehr als zureichend, um mich zu überzeugen, dass diese Gesinnungen nicht mehr dieselben sind und schwerlich wohl je etwas ähnliches wieder werden könnten — und so ist nun weiter von keinem Auftrage die Rede mehr. Die gute Nina scheint wieder einmal viel zu leidenschaftlich gewesen zu sein und wird nun von Rechtswegen dafür büssen müssen. Sie haben in allem ganz und gar Recht, durch alle Register, mit allen Gründen Recht; — nur dass Sie über der reizenden Gegenwart alle diese gegründeten Tadel nicht hätten übersehen und die Sache, die denn eben nichts anders gewesen zu scheint als eben das Wohlgefallen, eine Stimmung des Augenblicks, nicht bis zu einem ernsthaften Verhältniss hätten treiben müssen. Sie werden mir doch gestehen, lieber Wilhelm, dass das sehr jung war und zu Ihren Reden von Altwerden gar nicht passt.

Im Grunde war die Lage zu schwer, zu verwickelt für die arme Nina. Mit der Familie, in welcher Sie leben, brechen wollen war ein höchst gefährliches Unternehmen, und in diesem Verhältniss sich gut mit derselben stehen für die arme Nina rein unmöglich: „denn mit Göttern soll sich nicht messen irgend ein Mensch!" — Nina ihre Briefe sind, wie Sie sehr richtig bemerken, bei weitem nicht so geistreich als ihre Gegenwart und ihre Unterhaltung. Sollte man diesen Mangel aber wohl eigentlich mit Recht zu den Beweggründen zählen dürfen, die

Sie von ihr abziehen? Mich dünkt, bei einer Gefährtin des Lebens kömmt es viel mehr darauf an, dass ihre Gegenwart angenehm sei, als dass sie Verstand und gute Laune mehr am Schreibpult als im Leben benutzt. Nie ist man mehr in Gefahr sich zu täuschen, als wenn man jemand nach seinen geistreichen Briefen beurtheilt. Viele Leute thun das beste, was sie haben, da hinein; und was ist im Grunde leichter als ein paar geistreiche Wendungen oder kluge Anwendungen des Angeeigneten? Es ist nicht ohne Egoismus, dass ich die schlechten Briefe in Schutz nehme; ich hätte sonst den Muth nicht Ihnen zu schreiben. Dass Sie jetzt so mit Ihren Verhältnissen zufrieden sind, freut uns recht aufrichtig. Im Grunde haben wir Ihre Klagen zu andern Zeiten auch viel zu schwer und ernsthaft genommen. Man hat Unrecht, die vorübergehende Stimmung des Augenblicks für mehr als diese zu halten.

27. [December.] Mein Brief ist noch nicht fort — ich bin durch Unpässlichkeit einige Tage gestört worden. Anscheinend robust, habe ich doch eine so geschwächte Gesundheit, dass jede Erschütterung, jede Anstrengung, sie sei geistig oder körperlich, angreifend und verderblich für mich wird. In aller Thätigkeit gehemmt, muss ich von Zeit zu Zeit mich blos mit Vegetiren behelfen. „Die müden Glieder neigen sich zur Erde."

Friedrich ist sehr beschäftigt; ich glaube kaum, dass es ihm gelingen wird, einige Zeilen hier beizufügen. Sie kennen das an ihm, wie jede Sache, die er ergreift, ihn ganz hinnimmt, und so gehört seine Thätigkeit jetzt ganz ausschiesslich der Bundesversammlung, zu dessen Verächtern und Verspöttern Sie, lieber Wilhelm, sich doch eigentlich nicht gesellen müssten [1]). Hat man der Feinde nicht genug, und kann es einem edlen Gemüth genügen, sich

1) Vgl. dessen W. 2, 164.

auf die Seite der Stärkern zu schlagen? Treue Anhänglichkeit überwindet zuletzt dennoch; das sehen wir an Friedrich, dessen angestrengteste Thätigkeit dem grossen Zutrauen und den Aufträgen der ehrenvollsten Art gar nicht erschöpfend zu begegnen im Stande ist. Was sind dagegen leere Lobpreisungen und sogenannte Ehrenbezeugungen der grossen Welt!

Gott mit Ihnen, lieber Bruder! er erhalte Sie fröhlich und heitern Sinnes. Wir müssen Ihre unermüdliche Geduld bewundern in dem Streit über Racine, Shakspeare und Schiller; von Lessing an gerechnet dauert dieser Streit doch schon hübsch lange. Die Zeitungen sprechen von Ihren rühmlichen Kämpfen dieser Art in den Salons von Paris. „Der Sieg, heisst es, ist immer noch nicht entschieden[1]." An Ihrer Stelle würde ich längst mich schon einmal zur Probe auf die andre Seite gestellt haben, um den Franzosen das Vergnügen eines nicht mehr zu bestreitenden Siegs zu verschaffen; gewonnen wird ja ohnehin nichts in dem immer erneuten Streit. — Besuchen Sie doch ja meine liebe Schwester recht oft und schenken Sie ihr bisweilen eine Abendstunde; es ist die einzige Zeit, die sie für sich hat. Aus Dresden hören wir jetzt gar nichts; haben Sie keine Nachrichten? Graf Cüstine ist ein sehr lieber Mensch und seine Mutter eine der angenehmsten liebenswürdigsten Frauen. Giebt es viel solche Franzosen? — Leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen viel Glück, Heil und Segen zum Jahr 17.

Dorothea v. S.

1) Vgl. Oberpostamts-Ztg. 1816 Nr. 338; Morgenblatt 1814 Nr. 293.

327.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Rom.

Frankfurt, 27. December 1816.

— — Es hat uns leid gethan, die Kupferstiche von Cornelius in dem diesjährigen Almanach der Sagen und Legenden[1]) zu sehen; ich weiss nicht, in wiefern die Zeichnung oder der Stich schuld ist, genug sie sind abscheulich, ganz und gar in der manierirten Nachahmerei, wie wir sie nicht dulden mögen. Ich bin ausserordentlich begierig, wieder etwas von Euch zu sehen, und lebe der Hoffnung, dass Ihr (warum soll ich das nicht frei gestehen?), dass Ihr, wenn auch nicht mit so grossen hervorstechenden Gaben, die man sich nun einmal nicht selbst wählen kann, dennoch Werke des ruhigen eignen Geistes, der innern aus der Quelle geschöpften Anschauung der Natur und der weisen Mässigung, leidenschaftslose und der Wahrheit getreue Darstellungen des Göttlichen in allen erschaffenen Wesen liefern werdet. Danket Gott, dass Ihr ohne Nebenrücksichten und Absichten so zu Werke gehen dürfet und trachtet auf alle Weise darnach, Euch immer den Blick frei und die Verhältnisse des äussern Lebens rein und ohne Zwang zu erhalten. Solche Arbeiten zu machen, wie die von Cornelius in dem Almanach, das kann ja wohl nur durch Bedürfnisse des äussern Lebens, durch Familienverhältnisse erklärt und entschuldigt werden. — Sollte Johannes noch in Neapel sein und Du schreibst an ihn, so gedenke meiner und sage ihm, dass meine treuen Wünsche ihn umgeben. Ich wünschte nur einmal wieder Gelegenheit zu haben, Euch

1) Das von Amalie v. Helwig und Fouqué herausgegebene und von Cornelius illustrirte ‚Taschenbuch der Sagen und Legenden' ist bereits 1812 und 13 erschienen, hat jedoch eine Fortsetzung nicht gefunden. Vgl. Briefe an Fouqué 97 ff.

eine kleine Weihnachtsgabe zukommen zu lassen. Weihnachts-Heiligabend verging mir diesmal in lauter wehmüthigen Erinnerungen; ich war unwohl und allein, Friedrich war mit Auguste Mengershausen in eine Gesellschaft zum Weihnachtsbaum eingeladen und ging auf ein paar Stunden hin, um Auguste nicht den Spass zu verderben. Ich konnte mich nicht entschliessen, ohne Euch eine Bescheerung anzustellen; ich dachte im Stillen Eurer, meine lieben Söhne, und betete für Euch um ein reines Herz zur Wohnung für das Christkind. Ich musste auch an den vorjährigen Weihnachtsabend denken, wo ich bei der seligen Julie so vergnügt war. Die armen kleinen Waisen, wer wird ihnen diesesmal wohl eine freudige Bescheerung angestellt haben? Die liebe Gräfin hat meiner äusserst rührend in ihrem Testament gedacht; ich werde Dir die Worte hier aparte abschreiben[1]; das Vermächtniss habe ich schon erhalten und alle meine und Friedrichs Briefe in grösster Ordnung bis auf das kleinste Zettelchen zurück. In allem offenbarte sich ihre wohlgeordnete, in Gott ruhende Seele. — Franziska schreibt, Sales copirte Dein Bild, dem sie am Todestage bis zum Entsetzen geglichen haben soll; wahrscheinlich lässt der Vater oder der Bruder es copiren; ich habe wenig Hoffnung dafür, doch haben mir Sales seine Copieen besser

1) „Der Frau von Schlegel bestimme ich meinen Talismann von Lapis-lazuli. Seiner Bedeutung wegen war er mir so lieb. Meine Leitung ist nur Gott — ist die Auslegung der Schriftzüge. Ich gebe ihr das rothe Gebetbuch im Futteral, welches zum Einschreiben bestimmt ist und auch schon Gebete enthält. Gott lohne ihr das Gute, welches sie meiner Seele erwies, ich will für sie beten, um meine Dankbarkeit ihr getreu und beständig zu beweisen. Auch sie möge mir fortwährend diese christlich edle Freundin bleiben, die sie im Leben mir war, und mich in ihr Gebet einschliessen."

Das Testament ist vom 23. August datirt. Unter Talismann ist ein schön gefasster Ring zu verstehen.

gefallen als seine Originale. Ich habe in Wien angetragen, einen Kupferstich nach Deinem Gemälde machen zu lassen, aber jetzt gereut es mich fast wieder; glaubst Du, dass ein Kupferstich nach dieser zarten Färbung genügen wird? Ich habe Klinkowström um eine Copie in Gouache gebeten, ich habe aber noch keine Antwort, ob er es thun will. Wenn Du irgend etwas an Deinen alten Waffengefährten Gröben zu bestellen hast, so habe ich jetzt die beste Gelegenheit dazu. Er steht in Coblenz, ist Obristlieutenant und hat kürzlich geheirathet. Du und er, ihr kommt beide recht hübsch und ehrenvoll in Fouqué's ‚Sängerliebe' vor; wenn einmal Gelegenheit ist, werde ich Dir es mitschicken. — —

[Nachschrift von Fr. Schlegel.] Ich will zu dem Briefe der Mutter nur noch einige Worte hinzufügen über das Vaterland und die Kunstbestellungen. Dein letzter Brief hat uns recht gerührt, besonders da wir uns nun dachten, wie sehr Dich die Nachricht von dem Tode der Gräfin Julie, die Du unterdessen erhalten haben musstest, betrübt haben würde. Wenn Du bisweilen eine gewisse Sehnsucht und wehmüthige Empfindung nach dem Vaterlande in Dir hast, so ist mir das insoweit recht lieb, als es mir Hoffnung für die Zukunft giebt, einmal Deiner auch wieder hier im Vaterlande recht froh zu werden, wenn Du erst alles gelernt hast in Rom, was Du in Dir aufnehmen kannst und was man nur dort lernen kann. — Die Bilder in Heidelberg möchte ich mit Dir sehen; es ist doch seit 10 Jahren oder seit 14, wo ich zuerst von altdeutschen Bildern viel sah und mit andern sprach, unglaublich viel in Deutschland geschehen. Gesammelt, ja auch verstanden und geordnet wird ja mehr und mehr, und das geht seinen schönen Gang fort. Sonst aber stehen das Vaterland und die Kunst ziemlich weit auseinander. Du hast in den Jahren 1813, 1814 so viele Waffenbrüder kennen lernen, die es mit dem Vaterlande gewiss recht ernst und gut

meinten, wenn Du Dich aber selbst fragen willst, wie viel auch die Besten unter diesen von der Malerkunst eigentlich wissen und verstehen, so ist die Antwort darauf wohl nur auf den guten Willen beschränkt. Vom Congress will ich gar nicht einmal reden, wo Du in Wien die 7 Weisen aus jedem deutschen Lande bei uns sahest und 77 Narren auf je einen Verständigen. Die Regierungen vollends, die sollen meinetwegen bezahlen, aber nur nicht bestellen, sonst wird gewiss etwas ungeschicktes daraus. Die Preussen wenden jetzt alles an, um Boisserée's Sammlung nach Berlin zu ziehen, da sie doch in Köln viel besser wäre. — Lieber Freund, die besten Bestellungen sind, die ihr euch selbst macht, oder die Du in der Schlacht bei Leipzig erhieltst; ich meine das Bild in der Kirche zu Heiligenstadt, welches von allen Arbeiten noch die schönste und beste Anerkennung gefunden hat, indem fromme arme Leute fleissig davor beten. Du und Dein Bruder, Ihr seid beide in der glücklichen Lage, dass Ihr beide nicht so für den Augenblick um Geld zu sorgen, und wenigstens keine Kupferstiche in Almanache[1])

328.

Franziska Caspers an Johannes Veit in Rom.

[Wien] 30. Januar 1817.

Ich habe mich sehr gefreut, wieder einmal etwas von Ihnen zu hören, lieber Johann, und es macht mir Freude zu sehen, dass Sie gerne und freundschaftlich an mich denken. Ich bin öfter in Gedanken in Rom als hier, und da verweile ich denn auch recht gern bei den Stunden, die ich in Ihrer Gesellschaft zubrachte. Es freute mich so sehr, Sie heiterer zu finden, als ich Sie mir vorgestellt,

1) Schluss fehlt. Vgl S. 399.

und auch das freute mich, dass Sie mich nicht flohen wie bei meinem ersten Aufenthalt in Rom, wo Sie schon auf der Treppe waren und doch wieder fortliefen. Sie haben mich nachher doch nicht gar zu fürchterlich gefunden, und das freut mich. Sprechen Sie wohl zuweilen mit der guten Nina von mir? Ich hoffe, diese wird Sie auch zuweilen ein wenig erinnern, recht froh und heiter in das Leben zu sehen, es zu geniessen mit frohem Herzen und heiterm Sinn. Der gute Gott hat ja seine Freude daran, wenn wir gerne geniessen, was er uns giebt, und dankbar ihn dabei nur nie aus den Augen verlieren. Auf diese Art bringen wir ihm den schönsten Dank.

Von Ihrer Mutter habe ich Nachricht, sie ist wohl. Der Tod der Gräfin Julie Zichy hatte sie unendlich angegriffen und tief gebeugt; aber sie hat den Schmerz überwunden und sich über ihn erhoben; jetzt ist sie ruhig und bewahrt das Andenken der Theuern als Erinnerungsfeier in dem Heiligthum ihres Herzens. Welch' seltne Frau ist Ihre Mutter und wie hoch verehre ich, wie innig liebe ich sie. Ich sehe sie wahrscheinlich in einigen Monaten. Ihre Brieftasche fange ich an, sobald die Tage nur ein wenig länger werden, und schicke sie dann, sowie sie vollendet ist. — Erinnern Sie immerhin von Zeit zu Zeit Eggers ein wenig an meinen heiligen Francesco, aber so, dass er nicht böse wird. Ich freue mich gar sehr darauf.

Ich habe es Pater Hofbauer gesagt, dass Sie ein grosses Verlangen hätten, den vortrefflichen Mann wiederzusehen. Er trug mir auf, Sie recht freundlich von ihm zu grüssen. Empfehlen Sie mich doch der Donna Rosa, vergessen Sie es aber nicht und sagen Sie, da Werner sich noch immer in Italien herumtreibe, habe ich den Brief noch immer treu und sorgfältig aufbewahrt. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir einmal wieder, wenn Sie

gerade nichts besseres zu thun haben. Wer wohnt jetzt bei Rosa?

Sagen Sie mir auch ein bischen etwas von den Dingen, die man jetzt auf dem Forum ausgräbt. Grüssen Sie alle, die an mich denken. Vergessen Sie ja Herrn Riepenhausen nicht. —

329.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Frankfurt, 13. Februar 1817.

— — Habt Ihr heute vor 8 Tagen, am Dorotheen-Tage meiner gedacht? Er ist sehr still vorüber gegangen; den Mittag speiste unser Beichtvater, der Geistliche Rath Marx, bei uns und ein junger Mann von unsrer Gesandtschaft, Herr von Buchholz; der Tisch war sehr gross und es schien, als wären grade noch zwei Plätze leer, die ich in Gedanken mit zwei sehr lieben, sehr würdigen Gestalten ausfüllte. Möchten wir uns doch bald wieder sehen! Am liebsten in Rom selbst, wo ich am begierigsten wäre, Euer Leben zu sehen; „allein das Schicksal will es nicht,“ wie mir scheint. Nun, ich danke Gott, dass ich an dem heutigen festlichen Tage mir Dich gesund, in künstlerischer Ruhe und Thätigkeit, umringt von Freunden, denken darf — o wie viel anders als vor drei Jahren an eben diesem Tage, wo mein Herz in tausend Aengsten um Dich war. Wie herrlich hat der Vater im Himmel alles gelöst und alles zum besten gewendet! Dein Schwert steht hier neben meinem Betschemel, mich jeden Augenblick zur Dankbarkeit ermahnend, denn gross ist die Gnade und der Schutz, der Dir verliehen war. Dankbar auch gedenke ich des Offiziers, der Dir vor drei Jahren in der trüben, gefahrvollen Stunde heimlich den freundlichen Glückwunsch zuflüsterte. Jeder, der Dir damals

etwas liebes erzeigte, hat ein Recht auf meine Dankbarkeit. — Eggers wünsche ich von ganzem Herzen Glück zur Vereinigung; ich freue mich von ganzer Seele zu dieser Gnade, die ihm ward; ich bin überzeugt, er wird vieles finden, was man in der trüben leeren Trennung ewig vermissen muss. Von zu Hause wird man ihm ja wohl keine Schwierigkeiten in den Weg legen, da es ja ohnehin nur wie von ungefähr ist, dass er ausserhalb geboren ward; seine ganze Familie mütterlicher Seite gehört ja zur Kirche; ich denke mir, seine Mutter und Grosseltern werden sich höchlich freuen über seinen Entschluss, und sein Landesherr[1]) soll ja auch ein sehr wohldenkender Herr sein. Eggers sollte mir einmal schreiben, wie es ihm geht. Auf Mosler's Brief freue ich mich schon jetzt; sei nicht besorgt, liebster Philipp, dass ich seinen Lobeserhebungen, die Du mir von Euch ankündigest, zu vielen Glauben beimessen werde, ich werde schon abziehen, was der Freundschaft gehört und die gehörige Ironie schon hineinlegen — wäre es auch nur, um mich zu rächen, dass Du mir meinen schönen nordischen Morgen durch die Beschreibung des Weihnachtsfestes unter blühenden Orangen in Rom verleidet hast. Das war maliciös! Ich grüsse Mosler und bitte ihn recht schön, er wolle sein Vorhaben, mir recht ausführlich von Euch zu schreiben, ja nicht zu lange aussetzen, denn ich bin gar zu begierig, zu hören, da ich nicht sehen kann. — Sehr gewundert hat mich Deine Aeusserung, lieber Philipp, bei Gelegenheit von Eggers Ankunft, dass Ihr auch dort Kränkungen und Anfeindungen bei solchen nicht seltenen Gelegenheiten zu erdulden habt; das hätte ich doch nicht geglaubt. Um desto mehr werdet Ihr also gewiss zusammen halten und in Ausübung Eures Glaubens recht strenge sein — d. h. aber freilich mit aller Milde und Schonung,

1) Grossherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz.

und aller Enthaltung der Forderung zur gleichen Strenge gegen jedermann. Seid ja auch recht fröhlich mit den Fröhlichen, damit die Feinde den Vorwand des Trübsinns nicht gegen Euch aufbringen können, und in immer gleicher Heiterkeit des Geistes, deren kein andrer Mensch so fähig ist als der treue Sohn der Kirche; seid fleissig in Euerm Beruf. Die Wirkungen des heiligen Geistes sind immer dieselben, wie sie von jeher waren; man muss und wird dann bald einsehen, auf wessen Seite das rechte Gelingen in der Kunst sein wird! — Seht Ihr Niebuhr oft und wie ist er gegen Euch? Bartholdy kann ich aus wahrhafter Dankbarkeit und Erkenntniss seiner sehr ruhmwürdigen Verdienste nichts besseres wünschen, als dass auch er die Weihe des heiligen Geistes empfange und ewig glücklich sei! Ich habe gehört, Cornelius wolle die Umrisse seines Frescogemäldes hierher an Wenner schicken und in Kupfer stechen lassen. Ist dem so? und werden wir nicht auch alle die übrigen, die Deinigen, lieber Philipp, auf eine oder andre Art zu sehen kriegen? Hier ist ein alter Mann gestorben[1], der sein, mehrere Millionen starkes Vermögen zu einem Frankfurter National-Museum hinterliess. Das könnte vielleicht etwas recht gutes werden, aber man hat wenig Hoffnung dazu; das Ganze wird sehr wahrscheinlich nichts als eine Art von Stipendien- oder Pensionsanstalt für begünstigte Frankfurter Muttersöhnchen werden. Es heisst, die Boisserée's hätten ihre Sammlung diesem Museum angetragen, die Herren aber den Kauf nicht eingegangen, weil sie den Bertram nicht leiden mögen; es ist ein Stadthistörchen, ich weiss nicht ob gegründet oder nicht. — Von Goethe ist wieder ein Theil seiner ‚Dichtung und Wahrheit' heraus, wir haben ihn noch nicht gesehen; er soll Jugend-Erinnerungen sei-

1) Johann Friedrich Städel, der Stifter des Städel'schen Kunstinstituts in Frankfurt.

ner italienischen Reise enthalten. — Ein neuer ‚Phantasus‘ [1]) ist da, den Fortunatus enthaltend, an dem ich mich sehr ergötzte. — Friedrich schreibt Constitutionen, Stände, Bundestag, lauter Sachen, die Euch gar nichts angehen, als so Gott will in ihrer künftigen Wirkung. Dass er Euch aber herzlich grüsst und mit grosser Liebe Eurer gedenkt, mögt Ihr glauben. Auf Deinen Einwurf wegen der Landschaftsmalerei wird er Dir antworten, ein nächstesmal, er ist heute zu sehr beschäftigt. Er muss ganz besondre Dinge vorbringen, wenn er mich zu seiner Meinung hierüber bekehren soll, bis jetzt halte ich es noch mit der Deinigen. — Pater Hofbauer, der recht oft schreibt, hat uns gemeldet, dass er einen Brief von Euch, von Eggers und von Nina habe, und dass Ihr mit ihm über die Angelegenheiten correspondirt, die uns allen am Herzen liegen und worüber alle Augen mit gespannter Erwartung nach Euch gewendet sind! — An Nina tausend freundliche Grüsse, ich schreibe ihr bald, heute kann ich nicht; ich lasse sie ersuchen, mir unterdessen, wenn auch nur wenige Worte, über ihre jetzige Stimmung und Existenz zu schreiben. Lasst auch Ihr mich wissen, liebste Söhne, wie sie jetzt lebt und was sie treibt. Der Pobeheim die besten schönsten Grüsse, sie möge mich nicht ganz vergessen. Lasst mich denn doch auch etwas über ihr Leben und Wollen in Rom erfahren. Lasst überhaupt unser Andenken nicht fremd bei Euch und in Euerm Kreise werden.

14ten. Der Brief geht erst heute. Wir haben gestern Deine Gesundheit getrunken, lieber Philipp, in vortrefflichem Rheinwein! Nimm das als einen Gegenstich für die Orangen-Weihnachten! Uebrigens damit Ihr nicht anfangt, auf gut römisch zu glauben, dass wir hier wie

1) Der 3. Bd. der unter diesem Titel gesammelten Poesien von Tieck.

die Eisbären unter den Gletschern vergraben leben, schicke ich Euch zum Geburtstags-Strauss ein paar Primeln, die hier dieser Tage unter freiem Himmel blühten, wovon ich ein ganzes Glas voll besitze. — Tanzt Ihr viel im Carneval? — Soeben kömmt die Nachricht, dass der Fürst Primas todt ist! Lebt wohl, Gott mit Euch und uns allen.

330.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Frankfurt, 2. März 1817.

— — Ich suche, um meine Begierde nach Nachrichten von Euch zu befriedigen, alles auf, was in den Zeitungen über und aus Rom vorkömmt, und so habe ich denn gefunden, dass von Preussen ein anderer General-Consul nach Rom und Civitavecchia ernannt ist. Verhält sich das so? und bleibt Bartholdy nicht in Rom? Das wäre ja ein grosser Verlust für Euch, dünkt mich. Dann stand auch in der Zeitung, dass ein Marchese Massimo sich von Cornelius und Overbeck Zimmer *al fresco* ausmalen lasse, wozu die Gegenstände aus Dante, Tasso und Ariosto genommen seien. Ist dem so? Das sollte mich freuen. Habt Ihr dazu keine Aufträge erhalten oder etwa abgelehnt? Ich suche im Geiste Euerm Leben und Wirken so viel als möglich zu folgen, aber je länger man getrennt ist, desto übler geräth eine solche Phantasterei. Carl Mosler hat nicht Wort gehalten, über Eure Arbeiten zu schreiben; ich lasse ihn an sein Versprechen erinnern. — Ich habe mir ein Klavier gemiethet und spiele alle Tage die Präludien und Fugen von Sebastian Bach, wobei ich Deiner denn oft gedenke, lieber Philipp, da Du eine solche Liebe dazu hast. Vielmehr ich versuche sie zu spielen, es will mir aber nur schlecht gelingen, ich bin zu sehr aus der Uebung und die Finger zu dick und

ungelenkig geworden, um sie wieder hinein zu bringen. Und doch, so erbärmlich sie auch gehen, machen sie mir doch eine sehr grosse Freude. Tiefe und Fülle des Gedankens, vielfache beredte Melodie, erschöpfende Ausführlichkeit, geistreiche Wendung, energische kraftvolle Durchführung und Schluss, die reichste Harmonie auf das vollständigste, nicht hineingelegt oder angehängt, sondern wie herausgearbeitet. Kurzum, ich bin immer ganz begeistert, wenn es mir gelingt, einiges herauszubringen. Man kann diese Sachen zum Theil mit den Psalmen, zum Theil auch mit einigen Poesien des Calderon vergleichen, insbesondere mit mehreren der grossen Romanzen in den Tragödien. Ich kriege wieder auf's neue eine wahre Musikleidenschaft und gut ist es, dass weder meine Kasse, noch auch die Stadt Frankfurt solche Excesse befördern. — Adieu, liebste Kinder, Gott mit Euch, lasst uns bald von Euch hören, es ist eine grosse Erquickung in dieser Sandsteppe des diplomatischen Treibens.

3. März. Gestern Abend habe ich mir noch die Festlichkeit gegeben, in's Theater zu gehen, wo ‚Achilles‘, eine Oper von Paer, gegeben wurde; ich war aber nicht sonderlich davon erbaut. Das Theater hier ist unter aller Kritik. Die Musik ist brillant, das Orchester hier sehr gut, aber keine Sänger, keine Augen- und keine Ohrenlust; auch bin ich zu alt und habe einen zu alten Gusto, um neue Musik recht zu schmecken. Für mich ist nach Mozart die musikalische Welt mit Brettern vernagelt.

331.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Frankfurt, 5. März 1817.

Theuerster Freund! Der ‚Ramayan‘ wird heute, in gebührender schwarzer Wachsleinwand tüchtig eingenäht,

mit dem Postwagen abgehen. Dass er nicht schon längst wieder in Ihren Händen ist, daran ist Friedrichs Herzeleid schuld, sich von einem so geliebten Buche trennen zu müssen, und dann seine Sorgfalt, dass ihm etwas auf einem so ungebildeten Wege, wie der Postwagen ihm scheint, übels begegnen könnte. Er hatte gewünscht, das Buch durch eine dem ‚Ramayan‘ 1) gebührendere Gelegenheit zurück schicken zu können, und die wollte nicht kommen. Ich hatte sogar einen stillen Plan gemacht, selber eine solche Gelegenheit zu sein; nämlich ich hatte mir ausgedacht, dass wir Sonntag nach Heidelberg fahren, Montag bei Ihnen zubringen und Friedrichs Geburtstag in der besten, liebenswürdigsten Umgebung der Kunst und der Freundschaft feiern und den Dienstag wieder in unsere Klausur zurück sein wollten. Wie hätte Ihnen das gefallen? Mir ist der Plan so lieb, dass ich ihn nur mit Schmerzen aufgebe; aber aufgeben muss ich ihn, Friedrich findet keine Freude daran, nur auf einen Tag in Heidelberg zu sein, und da der Tag ihm ganz zu Ehren gelebt werden soll, so muss es nach seinem Willen gehen. Wir hoffen recht bald Sie zu sehen; lassen Sie sich doch ja nicht durch Warten abhalten; es giebt ja wohl keinen langweiligeren Zustand, nämlich wo einem die Zeit eine Ewigkeit dünkt und man sie doch unnütz verliert, als leidiges Warten.

Alle Berliner, die wir zu sprechen Gelegenheit haben (noch vor einigen Tagen den Geheimerath Stägemann), versichern, dass die Sache mit Ihrer Sammlung gar keinem Zweifel mehr unterliege, sie käme ganz gewiss nach Berlin; es läge nur noch an der Anordnung des Finanzministers, und der Bau, der diese schöne Sammlung in sich aufnehmen solle, wäre schon begonnen. Die Berliner

1) Es ist wohl Bd. 1 u. 3 des zu Serampur 1806—13 sanskritisch und englisch erschienenen indischen Nationalepos Ramayana gemeint.

thun ordentlich empfindlich, wenn man noch einige Zweifel hat; und doch hört man wieder von andern Seiten, dass Sie selber, lieber Freund, dass Sie noch oft schwanken, und dies hat uns Ihr Brief einigermassen bestätigt. Ich verstehe und fühle ganz das Unangenehme in Ihrer jetzigen Lage. Es muss Ihnen zu Muthe sein wie einem, der mit einem liebebedürfendem Herzen auf dem Punkt steht, eine sogenannte Vernunftheirath zu schliessen, und der das Jawort erwartet; Ja oder Nein sind ihm beinahe gleich recht. Was werde ich Ihnen von meiner seligen Vaterstadt sagen können! Es ist ein Menschenalter, seit ich sie verliess, und welch' ein seltenes, reiches, umwälzendes Menschenalter! Ich kenne Berlin nicht mehr. Kommen Sie hin, müssen Sie hin, so will ich wünschen, dass Sie sich dort gefallen mögen, und ich glaube allenfalls in geselliger Hinsicht und besonders so die erste Zeit wird es Ihnen gefallen; wenigstens wird man gewiss alles thun, um sich Ihnen gefällig und den Schätzen, die Sie hinführen, sich nicht unwürdig zu zeigen. Wir werden es erleben, dass man sich eyckisch anzieht und möblirt und die Gärten und Spaziergänge hemmelingisch einrichtet. Einen rechten Lärm werden meine lieben Landsleute damit treiben, davon bin ich überzeugt, aber ob sie sonst etwas damit haben werden? Und was werden die lieben Bilder dort sich wundern! Mit alledem aber, wer weiss, wozu es gut ist, dass die Berliner diese Bilder zu sehen kriegen? Vielleicht dass diese Bilder ihnen die Augen öffnen, und sie überzeugt werden, man brauche keine neue Religion zu machen, um eine zu haben; sie existirt wirklich schon lange und noch vor der Kabinetsordre [1]).

Philipp hat *al fresco* malen gelernt und schon einiges darin ausgeführt; er schreibt selten hieher, ohne Ihrer zu

1) Circular vom 2. Januar 1817.

erwähnen und Sie zu grüssen. Ihr Andenken wird ihn sehr freuen, auch den Johann. Wie viel hat nicht der Aufenthalt in Köln und der Umgang mit Ihnen dazu beigetragen, ihren Beruf zur Malerei zu wecken. Grüsst Eure schöne Umgebung von mir. Wenn ich bedenke, dass ich diese herrlichen Bilder nicht alle, diese wenigen nur einmal und Ihr Domwerk noch gar nicht gesehen habe, so kommt mir das theils als strafbare Unterlassungssünde, theils auch wie grosses Unrecht vor, das mir geschieht.

XIII. Philipp Veit's Berufszweifel.

1 8 1 7.

—

332.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Frankfurt, 19. März 1817.

— — Die Ausmalung der Garnisonskirche hat wahrscheinlich ein ganz eigenes Bewandtniss, lieber Philipp, was Du vielleicht noch nicht erfahren hast. Nämlich der König von Preussen fühlt ein Religionsbedürfniss, was ihm sein Calvin nicht zu stillen im Stande ist. Er tappt umher, wie einer, dem die Augen verbunden sind. Jetzt hat er sich, man weiss nicht recht durch wessen Mithülfe [1]), eine Art von neuem Gottesdienst ausgedacht, eine neue Liturgie, wo die Predigt nicht die Hauptsache, sondern ein Gebet und viele neu componirte Gesänge und Chöre (aber kein Mysterium), wobei die sogenannten Priester Mützen auf und rothe Strümpfe anhaben und Lichter auf dem Altare brennen müssen. Alle Jahre ein allgemeines Todten-Gedächtniss und noch viel mehr dergleichen zusammengetragene Dinge ohne rechte Bedeutung noch Autorität. Die Todtenfeier, glaubt man allgemein, sei durch

1) Als Hauptrathgeber wird der General von Witzleben bezeichnet. Bunsen, geschildert von seiner Wittwe. Deutsche Ausgabe von Nippold 1, 197.

den schmerzlichen Tod der Gr. J. entstanden. Der arme arme Herr! Mich rührt sein ganzes Wesen. — Gegen diese Neuerungen haben sich denn die Calvinisten (Schleiermacher an der Spitze) höchlichst empört, so dass der König sie für's erste blos in seiner Hofkirche und in der Garnisonskirche zu Potsdam eingeführt hat, wozu er denn auch nun wird Gemälde haben wollen — Symbole des gemilderten Protest's, wie neulich einer der Bundesgesandten den jetzigen Protestantismus genannt hat. Unser unmassgeblicher Rath ist also, dass, wenn Du einen ordentlichen, ehrenvollen Ruf mit Namen und Vornamen erhältst, Du es nicht füglich ausschlagen kannst, einem solchen Rufe zu folgen. Es würde Dich vielleicht in der Folge gereuen, ein solches Monument der wieder neu belebten Kunst im gutgemeinten Bestreben des armen Vaterlandes ohne Dein Zuthun und Hülfe entstanden sehen zu müssen. Warum sollte nicht auch Dein Name neben den der würdigen Landsleute genannt werden? Sind die Wände auch nicht katholisch, so möchten sie es doch sein; und was sie nicht sind, das können sie noch immer werden; und vielleicht wird eben Eure Arbeit auch eine Veranlassung dazu. Bedient die Vorsehung sich nicht immer der Menschen Thun zu ihren Fügungen? — Sehr hat mich Deine Erzählung interessirt von der Art, wie Du die Bekanntschaft des Abbé Martin [1]) gemacht hast, und die Bekanntschaft mit diesem Manne Gottes selber. Es ist eine unbeschreibliche Freude und tröstende Beruhigung

1) Louis François Martin de Noirlieu, später Erzieher des Herzogs von Bordeaux, von Karl X. vor der Julirevolution für den bischöflichen Stuhl zu Strassburg designirt, starb als Pfarrer von St. Louis d'Antin zu Paris in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1870. Vgl. Hoefers's Biogr. Générale 38, 206. — Für ihn malte Ph. Veit sein eigenes Portrait und für sich das seines Freundes. Ersteres besitzt die Familie Noirlieu, letzteres das Städel'sche Institut in Frankfurt.

für mich, dass Ihr, meine Geliebten, Euch so immer zu den Bessern haltet, und dass auch die Guten Euch suchen und Euch lieben; eine rechte Gnade von Gott ist es, wofür ich nicht genugsam dankbar sein kann. Es ist, als wäre ich aller Sorge um Euch enthoben, da ich Euch so sichtbar unter höherm Schutze sehe. Was Du über des Abbé's Meinung über Deine Bestimmung zum geistlichen Stand sagst, lieber Philipp, das unterschreibe ich alles mit vollkommner Uebereinstimmung. Verhüte es Gott, dass wir in etwas willkürlich eingreifen sollten, wo allein seine Stimme entscheiden muss und gewiss auch bei einem zarten aufmerksamen Gemüthe entscheiden wird. Ich zweifle nicht einen Augenblick, dass, wenn es wirklich Gottes Wille sein sollte, Du nicht durch ein bestimmtes Zeichen dazu aufgefordert werden wirst; wer auf den stillen Ruf in seinem Herzen achtet, der wird ihn wohl vernehmen. Ich gebe Dir vollkommen Recht über das vielleicht zu eindringliche Wesen und Reden des guten geistlichen Herrn. Geistliche Gesinnung sind noch nicht geistlicher Stand! Empfiehl mich ihm von ganzem Herzen in sein heiliges Messopfer; ich gedenke dankbar seiner vor Gott; schreib mir doch mehr von diesem guten Mann. Ist er noch jung? — Eggers meinen recht herzlichen Glückwunsch. Wir nehmen brüderlichen Antheil an seinem Heil und bitten um sein Andenken in seinem Gebet, so wie wir seiner gedenken. Wir erleben hier eine ähnliche Freude an Augusten[1]; sie wird zu Ostern mit der Gemeinde communiziren, lasst sie Euerm Gebete empfohlen sein; sprecht aber mit niemand davon, sowohl um ihrer selbst willen, als um unsrer hiesigen Verhältnisse willen ist es gut und nöthig, dass es geheim bleibe. Auguste ist ein sehr gutes Mädchen, sie grüsst Euch beide. Es soll uns sehr freuen, wenn das, was Du

1) v. Mengershausen.

von Passa[vant][1]) schreibst, wirklich wird. Wohl ist es wahr: wer sucht der findet; aber redlich muss er suchen, und dann muss man zuletzt sich doch dem Glauben hingeben, weil alles Wissen hier nicht hinreicht. „Dem das ewige Wort zum Herzen redet, der macht sich von vielerlei Meinung los," sagt Thomas a Kempis. Empfiehl dem guten Pass., das dritte Hauptstück der Nachfolge Christi zu lesen, und grüsse ihn von uns.

Euere liebende Mutter.

Geliebte Freunde, ich habe zu dem Briefe der Mutter nur noch wenige Worte hinzuzusetzen. Der Ruf nach Potsdam scheint mir sehr wichtig und gut, wenn sonst die Bedingungen wegen Hinreise und Rückkehr vortheilhaft sind, und es keine zu störende Unterbrechung in Eurer sonstigen Künstlerlaufbahn und Studien macht. Ich halte jenes Ereigniss für sehr wichtig und sehe darin die Hand der Vorsehung recht sichtbar, wie unvollkommen auch noch das menschliche Streben sein mag. Seid Ihr denn einzeln und namentlich hinberufen und wer denn alles; oder ist etwa der Auftrag durch Bartholdy gekommen, ohne die berufenen Künstler weiter einzeln zu benennen? — Wegen Deiner Bekanntschaft mit dem geistlichen Freunde, lieber Philipp, kann ich Dir weiter nichts sagen, als dass, wenn Jemand nicht durch Fügung schon in erster Jugend dem geistlichen Stande gewidmet wurde, späterhin der Entschluss dazu nur nach der allerreifsten Prüfung gefasst werden muss, streng und oft wiederholt, um des Berufes gewiss und auch würdig zu sein. Das ist denn auch das einzige, was der ältere Freund rathen kann und rathen darf, und das Uebrige dem Willen Gottes anheim geben. — Deine jetzigen Künst-

1) Der Historienmaler und Kunstschriftsteller Joh. David Passavant.

lerarbeiten aber sind so sichtbar gesegnet, dass, mir scheint, Du Dich ihnen durchaus nicht entziehen und in keinem Falle Dich von der Kunst trennen müsstest. —

Friedrich.

333.

Dorothea an Rahel Levin in Karlsruhe.

Frankfurt, 10. April 1817.

Meine verehrungswürdige Rahel! Mein altes Glauben an Sympathie und Zusammenleben der Geister hat wieder eine neue Bestärkung bekommen durch Ihren Brief. Es ist wahr, dass ich in diesen Tagen nicht allein mehr noch als sonst an Sie dachte, sondern auch wirklich zu schreiben anfing über Frühling, Luft, junges Grün und heimliche verbissene Kälte; an wen, mit wem sollte ich wohl natürlicher Weise bei diesen Angelegenheiten lieber denken, reden als an [Sie] und mit Ihnen? Wie oft haben wir nicht ehedem uns unsre gleichgestimmte Empfindung darüber mitgetheilt, wenn ein „Geruch" uns an irgend eine längst vergangene Begebenheit oder entfernte Gegend erinnerte; eine oder die andre Art von Beleuchtung ein ganz andres Leben, eine neue Welt vor unsern Augen aufthat, — und niemand war scharfsinniger und lebendig auffassender darin als Sie, von jeher. — Der Brief ward nicht fertig geschrieben, weil ich wieder seit zwölf Tagen mehr noch als gewöhnlich unwohl bin; der Arzt nennt meinen Zustand eine rheumatische Nervenschwäche, unter anderm sind auch beide Arme wie gelähmt. Sie werden es der ungleichen, schwerfälligen Schrift wohl ansehen; ich fange auch nur an zu antworten, weil Ihre Briefe so etwas anregendes haben wie Ihre Gegenwart selber, ich es mir daher nicht versagen kann, wenigstens anzufangen, vollenden steht bei Gott! —

Den 11ten. Gestern ward ich unterbrochen, seitdem hat sich ein Nachwinter decidirt; es hat geschneit, und Gott verhüte nur, dass nicht alles draussen erfroren ist! — Ich theile ganz Ihre Besorgniss wegen des schlechten Sommers, den vorigen April war es just so wie jetzt; viele Leute aber, die, um sich zu trösten, immer das glauben und behaupten, was sie wünschen, prophezeien besseres Wetter, ja sogar einen schönen Sommer. Täuschen diese sich (wie ich immer besorge), so, liebste Freundin, steht uns das Schrecklichste vor, eine Hungersnoth, eine allgemeine! — Mit solchen Besorgnissen und körperlichen Leiden geplagt, wie sollte ich schon über meine Plane für den Sommer reden können? Nur zu gern ging ich gleich, wenn Sie wollten, mit Ihnen nach Murten und überall hin; ich bin mit niemanden lieber als mit Ihnen, und auch Pauline würde ich für mein Leben gern einmal wieder sehen; Philine als solide Hausfrau und Mutter ist pikant, auch muss ich immer lieben, was ich einmal geliebt habe. So bald aber kann ich noch nicht abkommen; ich kann den Friedrich hier nicht so freudenlos allein lassen. — —

Sehr wohl verstehe ich Ihre Andeutungen über Reue und Besserung oder Vervollkommnung. In jedes fühlenden Menschen Brust muss dieser Kampf sein, ehe Friede in ihm sein kann — der Friede, den die Welt nicht geben kann, den Gott seinen Auserwählten giebt, denen, die ihn lieben. Nichts ist gewisser als der Sündenfall, der Verfall der sittlichen Natur des Menschen und auch der Irrthum des Verstandes, der nur allein auf Gott, auf seinen Ursprung gerichtet sein müsste und sollte, um mit der Natur und mit dem Schöpfer in Harmonie vereinigt zu sein, den aber nur die Menschen, falschen Lichtern nachirrend und sich vereinzelnd, missbraucht haben. Wie also sollte man die Wehmuth dieser Trennung nicht schmerzlich, wenn auch undeutlich, fühlen? Wie

sollte man über sich selbst, wie über den Nächsten nicht trauern und die Unvollkommenheit des Menschen, der eigentlich göttlich sein sollte, nicht beweinen? Sonst hätte ja unser sogenannter freidenkender Pöbel Recht, wenn er sagt: „Was soll ich beichten? was bereun? ich morde nicht und raube nicht!“

Ihr Andenken, theure Freundin, begleitet mich täglich mit dem Schleier in die Kirche, wo ich Ihrem lieben Herzen den Frieden erbitte; es giebt keinen Segen und keine Gabe als von oben, in der Gegenwart und durch den Einfluss dessen, der allmächtig, zugleich aber allgütig und die Liebe ist. Lachen Sie nicht über mich, wenn ich Ihnen sage, dass ich grossen heilsamen Einfluss auf meine Seele darin spüre, mir gewisse Gewohnheiten zu machen und nicht alles von meiner Stimmung oder Laune abhängen zu lassen, sondern wenn es diese oder jene Zeit und Stunde ist; auch das Gebet nicht! Ein willkürliches, durch das Gefühl des Augenblicks hervorgerufenes Gebet erleichtert meine Brust, es ist wie ein freier Ausruf der Freude oder der Angst; aber Einfluss auf meine Bildung, auf meine Vereinigung mit Gott hat am meisten das geordnete Gebet, nach Tag und Stunde, in Vereinigung der Kirche, wenn auch ohne besondere Stimmung und nicht ohne Ueberwindung der Trägheit und tausend sophistischer Scheingründe der verderbten Natur dagegen! die meistens alle gegen meinen Willen, — der aber nicht der meinige ist, — verschwinden und einer völligen Unterwerfung, einer schönen Stille und der reichsten Gegenwart Platz machen müssen. Ich könnte Ihnen stundenlang von meinen Erfahrungen hierin erzählen, liebste Rahel. Wenn Sie es wünschen, so will ich Ihnen ein schönes Gebet des heiligen Thomas von Aquino[1]) abschreiben, das

1) „Tägliches Gebet des heiligen Thomas von Aquino um Erlangung der christlichen Vollkommenheit,“ in H. Bone's *Cantate* 2 A. 252 u. zahllosen andern Gebetbüchern abgedruckt.

ich unausgesetzt jeden Morgen mit grosser Stärkung bete. —

Gottes Segen mit Ihnen, liebes Kind, für das Gute, das Sie so reichlich thun; und glauben Sie auch nur, er bleibt Ihnen sicherlich nicht aus und keiner der guten Seelen, von denen Sie mir erzählen, die mit Aufopferung ihrer Lieblingsneigungen den Armen Hülfe leisten. Es geschieht allenthalben viel gutes, auch hier und in Wien und überall. Wir wollen darin fortfahren, wenn auch nur zur Linderuug einzelnen Elendes und zur Linderung unsrer eignen Schmerzen, dieses Elend mit ansehen zu müssen. — — Wohl Ihnen, meine Liebe, dass Sie es vermögen, die bösen Wunden der Zeit wenigstens mit einer lindernden Palliative zu beschwichtigen, wenngleich es nicht in Ihrer und in keines Menschen Macht liegt, sie gründlich zu heilen. Das ist wieder ein anderes Kapitel! Alles, was die Regierungen hergeben, alle Almosen, Zuschüsse &c. werden nicht d i e wieder wohlhabend machen, die durch Kriege, mangelhafte oder gar verkehrte Anstalten, durch Luxus, Unglauben, Population, Maschinen, Tabellen und egoistische Berechnungen elend gemacht sind. Die Betrachtung unsrer Zeit hat mich gelehrt, was eigentlich in der biblischen Geschichte damit gemeint ist, dass der König David sich versündigt habe, indem er s e i n V o l k z ä h l t e, wodurch er alles Unheil über dasselbe zog. Was heisst dieses Z ä h l e n anders, als alle der statistische, maschinenhafte Unfug, in welchem alle Regierungen sich prahlend überbieten? — — Uebrigens sehe ich es ein, dass ich zu schwach bin, meine Meinung darüber schriftlich sagen zu können, vielleicht würde es mir mündlich besser gelingen. Vielleicht auch nicht! — —

Ihre Beschreibung von Dannecker's Christus ist mir unaussprechlich lieb und — überraschend nach der Ariadne. Was Ihr Bruder darüber schreibt, verspricht sehr viel, und g a n z das Rechte ist, dass er h e i m l i c h daran ge-

arbeitet hat und allein mit sich und der belebenden Idee! Nur so kann der Künstler von Gott beseelt sein; Gott ist überhaupt nicht da, wo Geräusch, Beifall der Welt, Publicität &c. zu finden ist. — Reisen wir diesen Sommer zusammen, so kann eine Wallfahrt zu diesem Christusbilde uns ja auch wohl möglich werden.

Die Arnstein war sehr krank, ist aber wieder *tout-à-fait* hergestellt und schreibt die muthwilligsten Briefe an Marianne Saaling. Das fortdauernde Attachement von Marialva [1]) imponirt ihr, wie alles, was sie nicht versteht. — Sie haben übrigens Recht, was Sie von ihr sagen, sie sollte Kaiserin sein, ihres Stolzes und ihrer Wohlthätigkeit halber. — Von Schlosser's soll ich Sie wieder freundlichst grüssen. Welches Buch haben Sie von Christian gelesen, seinen Fiévée [2]) oder seine Stände [3])? Das erste ist sehr schön, und auch das andere soll manches Verdienstliche haben. — Es freut mich, dass Sie mit dem Ausbunde der Franzosen, mit Custine's in Verbindung geblieben sind. Lassen Sie unser Andenken nicht untergehen bei ihnen. Für Graf Astolf könnte der viel thun, der ihn bewöge, weniger sein eigenes Selbst zu betrachten; es ist ein Spiegel, in den man auf keinen Fall zu lange und oft schauen darf, um sich zu fühlen, nicht um sich zu erkennen, wozu ein heller Blick hinreicht. Man wird entweder eitel oder trübsinnig, je nachdem der Spiegel schmeichelt oder angelaufen ist, und beides ist nicht das Rechte. Ich weiss wohl, dass man sich prüfen, sich zu erkennen suchen muss, aber auf eine andere Art, wie im Spiegel sehen; mehr ein Behorchen seiner selbst

1) M. Saaling's Bräutigam, von dem sich erstere nach Varnhagen (Denkwürdigk. 3 A. 6, 245 f.) wenige Monate vor dessen Tod getrennt hat. Vgl. oben S. 68.

2) Vgl. S. 356.

3) Ständische Verfassung, ihr Begriff, ihre Bedeutung. Frankf. 1817.

im treuen Selbstgespräch, wo einem, der recht horcht, die Antwort nicht ausbleibt; und dann heiter ergeben handeln und den Erfolg Gott überlassen, der immer gut leitet, wo man sich ihm überlässt. Adieu, Liebe, Gute, ich verfalle in's Predigen, und das wollte ich eigentlich gar nicht. Auguste grüsst Sie ergebenst, Friedrich recht herzlich. — —

Ich umarme Sie, gute liebe Rahel!

Ihre Dorothea S.

Noch Eins: Haben Sie den verstorbenen Jung-Stilling kennen gelernt? Haben Sie etwas näheres von seinen letzten Stunden und von seinem Sterben erfahren? Wollten Sie mir wohl etwas davon mittheilen? Mich interessirt das Sterben der ausgezeichneten Menschen mehr noch als ihr Leben.

334.

Pater Hofbauer an Johann und Philipp Veit in Rom.

Frankfurt, den 12. April 1817.

Geliebte in Christo! Wie sehr mich Ihr Schreiben erfreute, kann ich nicht erklären. — So hat nunmehr Eggers den schwarzen Strumpf ausgezogen, Gott sei gelobt! Nicht wahr, liebe Kinder Gottes, Johann und Philipp! das ging schwer; ich zweifelte jedoch niemals daran; ich unterliess nie, den Vater der Lichter für selben anzuflehen, besonders bei dem schrecklichen Opfer der heiligen Messe. — Ich bin nicht wenig stolz darauf, dass unsere Landsleute in der Kunst den übrigen Nationen vorgehen. Sie sind ja gewiss schon ganz Italiener, aber doch hoffe ich, Sie werden Ihr deutsches Herz vorbehalten. Die Fürstin Jablonowska beklagt sich über Sie, liebe Kinder, dass sie mit Ihnen keine Bekanntschaft machen kann. Sie müssen nicht stolz sein, das ist für Künstler nicht

schön; Sie sind es ja auch nicht, wenigstens waren Sie es niemals. — Darf ich? — hier haben Sie eine Zeichnung, nur der himmlische Vater gefällt mir nicht, aber das übrige bitte ich alles beizubehalten. Der gute Jesus sollte freilich etwas freundlicher sein; auch seine Mutter scheint mir zu klosterfräulich, aber Sie verstehen es besser. Das Portrait von meinem seligen Vater[1]) haben Sie in Rom besser, als wir hier. Wenn Sie erlauben, so werde ich noch 2 andere Gedanken schicken, Sie sind ja dreie[2]); machen Sie die andern nach ihrem Sinn. Nicht wahr, das heisst keck und befehlen! Allein man kennt mich doch, und ich kenne Sie auch, darum unterstehe ich mich zu bitten. Meine Brüder Johann und Martin grüssen Sie herzlich. Gott segne und erhalte Sie uns im besten Wohl; vielleicht habe ich noch das Glück, sie zu sehen und zu umarmen.

335.

Dorothea an Caroline Paulus in Heidelberg.

Frankfurt, 15. April 1817.

— — Friedrich lässt Dich recht freundlich grüssen. Er hat gewiss nichts vergessen. Verlass Dich darauf. Diesen Sommer, wenn wir einen kriegen, seh' ich Dich in Heidelberg wieder. Lebe wohl, meine Liebste, und gedenke Deiner Dorothea. Recht viele freundliche Grüsse an Paulus und meine liebe Caroline.

1) St. Alphons von Liguori.

2) Die Gebrüder Veit und Eggers.

336.

Dorothea an Rahel Levin in Karlsruhe.

[Frankfurt] den 16. April 1817.

Meine liebste Rahel, dies ist das Gebet[1]; ich weiss nicht, ob es Sie so ansprechen wird und so beruhigend für den Tag stimmen, als mich. Auf jeden Fall wird es Ihnen nicht missfallen können. — —

Ich habe weder Christian Schlosser's Stände[2], noch Steffens sein Buch[3] gelesen, ich komme nicht dazu, meine Augen und Kopfnerven dulden das Lesen nicht. Es wird zu viel geschrieben, zu viel gedruckt, wer kann da nachkommen? noch dazu, wenn man nicht viel Gesundheit hat und die alte Lectüre liebt. Es wird kein irgend bedeutendes Werk erscheinen, das nicht gleich, wie die Pflanze das Schlingkraut, seine nachahmenden, sich daran anschliessenden, es umzingelnden Werke mit herauf zöge. Alles, auch das Weiseste und Schönste, wird zum Missbrauch in der Menschen Hand; Selbstbeschränkung und Gehorsam wird Ignoranz und Sklavensinn; Zweifel und Ringen nach Licht wird Empörung und Unglauben. Die Weisheit der von Gott begabten Männer sollte wie eine Gallerie betrachtet, angeschaut, in sich aufgenommen werden; statt dessen ist sie zum Jahrmarkt geworden, wo jeder sich damit behängt und nun meint, es sei geschmückt, und was er gekauft, sei sein Eigenthum! Und so glauben Tausende von Schriftstellern etwas neues zu haben, was sie nicht erfunden, sondern sich angehängt haben. Derjenige aber, der es wirklich erfunden, oder dem es von oben gegeben ward, der ist ganz ruhig und erinnert sich der sinnreichen, sinnvollen Parabel des Heilandes vom

1) Vgl. S. 419.
2) Vgl. S. 421.
3) Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. 1817. 2 Bde.

Saatkorn, das theils am Felsen verdorrte, theils von den Vögeln verzehrt ward, theils auch auf schlechten unfruchtbaren Boden fiel; einiges aber fiel auf guten Boden, ward von der Sonne beschienen und trug hundertfältige Frucht. Eine Leserin wie Sie, liebes Kind, steht für hundert andre. —

Es gilt gleich, meine theure Freundin, ob wir dieselbe Sprache führen oder eine verschiedene; in der Sache selbst sind wir gewiss einig. Was thut es denn, dass es Menschen giebt, die das Christenthum (dieses edelste Geschenk des ewigen Vaters im Himmel) nicht erkennen, falsch erkennen oder gar missbrauchen — wie Sie sagen, hochmüthig auf ihr Christensein sind? Ist es deshalb nicht das, was es ist? Oder ist die Musik nicht eine vom Himmel gekommene Tochter, eine Gottesgabe, weil es Völker giebt, die sie gar nicht kennen, oder weil tausend Missbräuche sie entstellen, sie Einer zur Eitelkeit, der Andre zum rohen Tanz klappernd und dudelnd verwendet? — Wir sind gewiss derselben Meinung bei jedem menschlichen Gefühl; wozu sollten wir streiten? — Gewiss ist Ihnen auch das Wesen der Frau von Krüdener eben so in der Seele verhasst als mir. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie es mich anekelt. Ich finde in allen dergleichen Ostentationen dieselbe satanische Tendenz wie in Napoleon, nur andre Mittel. Was er mit Gewalt und Ränken, das sucht die Staël in Intrigue, philosophirendem und leidenschaftlichem Geschwätz, und die Krüdener gar in der Wohlthätigkeit und in der christlichen Heiligkeit. Aber in allen dreien ist es Hochmuth, Ruhm- und Glanzsucht, — Herrschenwollen und mir auf ewig verhasste Unwahrheit. —

Sie mögen leicht Recht haben mit Vitchen[1]) — ich

1) David Hertz. — Auf einem Billet schreibt Dorothea an Rahel: „Clärchen ist oft krank und sieht angegriffen aus.

liebe nur nicht die wenn auch angelernte, leere, weichliche Eitelkeit. Neulich sagte er, als jemand mit der Hand über Tafft hin und her fuhr: „Thu das nicht, es friert mich so, wenn das so auf dem Tafft macht.“ Welch eine richtige Vergleichung dieses, die Haut überfahrenden Gefühls mit dem Frieren! Ich finde das ganz ausserordentlich bei einem Kinde. Dann sagte er zur Mutter, die ihm dreimal etwas verboten hatte, was er doch immer wieder that, und die endlich böse und schreiend auf ihn einfuhr, ganz gelassen sie ansehend und ohne allen Schreck: „Mutter, wenn du so schreist, denke ich gar nicht, dass du es bist; es kommt mir vor wie ein Lärm auf der Strasse.“ — — Adieu, Liebste! Ich freue mich im Herzen über die Hoffnung, Sie vergnügt in Heidelberg zu sehen. — — Ihre Dorothea v. S.

337.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Frankfurt, 1. Mai 1817.

Vivat Philippus! Ich wünsch Dir Glück, lieber Sohn, und eine fröhliche Namensfeier! ich denke, Du wirst den heutigen Tag festlich begehen im Kreise der Brüder und Vertrauten. Dein geistlicher Freund wird heute gewiss den schönen Tag mit Dir feiern; ich komme so eben von der Andacht zurück, in welcher ich mich so innig als möglich mit der Eurigen vereinte und durch die Fürbitte

Der kleine David, Ihr Liebling, sagt wunderschöne Sachen. Man frug ihn, da er von Träumen sprach, was denn ein Traum sei; da sagte er: „Wenn man schläft und es fällt einem doch was ein.“ Und auf Mariannens Frage, was eine Tante sei, sagte er mit zärtlichem Schmeicheln: „Eine Tante ist eine halbe Mutter.“ — Clärchen ist die Mutter von David Hertz und eine Schwester von Marianne Saaling.

der heiligen Apostel den Segen Gottes und die Fülle seiner Gaben für meine Söhne erfleht habe. Ich denke mir, Ihr werdet vielleicht zusammen von Eurem geistlichen Freunde die heilige Communion mit ihm in der Messe empfangen haben, ich habe mit Auguste auch communizirt und herzlich für Euch gebetet. Ja, meine geliebten Söhne, ich lebe der seligen Hoffnung, dass mein armes Gebet, wiewohl sehr arm und unvollkommen, das weiss ich sehr wohl, nicht von Gott verworfen ist — aber betet auch Ihr Geliebte und empfehlt mich allen Heiligen, dass meine Sünden mir verziehen werden und ich mit Euch und allen, die uns lieb sind, an der Auferstehung des Herrn Theil habe. Es ist meine grosse Beruhigung, dass ich Euch als meine Fürbitter weiss. Bleibt treu und fest verbunden in der Liebe Gottes, so werdet Ihr alles, was Ihr im Namen Jesu und zu seiner Ehre beginnt, gewiss durch seine Gnade und Hülfe auch herrlich vollenden. Amen. Halleluja. — Wie mich Deine Erzählung freut, lieber Philipp, von den Herrlichkeiten, die Du mit dem geistlichen Freunde erlebst! Könnte ich doch auch seinen geistreichen Reden zuhören, hätte ich doch dabei sein können, wie Du ihm die Messe auf den Gräbern der grossen Apostel dientest! Wie gross mir das innerste Herz wird, wenn ich daran denke! Weisst Du, Lieber, wie wir vor drei Jahren in Maria Zell waren und Du auch dientest, als ich communizirte? — Alles, mein lieber Philipp, und ganz insbesondere noch Deine Angelegenheit wegen des Berufs lege ich Gott dem Vater zu Füssen. Recht begierig bin ich auf unsers P. Hofbauer Antwort darüber. Ich lobe Dich, dass Du ihn zu Rathe gezogen, aber vor allen Dingen, Kind Gottes, höre auf die Stimme Deines Innern und rufe inbrünstig Deinen von Gott Dir gegebenen Schutzengel an, dass er Dir die rechte Antwort deutlich und bestimmt auf Deine Frage gebe! Er behüte Dich vor Uebereilung!

338.

P. Hofbauer an Philipp Veit in Rom.

Wien, den 31. Mai 1817.

Durch Martin[1]) habe ich Ihnen etwas längern Brief geschrieben, dieses schreibe ich Ihnen nur zum voraus, um Ihnen zu bedeuten, dass ich den Inhalt Ihres Schreibens nicht vergesse. Lesen Sie selben jener guten Seele vor, welche glaubt, dass sie zum geistlichen Stande berufen sei, da ich mir vorgenommen habe, niemand zu einem Stande zu bereden, besonders zu einem so wichtigen, von dem das Wohl der Völker abhängt. Die Geistlichen sind das Licht der Welt, sie sind das Salz der Erde, es ist ein schrecklicher Stand. Wenn sie nicht recht fromm sind, so sind sie bald vom Satan verführt. Ein Geistlicher ohne den Geist der Busse und ohne Zerknirschung des Herzens ist ein Spiel des Satans. Die Apostel haben schon die Quatemberfasttage eingesetzt, damit der Vater der Barmherzigkeit sich erbarmen möchte, seinem Volke fromme Geistliche zu geben, die, mit dem Geiste seines Sohnes erfüllt, die Welt heiligen. Wie können Unheilige andere heiligen? und wenn es ja geschieht, dass ein unheiliger Priester die ewigen Wahrheiten verkündiget, so verkündiget er ihm selbsten sein Gericht. Sie wissen, dass alle Irrthümer, die die Kirche Gottes verheerten, durch unheilige Geistliche ausgebreitet worden, oder vielmehr Satan gebrauchte sich ihrer, wenn es möglich wäre, die Kirche Gottes zu zerstören, und die heutigen Irrthümer, Irrlehrer, Christenthum- und Gottesläugner, die unser armes Vaterland so unglücklich machen, wer sind sie anders als Geistliche! Ich schreibe dieses nicht, um diese fromme Seele abzuschrecken, sondern vielmehr zu sagen, dass, wenn sie

1) Pater Martin Stark.

einen Beruf fühlt in ihrer Seele, dass sie unrecht thun würde, wenn sie die Ohren ihres Gemüths zuschliessen würde. Sie muss daher alle Hindernisse überwinden, um sich dieses Berufs würdig zu machen. Es ist freilich schwer in unsern Tagen, denn es werden sich auch jene einem Priester, der seiner Pflicht getreu sein will, widersetzen, die sonst gut sind. So klagte schon der Apostel, dass er mit den falschen Aposteln viel zu thun hatte; er arbeitete jedoch nicht umsonst. Der Herr also ist unsere Stärke, dem ich diese Seele zu empfehlen nicht unterlasse. Ich empfehle Ihnen den P. Martin. Der Herr erhalte Sie mir alle dreie, wie ich ihn zu bitten nicht unterlasse.

339.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Frankfurt, 25. Juni 1817.

Ich schicke hier ein Zeitungsschnitzel; Ihr werdet daraus ersehen, was Ihr vielleicht schon früher erfahren habt, dass man nämlich die Arbeit in der Garnisonskirche weislich den Protestanten aufgetragen hat; wahrscheinlich ist es diese Partei, die Euch Römischen diese Arbeit unterschlug; nun wir werden es ja erleben, was diese Niedlich's für niedliche Al-fresco's malen werden. Ich fürchte, liebe Kinder, Euer treffliches Vaterland kann alles eher von Euch brauchen als Eure gottergebene Kunst. Nimm also ja nur Arbeit im Vatikan an, liebster Philipp, wenn Du welche kriegen kannst und es Dich freut; in Berlin haben sie noch Zeit. — Von Koch habe ich hier vor einigen Tagen zwei Stücke gesehen beim Grafen Schönborn, die mir zu meinem grossen Ergötzen wieder seinen originellen Geist vergegenwärtigt haben. Ganz insbesondere ist mir die Einsamkeit des heiligen Benedikt lieb mit dem

sich beschämt davon schleichenden Teufel; angelegt sah ich dies Bild schon in Wien. Ich möchte wissen, ob die Landschaft mit dem Gestein und dem lustigen Wasser nach der Natur ist. Sollte ich etwas daran anders wünschen, so wäre es, dass der dunklere Abend oder die erste Morgenröthe anstatt des hellen Tags, als der Betrachtung und innerem Leben mehr geeignet, gewählt wäre. Das andre vom heiligen Martin kennst Du, lieber Philipp; der Bettler verdirbt mir die ganze Freude daran, er ist zu scheusslich und elend, als dass ein halber Mantel ihm helfen könnte. — Franziska hat mir, wie Ihr denken werdet, sehr viel erzählen sollen, sie wusste nur nichts rechtes; dafür aber hat sie mir die schönen Zeichnungen von Euch und den Kunstgenossen in Rom gezeigt, was uns denn sehr grosse Freude gewährte. Friedrich hatte grossen Genuss, diese Kunstproben so vergleichen zu können; er lässt Euch „Glück auf!“ sagen und dass Ihr Euch beide aber verwahren sollt, etwas Euch nicht ganz angehörendes anzugewöhnen, sondern fortfahren mögt nach eignem Geiste zu schaffen. Hat etwa Deine Zeichnung, liebster Johann, Dir die erste Idee zu Deinem jetzigen grossen Bilde gegeben, darf ich es mir ungefähr so vorstellen? Dein Georg, mein Philipp, hat ein schönes Gesicht und eine edle Haltung, aber sein Bein sowohl wie die beiden Beine des Pferds scheinen mir zu grade. Das Unthier ist greulich genug. — Sulpiz war einige Wochen hier; es ist noch immer nicht gewiss, ob die Sammlung nach Berlin kömmt. Er hat einen Christuskopf von Hemmeling erwischt, der alle andern Bildnisse des Heilandes hinter sich zurück lassen soll. Wir haben vor, während der Bundestags-Vacanz nach Heidelberg zu reisen, um auf jeden Fall die Sammlung noch einmal zu sehen, denn in Heidelberg möchte sie vielleicht doch nicht lange mehr bleiben. Dann denken wir eine Kur in Wiesbaden zu brauchen, die uns beiden als nothwendig verordnet ist,

oder wir gehen zuerst nach Wiesbaden und zuletzt nach Heidelberg; am allerliebsten würde ich nach Rom reisen, wenn es noch Mode wäre, ohne Geld zu reisen. — Die Herz hat mir geschrieben, dass sie alle Hindernisse besiegt hat und dass sie in diesem Herbst mit einer Mamsell Klein[1]) richtig nach Rom reisen wird. Es giebt halt Leute, die alles durchsetzen. Ist denn Frau v. Humboldt mit ihrer Familie nicht in Rom, und seht Ihr sie denn nicht? Wenn Ihr sie seht, so grüsst sie doch von ganzer Seele und erinnert sie an ihr Versprechen, mir von Rom zu schreiben. Die Gräfin Stolberg hat mir sehr viele Grüsse für Euch und den trefflichen, gottgeliebten Overbeck aufgetragen. Ist der Kardinal Severoli wieder in Rom angelangt, und habt Ihr auch nicht versäumt, ihn zu besuchen? — Ich bitte Euch nochmals, liebe Söhne, schreibt mir etwas mehr über Eure Vorsätze, sowohl Du, mein Johannes, als Du, Philipp. Besonders bitte ich um die Nachricht Deiner Herkunft, und was Dich betrifft, Philipp, über den Gang Deiner Entschliessung in der Sache, die Du den Pater Hofbauer gefragt hast. Ich vertraue auf Gott und hoffe, Du wirst vor allem Dich ihm überlassen und hierin keines Menschen Stimme hören. Gott leite Euch und erleuchte Eure Seelen zu den ihm wohlgefälligen Entschlüssen. Eure Mutter.

Suchet doch (etwa durch Bartholdy) zu veranlassen, dass der Fürst Metternich bei seiner Anwesenheit in Rom Overbeck's Arbeiten und dann gelegentlich auch Eure besten Sachen sieht. Es liegt mir recht besonders daran; auch könnte es für Overbeck nützlich sein. Metternich hat von Natur einen recht offnen Sinn für die Kunst, freilich nur nicht Zeit und Ruhe genug in den letzten Jahren gehabt. Friedrich.

1) Auguste, Dilettantin in der Malerei. Vgl. L. Seidler von Uhde 239.

340.

Dorothea an P. Hofbauer in Wien[1]).

Frankfurt, 28. Juni 1817.

Hochverehrter, theurer, geistlicher Vater! Heute, am Vorabende der grossen Apostelfeste, kann ich es mir nicht versagen, mich mit Ihnen zu unterhalten. Kein einziges grosses Fest wird gefeiert, wo ich nicht in Gedanken zu den Füssen meines geliebten geistlichen Vaters zu liegen wünsche, um seine Lehren, seine Sprüche der göttlichen Weisheit zu vernehmen.

Ueber unseren guten Philipp und seine Sache haben Sie, wie ich auch schon im voraus wusste, ganz so geredet und ihm auch natürlich so geschrieben, wie wir es gar nicht anders wünschen und verlangen können. Ich segne mein gutes Kind, dass er sich so ganz auf Ihren Ausspruch verlässt, denn niemand weiss besser, uns auf Gott und seinen heiligen Willen zurückzulenken als Sie, unser väterlicher Freund, und das wollen wir denn auch alle thun. Wir wollen aus vereinten Herzen Gott anrufen, dass er das Herz des Jünglings lenke und seinen Geist erleuchte. Sie, theurer Freund, der Sie des Jünglings Gemüth und seine Schwächen wie seine Anlagen alle kennen, da Sie ihn immer geleitet und unterrichtet haben, — Sie werden ihm auch ferner rathen und ihn lenken; darauf allein kommt es an Unterstützen uns Ew. Hochwürden durch ihr heiliges Gebet, auf welches wir so grosses Vertrauen setzen und insbesondere beten Sie fortwährend um die Gnade der wahren Erleuchtung des Geistes, damit wir auf diesen dunklen Wegen und im Getümmel der Feinde uns zurechtfinden.

1) Aus Haringer's Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Clemens Maria Hofbauer 2 A. 273.

341.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Frankfurt, 3. Juli 1817.

— — Passavant ist wieder gekommen, gestern war er hier; ich bin betrübt, dass er mir keine Briefe von Euch brachte; er verliess Euch im Mai; seit April habt Ihr nicht geschrieben; doch haben seine mündlichen Berichte Eures Wohlergehens mich von der Unruhe befreit; ich bin schon zufrieden, wenn ich nur weiss, dass es Euch gut geht. — Gestern hat Friedrich an den Hofrath Floret (im Gefolge des Fürsten Metternich) nach Rom geschrieben und ihn erinnert, dass er den Fürsten auf die deutschen Künstler dort aufmerksam machen möchte, namentlich Overbeck, Cornelius, Schadow und Euch; jetzt kömmt es nun darauf an, ob Se. Durchlaucht Notiz nehmen oder nicht, oder wie jener Hofrath den Auftrag ausrichtet; wir sind begierig, den Erfolg zu vernehmen. Seid doch also ein wenig aufmerksam, welche Wirkung diese Empfehlung hervorbringt, welche Künstler der Fürst besucht, wem er Aufträge giebt, und überhaupt welche Kunstansicht er verräth. Schreibt es uns auch und seid denn ein wenig gesprächiger mit uns. — Seit gestern ist das Gerücht in der Stadt erneut, dass die Contrakte mit Boisserée's in Berlin definitiv unterschrieben sind. Wenn dem so ist, so reisen wir nach der Badezeit nach Heidelberg, um die schönen Werke vor ihrer Verbannung noch einmal zu begrüssen. Ich bleibe dabei: weder Berlin noch die Berliner, weder diese Kunstschätze noch die Kunst überhaupt werden dabei gewinnen, und was das Tollste ist, auch die jetzigen Eigenthümer werden sich nicht glücklich fühlen; weder kann es ihnen dort gefallen, noch können sie sich von ihrem Schatz ganz lossagen, der so innigst mit ihrem Leben vereint ist; und sie mögen sagen, was sie wollen,

sie müssen doch wie böses Gewissen fühlen, ihre gute Vaterstadt so scheinbar legitim geplündert zu haben. — Passavant kann in seinem Enthusiasmus für Euch und überhaupt für die jetzige deutsche Kunst in Rom gar nicht Ausdrücke genug finden. Es sieht ganz possirlich aus, wie dieser Enthusiasmus für Kunst, Religion, Liebe, Patriotismus &c. so gar nicht zu seiner äussern Erscheinung passt, die etwas von gelabter Schafmilch hat. — Von der Herz habe ich einen Brief, sie schickt sich wahrhaftig zu einer Reise nach Rom an. *Cospetto!* Darüber habe ich einen neidischen Aerger. Wie sie mir schreibt, nimmt der Vater sich vor, mit dem Onkel Abraham Mendelssohn nach Italien zu reisen; so ist mir denn also die Hoffnung, Dich, lieber Johann, hier zu sehen, wieder vernichtet, wie es scheint. Oder hängt Dein Herreisen nicht mit des Vaters Reise zusammen? Ihr seht, wie ich über alles dieses, was mir doch so wichtig ist, so ungewiss und unwissend bin. Ich kann es mir denken, dass der Vater bei aller Freude, Euch wiederzusehen, doch eine heimliche Angst vor Euerm Christenthum nicht los werden kann, und dass es ihm heimlicher ist, sich noch an einen Gleichgesinnten etwas anzulehnen. Darüber hoffe ich, werdet Ihr, wenn er zu Euch kömmt, die nöthige Klugheit haben, die zugleich mit der Liebe unauflöslich verbunden ist. Er fühle die Nähe der Kirche, der gute Mann; er sehe Euer frommes gehorsames Leben, aber kein Wort von Euern Lippen verrathe ihm, dass Ihr irgend etwas von ihm wünscht, erwartet. Der Geist muss ungehindert, aber auch ohne menschliches Treiben wirken. Betet für ihn, liebe Kinder, seid aber sonst freundlich und liebreich und heiter mit ihm, und kein absichtliches oder so scheinendes Wort verwunde ihn. Es ist bei seiner Ansicht ja ganz verwunderungswürdig, was er für Euch thut und wie er Eurer Ueberzeugung nicht das Mindeste in den Weg gelegt hat. Ich vertraue fest, dass die ewige Weisheit und Barmher-

zigkeit Gottes, um dieser seiner vernünftigen Ergebung willen, ihm fernere Erleuchtung geben wird ohne alles menschliche, absichtliche Hinzuthun; mich dünkt, schon der Entschluss nach Rom zu gehen, ist ein Schritt näher zur Offenbarung. Auch von Euerm Onkel Abraham [1]) habe ich grosse Hoffnungen. — Lebt wohl, Gottes Segen über Euch, meine Söhne. Friedrich grüsst Euch brüderlich.

342.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Frankfurt, 3. September 1817.

Ich grüss Euch wieder, geliebteste Söhne, nach einer Unterbrechung von zwei Monaten, die ich in Wiesbaden, Schwalbach und Schlangenbad zugebracht habe. — — In Schwalbach sah ich Pobeheim's, die eine Reise in jene Gegend und an den Rhein machten; sie wollten wieder hier durchkommen, noch aber ist es nicht geschehen. Ich habe 2 gezeichnete Pilger bei ihnen gesehen, von Dir gearbeitet, lieber Philipp, über die ich eine Stunde lang reden könnte; sie haben mir beide sehr wohl gefallen, sowohl der sehnsuchtsvoll nach dem heiligen Lande blickende, als der muthvoll und geflügelt hinanschreitende. Recht sinnig und schön! Durch nichts in der Welt können die albernen Reden der Feinde der christlichen Kunst besser zum Schweigen gebracht werden als durch wohlgelungene Arbeiten, die das ganze Gemüth erheben, indem sie das Kennerauge befriedigen. Gegenreden und wären es die triftigsten, helfen zu nichts;

1) Louise Hensel erzählte, dass Abraham Mendelssohn auf seinem Sterbelager Verlangen nach der Taufe gezeigt, diese Gnade aber nicht mehr erlangt habe.

denn sie werden doch immer das letzte Wort haben. — Alles, was von Rom kommt, ist voll Eures Lobes, sowohl in Ansehung Eurer Arbeiten, als Eures Betragens und Lebens. So lange Ihr nicht aufhört, Euch um die Gnaden und die Gaben des heiligen Geistes eifrigst zu bewerben, so lange Ihr nichts ohne Gott anfangt und alles zu seiner Ehre unternehmt, wird sein Segen Euch in allem Thun und Lassen begleiten; und darum, weil ich wohl weiss, dass, wer das Gelingen nicht sich selbst, sondern der Hülfe göttlichen Einflusses zuschreibt, sich nicht wegen menschlichen Lobes überheben kann und wird, so scheue ich mich auch nicht, Euch dieses Lob mitzutheilen, Euch zur Aufmunterung und zur gestärkten Verfolgung Eures Weges anzufeuern, zugleich Euch meine Freude und meine innigste Dankbarkeit gegen Gott mitzutheilen. Der Segen Gottes sei ferner mit Euch, dass Ihr alles vollendet, und selbst vollendet dereinst auserwählt sein mögt, am Thron Gottes für Eure Mutter zu beten.

Doch — ich muss mich kürzer fassen; das Schreiben greift mich an und ich habe noch manches zu sagen. Von Deinem Altarbilde, mein Johann, höre ich sehr viel gutes; ich hoffe, Du wirst es Deinem Vorsatz gemäss der Kirche in Berlin weihen; das Wohnzimmer ist ja durchaus kein schicklicher Platz zu einem solchen Werk. Alles, was Du thun kannst, um den Vater zu befriedigen, ist, dass Du ihm eine kleine Skizze davon überlieferst. Ich bin unruhig, bis Du mir Deine Gedanken darüber mittheilst. Noch bis jetzt habe ich keinen Berliner gefunden, der sich genug für die Kirche dort interessirte, um Dir eine ordentliche Bestellung darüber zu verschaffen; aber ich ruhe doch nicht eher, bis ich's so weit gebracht habe, und sollte alles fehlschlagen, so musst Du es unaufgefordert hingeben. Schreibe mir doch, wie Dir das Malen geräth, und ob Deine Art zu malen mit Philipps einige Aehnlichkeit hat, oder worin Ihr von einander abweicht.

Pobeheim's und Kruse erzählten mir, und Nina schrieb mir, dass man Dich dort so gar nicht sieht; Du selber bekennst Deine Zurückgezogenheit in Deinem letzten Briefe. Du hast wohl Recht, lieber Sohn, dass jeder mit Recht verlangen kann, dass man ihn seiner selbst gewählten, ihm genügenden Lebensweise ungestört überlasse; aber die Liebe des Nächsten erfordert auch, dass man oft seine Liebe zur bequemeren Stille überwinde und sich der Geselligkeit nicht ganz entziehe. Wenn wir der Gesellschaft gar nichts und niemals etwas opfern, so vergisst sie am Ende, uns auch etwas zu verleihen, und so unmerklich auch das Gute uns scheint, was wir von ihr empfangen, so merken wir es doch auf eine empfindliche Weise, wenn es uns versagt wird; und was man selber auch nicht braucht — die Gunst der Welt — das können wir oft für andre gar wohl bedürfen. Wer Dich kennt, liebt Dich, lieber Johannes, man klagt blos darüber, dass Du Dich so gar verschliessest! — Was Du, lieber Philipp, uns über den Auftrag im Vatican [1]) mitgetheilt hast, ist uns sehr erfreulich. Dein Gedanke ist sehr gut und vielleicht der beste und ausführbarste. Freilich ist der ganze Auftrag, wie Du selber bemerkst, etwas leer; indessen kann das Bild, wie Du den Gedanken aufgefasst hast, doch immer sehr bedeutend werden, wenn Du es mehr als Studium der Antike etwa (damit bin ich gar nicht einverstanden) [2]) ausführst — Pracht und Schönheit der Gewänder, heroische Gestalten und Stellungen, Vollendung

1) Fresko im Corridor Chiaramonti zur Erinnerung an die bauliche Sicherstellung des Colosseums durch Pius VII. Die Religion, eine Figur in siegprangender Hoheit, vor der ein Pilger (Portrait des Abbé Martin) kniet, nimmt wieder Besitz von der ihr geweihten Stätte. — Der Carton ist Eigenthum der Familie Veit.

2) Zwischenbemerkung von Fr. Schlegel.

der Zeichnung &c. — ich muss sagen, dass ich es mir trotz allem sehr grandios denken kann. Ein innerer Sinn wird auch die ungünstigste Aufgabe zu besiegen und sich zu eigen zu machen wissen. Du wirst Dich, um meine Gedanken zu verstehen, eines Gemäldes von Francesco Francia in Dresden erinnern: eine Figur, wenn ich mich recht entsinne, auf einem Ruder oder Dreizack gestützt, die durch die Behandlung allein unverkennbar das Werk eines christlichen Künstlers ist. Halte ja Wort, uns eine kleine Skizze dieses Deines Werks zukommen zu lassen, wir sind immer von Herzen begierig, etwas von Euch zu sehen, fast so sehr, als Euch selber wiederzusehen. Ueber Deine Arbeiten bei Bartholdy ist nur eine Stimme, nämlich dass die erste schon sehr gut, von der zweiten aber bei weitem übertroffen werden soll [1]). Das ist wirklich das Wünschenswertheste, was man von der Arbeit eines jungen Künstlers hören kann. Gott stärke Dich im Fortschreiten! — Die schönen Geschenke, die Du von Bartholdy erhieltest, machen mir viel Vergnügen; sei so gut, Deinen nächsten Brief wieder mit dem antiken Kopf zu siegeln, damit ich ihn beachte; der Brief durch Prof. Kruse, der schon damit gesiegelt war, ist hastig aufgebrochen und dann, weil ich in der Fremden Gegenwart den Brief schicklich nicht lesen durfte, in der Ungeduld gezerknüllt worden, so dass der Kopf ganz unkenntlich geworden war, als ich mich, da ich die Bedeutung erfuhr, darnach umsah. — Dem Abbé Martin meinen besten Gruss und lebhaften Dank für seine Freundschaft und seine Bemühung um Deine Studien. Mit dem allergrössten Interesse haben wir Deine Berichte gelesen über die griechischen und deutschen Studien. Es ist ein herrliches, licht-

1) Joseph und Putiphars Weib, ferner der Traum von den sieben fetten Jahren. Das letzte Gemälde hat C. Müller nach dem Carton im Städel'schen Institut zu Frankfurt für die Gesch. der neuern deutschen Kunst von Graf A. Raczynski gestochen.

volles und freudenreiches Leben, was Du führst, Du und Deine Freunde — was Du besonders vom Abbé Martin schreibst, erregt meine wärmste Theilnahme. Wie soll ich ihm aber für die herrlichen Geschenke würdig danken, die er mir bestimmt hat? wie kann ich je solche verdienen? Wenn es mir doch nur vergönnt wäre, ihm wieder etwas angenehmes zu bezeigen! — Eggers schreibt mir von mehreren vornehmen Franzosen, mit denen Du eine Landpartie vorgenommen hast. Wie ist diese ausgefallen? Erzähl' mir davon und auch, wer die vornehmen Herrn sind, die mit Dir reisten. — Vor Einem muss ich Dich aber recht ernstlich warnen, lieber Philipp, nämlich vor dem Uebermass an Eifer zum Arbeiten. Zieh die Vernunft zu Rathe, sei auch hier mässig! Deine Gesundheit ist zwar jetzt gestärkt, aber schon mehr als Einer hat in Italien büssen müssen, wenn er den Fleiss übertrieb. Dass Du noch in der Hitze im Vatican zu malen anfängst, wie Dein Vorhaben sein soll, untersage ich Dir kraft meines ernstlichen Willens und Autorität! Ferner höre ich, Du arbeitest den ganzen Tag, nur durch etwas Obst und Wein beim Frühstück gestärkt, bis zum Ave Maria, wo Du zu Mittag isst. Im ganzen ist gegen diese Eintheilung des Tags nichts einzuwenden, ich halte sie vielmehr für die ganz rechte; indessen höre ich aber, dass davon Deine Nerven angegriffen sein sollen, und hier muss ich es also Deiner Urtheilskraft überlassen, in wie fern Du einige Abänderungen zu treffen hast. Z. B. kannst Du nicht etwas Bouillon zum Frühstück haben? oder eine Chocolade? Vielleicht verlangt Deine Constitution etwas warmes zum Frühstück. — Während ich abwesend war, ist Tieck auf einen Tag hier gewesen, er kam von England zurück und reiste nach Haus. Wie sehr leid es mir that, ihn verfehlt zu haben, könnt Ihr wohl denken. Friedrich hat ihn sehr verändert gefunden, krumm und sechseckigt von der Gicht am Körper und sehr materiell im Geist.

343.

Dorothea an A. Wilhelm Schlegel in Paris.

Frankfurt, 10. September 1817.

Theuerster Bruder! Seit 8 Tagen sind wir wieder hier in unsrer fürstlichen Mansarde eingekehrt, nachdem wir während 7 Wochen uns in den Heilbädern des Taunus herumgetrieben haben, in Wiesbaden, Schwalbach und Schlangenbad. [An] Friedrich haben die Bäder von Wiesbaden Wunder gethan. Er fühlt keine Beschwerde mehr, spaziert leicht und gern mehrere Stunden lang über alle Berge, und ich lebe der erneuten Hoffnung, dass, nun seine Beine wieder leichter sind, so wird er nicht länger säumen, sich den Kopf und das Gemüth zu erleichtern durch Vollendung der Werke, die er zur eignen Beschwerde immer mit sich herum trägt, ohne sie von sich zu geben. Was mich selber betrifft, so sagen alle Bekannte, ich hätte mich verjüngt in den Bädern und sehe sehr wohl aus. Dergleichen glaubt man gern und freut sich wenigstens, dass die andern es glauben. So recht von Herzen aber kann ich mich der Wirkung nicht erfreuen. Ich leide noch immer sehr an Schmerzen in den Beinen und im linken Arm; doch wenigstens habe ich etwas mehr an innerer Kraft gewonnen, diese Schmerzen zu ertragen — und das ist freilich etwas! Gott wolle, dass ich diese und jede Schmerzen, die mir auferlegt werden, mit Geduld und Heiterkeit zum Heil meiner Seele ertragen lerne.

An Sie, geliebter Bruder, haben wir in dieser Zeit mehr und öfterer als jemals gedacht, mit innigster Theilnahme. Sie werden sagen: „Hättet Ihr dafür nur ein einzigesmal geschrieben, das wäre mir lieber.“ Aber im Grunde ist unsre stillschweigende dauernde Theilnahme doch besser; denn was hätten wir Ihnen wohl sagen können, was Sie nicht selber mit dem innigsten Gefühl sich

gesagt haben? Wir konnten ja nur ahnden, was Sie gelitten, was Sie verloren haben [1]) und so kann auch alles, was wir Ihnen darüber sagen könnten, Sie kaum berühren; denn Sie wissen ja alles besser. Wohl dem, dem bei einem solchen Verlust die Ueberzeugung befestigt wird, dass die Ewigkeit uns nicht trennt, vielmehr uns, die wir uns in der Liebe schon hier vereinigten, ohne Trennung und ohne Ende vereinigt! Wenn Sie einmal mit Ruhe sich jener schmerzlichen Auftritte erinnern mögen, so bitte ich Sie um die Liebe, mir die letzten Stunden, Augenblicke und die letzten Worte Ihrer verewigten Freundin mitzutheilen. Ich kann nicht leugnen, dass das Sterben der ausgezeichneten Personen anfängt, mir wichtiger und bedeutender zu werden, als selbst ihr Leben, das mehr oder weniger sich doch immer nur in dem magischen Kreis des Zeitgeistes auf gleiche Weise mit fortbewegt, wenigstens in so weit wir es im äussern Thun wahrnehmen können. Das innere Leben des Menschen und in wie fern er seine Seele diesem Zeitgeiste zu entwinden oder sich ihm zu widersetzen gewusst hat, dies richtet ein andrer Richter! — Werden Sie vielleicht etwas über den Tod der Frau v. Staël bei der Herausgabe ihrer hinterlassenen Schriften sagen?

Sie haben ein ehrenvolles, Ihnen gewiss überaus theueres Geschäft mit dieser Herausgabe übernommen, und jeder, der Sie und der die Selige kennt und ehrt, freut sich auf dieses interessante Werk — wir vor allen. Aber das darf ich doch nicht verbergen, dass wir hoffen, dieses Werk, als Vermächtniss der Freundschaft, als Uebernahme der zärtlichsten Dankbarkeit, wird das letzte sein, das Sie Ihrer Muttersprache entziehen werden. Diese war ja wohl nicht undankbar gegen Sie? Vielmehr verdanken

1) Durch den Tod seiner Freundin, der Frau v. Staël, † in Paris am 14. Juli 1817.

Sie und wir alle ja dieser schönen Muttersprache alles, was Sie grosses und herrliches gedacht und hervorgebracht haben. Warum es ihr also entgelten lassen, was Sie in übler Laune gegen die Landsleute einwenden? Wir können es immer noch für nichts anders als augenblickliche Verstimmung bei Ihnen halten, wenn Sie davon reden, sich dem Vaterlande zu entziehen. Undankbar sind Ihre Landsleute gewiss nicht gegen Sie, vielmehr wird Ihre Abwesenheit tief gefühlt und bedauert. Darüber habe ich, da ich in den Bädern mehr Bekanntschaften aus den gebildeten Ständen Deutschlands gemacht habe, auf's neue viele Merkmale gesehen. Dass die deutschen Fürsten so unthätig sind, das sollten Sie gar nicht so übel nehmen; wären Sie in der Nähe, so würden Sie das gewiss gelinder beurtheilen. Und haben denn die ausländischen Fürsten so gar viel für die Deutschen gethan, die ihre Kraft ihnen freiwillig schenkten? Freunde finden Sie auch im Vaterlande und Sie werden doch ewig nicht wo anders einheimisch. Ist die Nachricht gegründet, dass Sie einen Ruf nach Berlin haben, und werden Sie ihn wirklich ausschlagen? Sollen es die Landsleute inne werden — was Sie neulich uns schrieben — „dass Sie nur einen Ruf im Vaterlande suchten, um denselben auswärts geltend zu machen?“ O bedenken Sie doch, wie ungerecht das ist!

Wir haben von Charlotten Brief. Sie leidet fortwährend an Gicht an den Händen und wünscht sehr, weil jede andre Handarbeit ihr sauer wird, irgend einen neuen Roman oder sonst ein leichtes französisches Buch zu übersetzen. Können Sie ihr darin nicht helfen? Die guten lieben Leute plagen und grämen sich sehr, ihr Kind so übel versorgt zu haben. Ihr Stillschweigen schmerzt die arme Schwester sehr. Mit schwesterlicher Liebe

Ihre Dorothea S.

344.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Rom.

[Frankfurt] 14. October 1817.

— — Mein Philipp, ich möchte bei Dir sein, um die Beweggründe Deiner Seele Dir anzusehen, weil ich weiss, dass Du nicht gern von vielen Worten bist. Uebrigens muss ich Dir sagen, dass wir mit allem, was Du uns mittheiltest, so zufrieden, so beruhigt und einverstanden sind, dass wir nur Gott dafür danken können. Sichtbar ist Gott mit Dir, fühlbar wirst Du von ihm geliebt und geleitet; was können wir also sagen, was noch fordern, als Dir nur zurufen, dass Du stark seiest, dass Du ein Ohr habest seinem Ruf und den ungehinderten Willen ihm zu folgen! Gott sei mit Dir und auf allen Deinen Wegen, dass Du seinen Willen zu erfüllen gewürdigt werdest in allem, was Du immer ergreifen mögest. Wie ich an die Stelle Deines Briefes kam: „dass Deine jetzige Arbeit vielleicht Deine letzte sei,“ habe ich laut weinen müssen, und noch jetzt fliessen meine Thränen, indem ich es wiederhole. Ach, nicht Deinetwegen, dass Du nun diesem schönen Gelingen entsagen willst, denn ich weiss es ja, wie jede Entsagung für Gott und um seines Namens willen die herrlichste Entschädigung gleich mit sich führt — aber ich könnte es nicht anders als bedauern, der Zierde der Kirche wegen. Du hast denn doch nun einmal die Gabe von Gott erhalten (von Gott ist sie gewiss), warum solltest Du also wohl aufhören, sie zu seiner Ehre und Glorie anzuwenden; zumal so wenige sich diesem Endzwecke widmen, während es so viele Zerstörer giebt. Warum denkst Du denn, dass der eine Zweck den andern ausschliessen müsste? — Doch ich kann nichts sagen, nichts thun als das, was ich auch damals that, als Du in den Krieg zu gehen im Sinne hattest: ich

betete — und das thue ich auch jetzt, täglich, stündlich, immerfort. Ward ich da erhört, wo es grösstentheils der Erhaltung Deines Leibes galt, wie viel mehr nicht jetzt, da es das ewige Heil Deiner unsterblichen Seele betrifft! — Friedrich hat sich vorgenommen, Dir noch besonders zu schreiben. — Deinem Vorhaben, dass Du Dich eine Zeit lang in die Stille und Einsamkeit Deines Herzens zurückziehen und jede Zerstreuung fliehen willst, kann ich nicht anders als vollkommen beipflichten, denn nur da vernimmt man die Stimme, der wir zu folgen uns vorsetzen. Ueber diese innere Einsamkeit, habe ich von unserm P. Hofbauer eine Unterweisung erhalten, die köstlich ist und mich fast immer zum gewünschten Ziele führt; nämlich dass ich recht oft und an allen Orten, wo ich mich befinde, mich in Gedanken vor irgend einen mir bekannten Altar, wo das hh. Sacrament aufbewahrt wird, hindenken soll, dort innerlich mich in die Gegenwart Gottes versetzen und mit einigen leise ausgesprochenen Worten des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, Reue und Anbetung mich geistlicher Weise mit dem hh. Sacramente, mit Jesus Christus vereinigen sollte. Ich habe es sehr oft schon versucht, oft mich mitten im Tumult auf diese Weise vereinsamt und eine Stille gefühlt, deren Süssigkeit ich mit nichts zu vergleichen weiss. Wenn ich es nicht weit öfterer noch versucht, so liegt die Schuld gewiss nicht an Mangel des Erfolgs, sondern blos an meiner gedankenlosen Unwürdigkeit. — Ich weiss auch Dir, mein geliebter Sohn, nichts wirksameres vorzuschlagen, als Dein Anliegen recht oft, sowohl in Gedanken als in der Wirklichkeit, vor das hh. Sacrament des Altars hinzutragen, empfehle Dir auch zu diesem Ende die herrlichen ‚Besuchungen' vom heiligen Liguori, die Du in Vereinigung Deines Anliegens vielleicht beten wirst; aber auch ein ganz kurzes Gebet reicht ja schon hin, wenn Du zu dem längeren keine Zeit hast.

Deine Bekanntschaft mit jenem vornehmen Franzosen

und seine Absichten mit Dir sind uns äusserst merkwürdig und erregen unsre ganze Theilnahme und Aufmerksamkeit; ich mag gar nicht alles aussprechen, was ich darüber denke. Nenne uns doch den Namen dieses merkwürdigen Mannes, es ist nicht blos Neugierde, sondern wirkliche Theilnahme, warum wir ihn gern wissen möchten. Sollte es wirklich dahin kommen, dass Du Aufträge in den Louvre bekämst, so könnte das wohl noch am ersten zu einem höchst erwünschten Wiedersehen führen; denn nach Paris ist es von hier gar leicht zu kommen, aber wenn das auch nicht geschieht, und Du noch länger in Rom bleibst, hoffe ich Euch bald zu sehen. — Die mir zugedachten Geschenke vom Abbé Martin werden mir höchst lieb und angenehm sein. Ich bin begierig zu sehen, ob ich sie und wie ich sie hier bei meinen andern Sachen einreihen und ordnen werde; in Gedanken ist ihr Ort schon bestimmt. Ich habe hier in meinem kleinen Schlafzimmerchen, welches ich allein bewohne, mir einen recht heimlichen Winkel zum Beten eingerichtet, nämlich einen recht ordentlichen Betschemel, der so steht, dass, wenn man die Thüre öffnet, er davon bedeckt wird, so dass er nicht leicht erblickt wird; darunter ist ein Brett zu den Büchern angebracht, darüber hängen die beiden kleinen Gemälde, die Ihr von Kardinal Severoli bei Eurer Taufe erhieltet, und dann noch mehrere kleine Heiligenbilder aus Maria Zell und von lieben Freunden geschenkt, auch Krucifixe, Rosenkränze, ein sehr hübsches silbernes Gefäss zu geweihtem Wasser vom Grafen Széchényi, ein Kästchen zu lieben Reliquien und Andenken (in diesem Kästchen denke ich die Reliquien, die man mir zugedacht hat, aufzubewahren). Neben diesem Betschemel lehnt Dein Schwert, lieber Sohn, mich jedesmal beim Gebete erinnernd, als eine Votiv-Gabe zur ewigen Dankbarkeit für den Dir verliehenen Schutz. Griff und Porte-epée ist sauber in ein weisses Tüchel eingebunden, dass kein pro-

faner Staub daran komme. — Heute ist, glaube ich, der Tag, an welchem Du so grosse Gefahr liefst bei Leipzig, ich habe auch schon nach der heiligen Messe ganz still mein Te Deum gesungen. Sollte ich mich aber irren in dem Datum, so schreibe mir den rechten Tag; ich meine, dass Fouqué mir damals den 14. nannte.

345.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Frankfurt, 15. October 1817.

Lieber Freund Sulpiz! Mit grosser Freude erhielten wir Ihren Brief, der uns eine liebe Bestätigung Ihrer Genesung war, wovon wir früher schon, wie von der Krankheit selbst, durch Reisende Kunde gehabt hatten. Dass Sie aber immer mit Ihren einigen und dreissig Jahren gleichsam prahlen und sich schon wie ein Greis vorkommen, ist doch gar zu arg; wir wollen uns in den nächsten fünfunddreissig Jahren sprechen! Jetzt erst treten Sie in das schönste, reife Mannesalter, wo die Stürme der Jugend sich legen, und ein dauernd heiterer Himmel in der Seele leuchtet. Ganz gewiss haben Sie recht geahndet mit der innern Entwicklung, die wieder eine Stufe bei Ihnen erreicht hat und zwar nicht die schlechteste. Gott wolle die schönen Jahre, die jetzt für Sie angehen, in langer Reihe ungetrübter Heiterkeit Ihnen vorüber ziehen lassen und Ihnen die Kraft des Körpers mit der Ruhe des Geistes gewähren! Suchen Sie nur mit allen Geschäften loszukommen, dann reisen Sie mit uns nach Italien und besuchen selbst die römischen Künstler. Das ist ein Plan, mit dessen Möglichkeit, mit dessen Wahrscheinlichkeit meine Phantasie sich jetzt viel zu schaffen macht. — Jetzt will ich Friedrich noch Raum lassen. Leben Sie so wohl, als Sie verdienen, und ich Ihnen herzlich wünsche.

346.

Dorothea an ihren Söhne in Rom.

Frankfurt, 27. October 1817.

Gestern erhielt ich einen sehr angenehmen Brief von Elise Seitzen[1]). Sie schreibt mir, sie habe Euch beide gesund und sehr heiter und freundlich gefunden, mit welcher Nachricht sie mir denn viel Freude gemacht hat. Auch dass an diesem Tage die Herz in Rom erwartet wurde. Welch ein schöner Congress von guten lieben Frauen! Warum kann ich nicht dabei sein? Ich weiss jetzt wohl, wie einem der Neid schmeckt, sagt das nur an Tante Herz mit einem schwesterlichen Gruss. Doch wer weiss, was ich nicht doch zu Stande bringe, es ist noch nicht aller Tage Abend, und am Ende, wenn Ihr mir denn gar zu lange ausbleibt, so seht Ihr mich denn doch wohl noch einmal durch die Strassen Roms humpeln; denn dass ich oft ganz lahm bin und nur mit grosser Anstrengung und vielen Schmerzen gehe, darf Euch endlich nicht länger ein Geheimniss bleiben; die Bäder haben nur wenig genutzt. Hat Elise Seitzen meinen Brief erhalten, den ich ihr nach Steyermark adressirte, bevor ich etwas von ihrer glücklichen Heimkehr nach Italien erfuhr? Viele tausend Grüsse an unsre tapfre heldenmüthige Nina; möchte sie doch nur wieder recht gesund und gestärkt werden. Was sagt Eggers zu der Rückkehr seiner Fürstin[2])? — Wir haben hier ein Aergerniss daran genommen, dass die Protestanten dem römischen Stuhl die impertinente Anfrage thun durften, ihren Reformationsjubel

1) Die Begleiterin von Nina, später Eggers' Frau. Vgl. Uhden 238 ff.

2) Conversion der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, welche nach ihrer Scheidung von dem Kronprinzen und spätern König Christian VIII. von Dänemark in Celle lebte und 1840 in Rom gestorben ist.

in Rom feiern zu dürfen? Dass der heilige Vater es erlaubte, ist würdevoll und hat uns erfreut und erhoben. Ein grosser Beweis mehr, wie sehr die Kirche weiss, was sie thut, und wie jene, die abfallen, es nicht wissen. — Friede sei mit Euch. Friedrich grüsst Euch.

31. October. Höchst wahrscheinlich wird Friedrich nach Wien zurückberufen. Wie bald, das wird sich bald entscheiden, noch wissen wir es nicht. Auf keinen Fall denken wir aber uns dort wieder gleich häuslich niederzulassen, sondern Friedrich wird allein hinreisen und dort sich noch eine Zeit lang frei und lose halten. Unterdessen haben wir den Vorsatz gefasst, dass ich die Zeit benutzen und zu Euch reisen soll, um eine Weile mit Euch zu leben, wenn es Euch recht ist und Ihr nicht etwa andre Plane gefasst habt. Jetzt, meint Friedrich, wäre dies der rechte Augenblick für mich, meinen längst gefühlten Wunsch auszuführen, auch darum, weil er Euch warnt, in den ersten anderthalb Jahren nur ja nicht etwa in Euer Vaterland zurückzukehren; er hat seine wohlgegründeten Ursachen zu dieser Warnung, von welcher Ihr aber allerdings nichts müsst merken lassen. Ich werde also mit der nächsten günstigen Gelegenheit bei Euch erscheinen.

347.

Friedrich Schlegel an Philipp Veit in Rom.

Frankfurt, den 14. November [1817].

Geliebter Freund, Du hast mich auf eine so liebevolle und schöne Art aufgefordert, Dir auch meine Gesinnung über Deinen jetzigen entscheidenden Zwischenzustand und das Gefühl Deines künftigen Berufs mitzutheilen, dass ich mich recht von Herzen über Dein Vertrauen freue und Dir gern sagen will, was ich darüber denke und wie ich schon so manchesmal darüber nachgedacht habe. — Was Deinen innern Beruf betrifft, so ist

Dein eigenes Gefühl und die Stimme in Dir das, was darüber allein entscheiden muss; ich finde Dich auch hier so ganz auf dem rechten Wege, dass ich Dir gar nichts darüber hinzuzusetzen weiss als meine herzliche Freude, dass Du die Sache so ernst und so schön nimmst; denn wie auch Dein Entschluss ausfallen möge, so wirst Du mit dieser Gesinnung immer und in jedem Beruf reichen Segen in Dir ernten und allen Deinen Freunden und Angehörigen Freude bereiten. Du bist übrigens von den vortrefflichsten geistlichen Freunden berathen und umgeben; das Einzige, was sich noch bei diesen besorgen liesse, nämlich dass sie aus feurigem Eifer einen Entschluss zu sehr beschleunigt sehen möchten, der nur die Frucht des reifsten Nachdenkens und langsam wiederholter Prüfung sein darf — scheint hier nicht der Fall zu sein, um so mehr, da Du selbst die für Zeit und Ewigkeit entscheidende Wichtigkeit dieses Entschlusses so ganz und so tief fühlst. — Bleibe ja auf diesem Wege; im übrigen weiss ich Dir nur eine Bemerkung hinzuzufügen. Ich begreife nicht recht, warum Du den Beruf als Künstler mit dem geistlichen Stande unvereinbar findest und den ersten aufgeben willst, so wie Du in den zweiten trittst. An und für sich ist beides gewiss nicht im Streit; in der ältesten Kirche, wie noch jetzt in der griechischen, waren es ausschliessend die Geistlichen, welche die Heiligenbilder verfertigten; in der italienischen Zeit denke doch nur an Fra Bartolomeo und den Fra Angelico. — Auf Deinem Malerberufe schien uns allen bis jetzt ein Segen zu ruhen und die Gnade eines frommen Sinns. Die Kunst überhaupt ist zur Verherrlichung Gottes und seiner Kirche bestimmt; entzieht sich ihr der fromme Sinn und bleibt sie weltlichen Händen überlassen, so entsteht daraus die jetzige Verkehrtheit und Verwirrung, und der Tempel des Herrn entbehrt eine seiner schönsten Zierden. Wie viel besser stände es um die Kunst, und welch ein Gewinn wäre es

auch für die Kirche und für das Bedürfniss so vieler gottliebenden Seelen, wenn die Malerkunst nicht in weltliche Hände gerathen, sondern recht viel und fortdauernd in dem heiligen Sinne eines Angelico oder andrer frommer Maler behandelt worden wäre! Das Einzige, was dagegen sein und entscheiden könnte, wäre, wenn Du selbst in Dir den geistlichen Beruf und die Kunst, so wie Du sie liebst und treibst und aufgefasst hasst, unvereinbar fändest; aber das ist doch nicht leicht zu denken, da bis jetzt Dein Kunststreben so gar nicht weltlich eitel, sondern auf das Fromme und heilig Schöne gerichtet war. Und selbst wenn Du eine Besorgniss dieser Art in Dir spürtest, würde ich doch glauben, dass eine ungleich längere Erfahrung und Prüfung von mehreren Jahren dazu erfordert würde, ehe Du gegen die Kunst entschiedest. Wir sollen die Gaben und Neigungen, die uns Gott nach seiner Güte gegeben hat, dankbar und fromm in Ehren halten und zu seinem Dienste anwenden, nicht aber so willkürlich damit schalten und verändern. Die Sache ist sehr wichtig, und ich bitte Dich herzlich, sie ja recht ernst und reiflich zu durchdenken und keinen übereilten Beschluss zu fassen oder Dich nach einer irrigen Ansicht innerlich von der Kunst abzuwenden. Sollte irgend einer Deiner geistlichen Freunde und Rathgeber diese nur in den Verkehrtheiten unsrer Zeit begründete Ansicht hegen und die Kunst als etwas ganz weltliches mit dem geistlichen Berufe für unvereinbar halten, so irrt er darin ganz gewiss, und kannst Du seinem Urtheile hierin durchaus nicht folgen, sondern musst Dir selbst die Sache klar machen und Gott bitten, dass er Dich erleuchte, vor allem aber nichts übereilen. — Meine Gedanken von der Landschaftsmalerei, oder wie der Maler die Natur christlich auffassen und darstellen und dadurch die Geheimnisse der Religion noch von einer ganz neuen Seite, so weit es im Sichtbaren möglich ist, verherrlichen kann,

muss ich mir vorbehalten, Dir ein andresmal auseinander zu setzen. Mein Herz ist heute zu voll und auch meine Gedanken zu beschäftigt. Es ist eine Zeit der Prüfung für mich, lieber Philipp, ich habe unglaublich viele Verfolgungen und Kabalen zu erleiden; doch der Herr wird alles zum besten leiten. Diese Krisis hat denn nun auch den längst gefassten Plan, dass die Mutter eine Zeitlang mit Euch in Rom leben soll, vollends zur Reife gebracht. Wäre sie nur schon bei Euch, so würde ich recht ruhig und glücklich sein. Allein will ich mich dann schon mit dem Weltgesindel herumschlagen, hier oder in Wien oder wo es auch sonst ist. — Uebrigens muss ich doch Rom auch einmal sehen; und unmöglich wäre es nicht, dass die jetzige Krisis auch dieses herbeiführte oder doch ausführbar machte; wovon aber um's Himmels willen nicht geredet werden darf. — Lass Dir von meinen Klagen gegen niemand etwas merken; schreibe aber recht bald und recht ausführlich mit Johann über den Plan der Mutter, und gebt alle mögliche Nachricht und guten Rath. Vor dem März wird es wohl wegen der Winterhindernisse, die das Reisen über die Alpen so beschwerlich machen, nicht ausführbar sein; aber sobald die Witterung es erlaubt, haben wir keine Lust, die Reise länger aufzuschieben. Nun Gott befohlen, guter alter Philipp; das wäre noch eine Erquickung für mich, wenn ich Dich einmal wiedersähe. Unwandelbar Dein Friedrich.

348.

Dorothea an ihre Söhne in Rom.

Frankfurt, 28. November 1817.

— — Ueber Baader seine Eucharistie[1]) hast Du ganz recht, lieber Philipp; wie würde erst Deine Indig-

1) *Sur l'Eucharistie.* W. 1, 7.

nation zunehmen, wenn Du jetzt im Vaterlande wärst, Augen- und Ohrenzeuge der allerheillosesten Sinn- und Sprachverwirrung, die vielleicht je stattgefunden, und von der man nur sagen kann: sie ist gut, weil sie unmöglich lange währen kann! Die allerheiligste Dreifaltigkeit, die allein das Böse in Gutes, die Finsterniss in Licht, den Irrthum in Wahrheit wandeln kann, wird auch hier Ordnung und Segen zu schaffen wissen. — Dass Du gegen Deinen alten Liebling Tieck jetzt so grausam wirst, thut mir recht leid; es sind doch die Lerchen und Nachtigallen jeden Frühling so schön, wenn gleich keine Adler; Friedrich ist aber ganz mit Dir einverstanden darüber. Aber sag mir nur, lieber Philipp, wie kommst Du denn darauf, gegen Friedrichs Gesinnungen in seinen historischen Vorlesungen so grimmig zu sein! Kennst Du historische Gesinnungen, die Dir mehr der Wahrheit gemäss erscheinen? Hat etwa Koch Dich mit seinen Schimpfreden angesteckt? Lass Dich doch ja nicht von den Einwürfen der Feinde hinreissen. Bleibt man auch jetzt etwa jenen anerkannten Grundsätzen nicht immer treu, hat man sie vielleicht nicht immer fest vor Augen, so sind deshalb diese Grundsätze doch gewiss und wahrhaftig so gewesen. Ein Geschichtschreiber hat mit der Gegenwart nichts zu schaffen. —

Am 18ten, Sterbetag der seligen Gräfin Julie, haben wir hier eine Messe lesen lassen. In Wien hat unser Vater Hofbauer ein Amt gehalten. — Goethe hat einem Durchreisenden offenbart, er sei in der Naturkunde und Philosophie ein Atheist, in der Kunst ein Heide und dem Gefühl nach ein Christ! — Jetzt wissen wir es also ganz naiv von ihm selber, wie so er es nirgend zur Wahrheit bringt. Der arme Mann! mich dauert er sehr. — Grüsst alle theuern Freunde, Gönner und Mitarbeiter von Eurer getreuen Mutter Dorothea.

Dichterklänge von Philipp Veit.

An J. v. Eichendorff[1]).

Dir sind im Zauberkranze, bunt verschlungen,
Der Liebe blüh'nde Wunder aufgegangen:
So Schmerz als Freude, tiefer Sehnsucht Bangen,
Du kennst sie wohl und hast sie oft gesungen.

Doch weisst du auch, wie schnell in flücht'gem Prangen
Die süssen Jugendträume sind verklungen?
Was wir als höchstes Kleinod erst errungen,
Erscheint uns bald als thörichtes Verlangen.

So lass uns fest am Ewigen denn halten,
Zur Liebe Christi unsern Sinn gewöhnen,
Der uns zuerst mit ew'ger Liebe bindet.

So wird, was spurlos hier vielleicht verschwindet,
Was wir gewollt in Farben oder Tönen,
Am Thron des Herrn zum Ew'gen sich gestalten.

1) Erwiederung auf Eichendorff's Gedicht ‚An Philipp Veit' in dessen W. 2 A. 1, 389.

Liebessehnen [1]).

Wie froh will ich den Tag begehn,
An dem ich sagen kann: Ich liebe!
Er soll vor allen andern stehn,
Und wenn mir auch kein zweiter bliebe.
Doch bis dahin, wie bittre Stunden,
Welch herbes Leid und tiefe Wunden!

Mein Glaube steht, doch lieb' ich nicht —
Was kann ich Armer also hoffen?
Mich zehrt ein Feuer ohne Licht;
Ein Rettungsstrahl nur bleibt mir offen:
In reinigendem Schmerzensbade
Der heissen Sehnsucht hohe Gnade.

Was hilft mir Kunst und Wissenschaft,
Wenn diese Kunst ich nimmer lerne,
Wie durch der heil'gen Liebe Kraft
Ich von mir selbst mich selbst entferne,
Gereinigt schon auf dieser Erde,
Zum sanften Kinde wieder werde.

Ich fühl' es wohl, ich bin zu wild,
Zu vielerlei, zu ungeduldig,
Im Herzen schwebt so manches Bild,
Und mein Gewissen fühlt sich schuldig,
Von Ichheit kann ich noch nicht lassen,
Wie sollt' ich wohl die Liebe fassen!

Ein tiefes Meer steht mir bevor
Von bittern Thränen, Schmerz und Reue,
Bis aus der Tiefe ich empor
Zu sel'ger Liebe mich erneue —
Doch alles will ich gern ertragen,
Kann ich nur einst: Ich liebe, sagen.

Sebastian.

1) Aus ‚Oelzweige' Bd. 5. Wien 1823. S. 116.

Lied [1]).

Es ist ein Schmerz, der Sünde Lohn,
Der trägt in sich den Tod; —
Und ist ein Schmerz, des Lichtes Sohn,
Der heilt der Seele Noth.

Der Freuden auch ist eine schlecht,
In der die Hölle gleisst; —
Und eine Freude ist gerecht,
Weil sie aus Gottes Geist.

Es ist ein Feuer, das verzehrt
Und brennet zum Gericht; —
Und eines, das erwärmt und nährt,
Der Seel' ein mildes Licht.

Ein Muth, der ist der bösen Art
Und ist nur Uebermuth; —
Ein Muth, mit Demuth stets gepaart,
Gewinnt des Himmels Gut.

Es ist ein Tod, der ist Verlust,
Weil er den Geist verdirbt; —
Ein andrer Tod ist mir bewusst,
In dem der Tod erstirbt.

Nur eines kenn' ich, das in sich
Nicht schlecht vermag zu sein,
Vollkommen, unveränderlich,
Und darum gut allein.

Das ist des ew'gen Gottes Sohn,
Der liebevolle Christ,
Der alles Guten Preis und Kron'
Und Ziel und Quelle ist.

In ihm ist Makel nicht, noch Fehl,
Nur Lieb' und Heiligkeit;
Darum bin ich mit Leib und Seel'
Zum Dienste ihm geweiht.

1) Aus ‚Oelzweige' Bd. 5. Wien 1823, S. 40.

Die Thränen, die ich einst geweint,
Die trocknet er mir ab;
Ein bessrer Schmerz, mit ihm vereint,
Begleitet mich in's Grab.

Verbannt ist jede böse Lust,
Die mir die Welt verleiht,
Und nur an seiner heil'gen Brust
Fand ich die Seligkeit.

Aus dem, was sonst in mir geglüht,
Der ird'schen Liebe Brand,
Ein andres Lieben nun erblüht,
Das ganz ihm zugewandt.

So sei mein Leben in ihm Tod,
Sein Tod mein Leben nun,
Sein Wille werde mein Gebot,
Sein Kreuzesstamm mein Ruh'n!

Sebastian.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Z U P P A
Buchbinderei
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Dorothea von, 1764-1839 / Veit, Johannes / Veit, Philipp, 1793-18
77

Briefwechsel

Bd.: 2

Mainz 1881

Epist. 809 w-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11603220-8